



Broad Peak von NW im Aufstieg von dem 17 km entfernten Unbenannten Siebentausender Aufn.: Karakorum-Expedition des DAV 1



Jahrbuch  
des  
Österreichischen Alpenvereins

(Alpenvereinszeitschrift Band 82)

1957

Universitätsverlag Wagner, Innsbruck

1957

10.901/82

1. Ex.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt  
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten  
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und  
Inhalt ihrer Angaben



20. II. 1958. Ad. 82 (1954)

Druck: Tiroler Graphik, Innsbruck, Innrain 27

A handwritten signature or set of initials, possibly "K.", written in dark ink.

# Inhaltsverzeichnis

Text:

Anlässlich des Erscheinens der Alpenvereinskarte Mahalangur-Himal, Blatt Chomolongma-Mount Everest  
1:25.000:

	Seite	Tafel
1. E. Schneider, Mahalangur-Himal. Begleitworte zur Alpenvereinskarte des Everestgebietes 1:25.000 . . . . .	5 - 12	1, 2
2. F. Ebster, Die Chomolongma-Mount-Everest-Karte des Alpenvereins. Begleitwort des Kartographen . . . . .	13—15	
Sonstige Aufsätze:		
3. H. Klier, Nordtieren-Rundfahrt 1957 des DeAV . . . . .	16 - 24	3, 4
4. M. Schmid, Karakorum-Expedition des DeAV zum Broad Peak . . . . .	25—41	Titelbild, 5, 6
5. Hermann Buhl zum Gedenken. Mit Begleitwort von F. Schmitt . . . . .	42—47	
6. W. Kieß, Vor hundert Jahren im Himalaya . . . . .	48—55	7, 8
7. E. J. Hofmann, Adolf Schlagintweit. Ein Gedenkblatt zum 100. Todestag . . . . .	56—60	
8. W. Hofmann, Der Mount Rainier, Vulkan- und Gletscherberg im amerikanischen Nordwesten . . . . .	61 - 66	
9. R. Nebelsberg, Der Südtiroler Dolomiten-Rand. Landschaft und Geologie . . . . .	67—74	9, 10
10. M. Gatti, Adamello-Preanella . . . heute . . . . .	75—88	11
11. W. Flaig, Nochmals: Bergpioniere am Arlberg. Diesmal auf der Fernwall-Seite . . . . .	89—99	12
12. J. Weingärtner, Wandergedanken aus den Lechtaler Alpen . . . . .	100—108	13
13. L. Oberwalder, Wenn um den Großenebiger der Firn glänzt . . . . .	109 - 118	
14. E. Walcher, Zwischen dem Arc und der Mère. Bergfahrten im Hochland von Savoyen . . . . .	119—127	
15. E. Mehl, Ein neues Bild der „Weltgeschichte“ des Schifarens . . . . .	128—141	
16. H. Bügel, Von Gletscherschiffen und Gletschergärten . . . . .	142—149	14
17. A. Fandl, Wie ich dazu kam, die ersten Hochgebirgsfilme zu drehen . . . . .	150—159	

## Bilder:

- Titelbild:** Broad Peak von Nordwesten im Aufstieg von dem 17 km entfernten Unbenannten Siebentaufender (Aufn. Karakorum-Expedition des DeW 1957)
- Tafel 1** Mount Everest, 8848 m, von Westen (Aufn. E. Schneider)
- Tafel 2** Kloster Thangpoche mit Ama Dablam 6850 m (Aufn. E. Schneider)
- Tafel 3** Zitishanca, 6126 m, vom Toro-Hochlager aus gesehen (Cordillera Huahhuash) (Aufn. Nordilleren-Rundfahrt des DeW 1957)
- Tafel 4** Die Cordillera Huahhuash von der Kaura aus gesehen (Aufn. Nordilleren-Rundfahrt des DeW 1957)
- Tafel 5** Lager III am Broad Peak, 2000 m tiefer der Konkordiaplatz (Aufn. Karakorum-Expedition des DeW 1957)
- Tafel 6** Die Savoja-Gruppe vom Lager III am Broad Peak mit Godwin-Austen-Gletscher und Savoja-Gletscher (Aufn. Karakorum-Expedition des DeW 1957)
- Tafel 7** Oben: Sachengletscher, Ranga-Barbat-Südseite. Gemalt von Adolf Schlagintweit am 22. August 1856. Eigentum des Originals von Dr. E. Schlagintweit, Bad Wiessee  
Unten: Sachengletscher, Meßpholo (Aufn. Prof. Dr. R. Finsterwalder am 14. Juni 1934)
- Tafel 8** Oben: Ausschnitt aus der Ranga-Barbat-Karte mit dem Sachengletscher, seiner großen Ufermoräne und dem Sango-Ear-See  
Unten: Chorfonda-Gletscher am Südfuß des Rastherbrum. Gemalt von Adolf Schlagintweit im Juli 1856 (Tafel 10 des „Atlas“)
- Tafel 9** Oben: Der Beiterkofel, 2877 m, über Bellschellen (Gadertal) (Aufn. L. Fränzl, Bozen)  
Unten: Der Nord-(NNW)Abfall der Geißlerbühnen (Willnöß) (Aufn. L. Fränzl, Bozen)
- Tafel 10** Oben: Der Schlern vom Ritten aus (Aufn. L. Fränzl, Bozen)  
Unten: Der Rosengarten vom Ritten aus (Aufn. L. Fränzl, Bozen)
- Tafel 11** Oben: Presanella (Aufn. F. Illi Pedrotti, Trient)  
Unten: Le Lobbie, Madello (Aufn. F. Illi Pedrotti, Trient)
- Tafel 12** Oben: Im West-Ferwall: Kalkenberg, 2896 m, und Pfunsplizen, 2913 m, von Westen, gesehen von der östlichen Giffentaler Spitze (Aufn. Brandner, Reutlingen)  
Unten: Im Ost-Ferwall: Unweit vom Gipfel des Hohen Riffers, 3162 m, Ausblick nach SW über das obere Malfontal auf die zentrale Ferwall-Gruppe (Aufn. Risch-Lau, Bregenz)
- Tafel 13** Oben: Im Pazjel (Lechtaler Alpen) (Aufn. Weingärtner, München)  
Unten: Die Rote Wand (Lechtaler Alpen) (Aufn. Weingärtner, München)
- Tafel 14** Gletscherchliffe bei Fischbach im Juntal (Oberbayern) (Aufn. Friz Schmitt, München)

## Kartenbeilagen:

1. Schutzhüttenkarte der Ostalpen 1:600.000, neu überarbeitet und herausgegeben vom DVV und DeW.
2. Alpenvereinskarte Mahalangur-Himal, Blatt Chomolangma-Mount Everest 1:25.000. Triangulierung und Berechnung sowie photogrammetrische Aufnahme und Ausarbeitung (Schichtenplan): Dipl.-Ing. Erwin Schneider. Darstellung der Felsen und des Geländes: Dipl.-Ing. Fritz Ebster. Namen nach E. Schneider, F. Müller und B. Aufschmeiter. Druck: Kartographische Anstalt Freytag—Berndt und Artaria KG, Wien. Herausgegeben vom DVV, DeW und der DFG, 1957.

# Mahalangur Himal

Begleitworte zur *W*-Karte des Everestgebietes 1:25.000

Von Erwin Schneider, Lech am Arlberg

Mahalangur Himal, das „Schneegebirge der großen Affen“, liegt im Nepalhimalaya und erstreckt sich im Hauptzug der Gebirgsketten auf etwa 50 km Länge. Dieser Gebirgsabschnitt bildet die Grenze zwischen Nepal im Süden und Tibet im Norden. Im Westen schließt sich die Gauri-Sankar-Menlungse-Gruppe an, im Osten folgt das Kumbhakarna Himal, das bis zur Durchbruchschlucht des Arun reicht. In diesem Gebirge führt ein einziger Übergang von den südlichen Tälern nach dem tibetischen Hochland, der Rangpa La (5800 m), der von den Tibetern Khumbu La genannt wird (Aufschnaiter). Es ist ein vielbenützter Handelsweg, über den auch Paß (Grunzbüffel) getrieben werden, obwohl auf beiden Seiten des Passes auf mehrere Kilometer Gletscher begangen werden müssen. Nach Süden wird das Gebirge vom Duth Kosi (Milchfluß) entwässert, der sich unterhalb Namche Bazar, des Hauptortes der Gegend Khumbu, mit dem Bhoté Kosi vereinigt. Der höchste Berg in diesem Gebirge ist gleichzeitig der höchste Berg der Erde, der Mount Everest, 8848 m, auf 27° 59' 15,9" nördlicher Breite und 86° 55' 39,5" östlicher Länge von Greenwich. Noch zwei Berge über 8000 m ragen in diesen Ketten auf: unmittelbar östlich des Rangpa La der Cho Oyu, 8153 m, und knapp südlich des Mount Everest der Lhotse, 8501 m (Südberg), der mit dem Mount Everest ein riesiges Massiv bildet. Dieses Bergmassiv wird von den Bewohnern der umliegenden Täler Chomolongma (Göttinmutter des Landes) genannt. Mount Everest ist ein Kunstname, der Berg wurde von der englisch-indischen Landesvermessung ihrem Leiter von 1823 bis 1843, Sir George Everest, zu Ehren so getauft.

Die „Achttausender“ ragen weit über die Durchschnittshöhe der „Gipfelfur“ hinaus, diese reicht kaum an die 7000-m-Grenze. Sie bilden sogenannte „Gebungsinselfn“, das sind Teile des Gebirges, die beim Gebirgsbau weit über ihre Umgebung hinaus gehoben worden sind. Das Gestein besteht aus gefalteten Kalken aus dem geologischen Mittelalter im Hauptkamm; in den südlichen Ketten ist junger Granit vorherrschend.

Das Gebirge ist infolge seiner Höhe stark vergletschert, die Schneegrenze liegt an der Süd- = Luvseite bei etwa 5500 m, auf der Nord- = Leeseite steigt sie auf etwa 5900 m. Firngebiete fehlen meist infolge der außerordentlichen Steilheit der Bergflanken, die Gletscher werden von Lawinen genährt. Am Chomolongmamassiv sind zwei ausgeprägte Firnkessel ausgebildet, der Kongbukgletscher unter der Nordflanke und das berühmte „Westkar“ an der Südwestseite, das vom Mount Everest—Lhotse—Nuptse umschlossen wird und das Haupteinzugsgebiet des Khumbugletschers bildet. Die Zungen der größten Talgletscher reichen bis 4700 m herunter. Auch in diesem Gebiet ziehen sich die Gletscher in den letzten Jahrzehnten zurück, was besonders deutlich an eisfrei gewordenen kleinen Hochfluren zu bemerken ist.

Die Südseite des Himalayagebirges ist bekannt als eine der niederschlagsreichsten Gegenden der Erde; hier erreichen die jährlichen Regenmengen 12.000 mm. Nun ist erstaunlich, daß an der Luvseite der Hauptkette die Niederschläge sehr gering sind, schätzungsweise nicht mehr als vielleicht 400 mm im Jahr (zum Vergleich: an der Nordseite der Ostalpen betragen die Niederschläge im Durchschnitt 1000 bis 1500 mm im Jahr). Die meisten Niederschläge fallen in der Regenzeit, wenn der Monsun von Südwesten weht, zwischen Anfang Juni und Ende September. Offensichtlich wird die Feuchtigkeit schon

zum größten Teil in den Vorbergen und der Rest im Gebiet bis zu den ersten, über 6000 m hohen Kaminen abgeladen. Der Hauptkamm bildet keine kontinentale Wasserscheide, auch die Nordseite wird zum Süden entwässert, zum Arun, der östlich tiefe Durchbruchschluchten bildet. Infolge des ariden Klimas erinnert der Charakter der Landschaft am Hauptkamm sehr stark an die Hochgebirge in Peru.

Sehr eindrucksvoll ist das plötzliche Hervorschießen des Pflanzenwuchses und ganzer Blumenteppeiche unmittelbar nach dem Einsetzen der Monsunregen.

Die Bewohner sind auch in Nepal, in den südlichen Tälern dieses Gebirges, eingewanderte Tibeter. Hier, in Rhumbu, ist die Heimat der berühmten Sherpas. Die Täler sind dicht besiedelt, und die Weidewirtschaft wird bis zu den letzten Grashängen neben den Talgletschern auf über 5000 m Höhe getrieben. Daneben bauen die Sherpas Gerste und Kartoffeln als Hauptnahrungsmittel. Reis wird aus den tieferen Tälern eingeführt. Es gibt, ähnlich wie bei uns die Maienfässer, ganze Siedlungen, die nur zeitweise bewohnt sind. Haustiere sind Yaks (Grunzbüffel), Dzo's (Kreuzung von Yak und Rind) und Hühner. Der gesamte Transport aller Waren wird, wie im übrigen Nepal, fast ausschließlich auf dem Rücken der Menschen durchgeführt. Die Frauen tragen fast genau so viel wie die Männer, und man sieht schon kleine Kinder überdimensionale Lasten schleppen. Die Religion der Sherpas ist der Lamaismus, eine Abart des Buddhismus. Fast jeder Ort hat ein Kloster, und die Lamas machen einen beachtlichen Teil der Bevölkerung aus. Die Klöster sind — wie bei uns — stets an den landschaftlich schönsten Punkten erbaut.

Wenn man die tiefen Schluchten des Duth Kosi hinter sich hat, kommt man in eine weite, offene Landschaft. Besonders eindrucksvoll ist der Gegensatz der breiten Täler zu den übersteilen Wänden, wo selbst der Gedanke abgleitet. Rhumbu mit dem Mahalangur Himal ist sicher eine der schönsten Gebirgslandschaften der Erde.

Die bergsteigerische und geographische Erschließung dieses Gebirges begann 1921 von Norden, von Tibet her. Es ist verständlich, daß sich das Hauptinteresse auf den Mount Everest, den höchsten Berg der Erde, konzentrierte. Damals war Nepal noch ein fremden verschlossenes Land. Unter der Leitung von E. R. Howard-Bury bereiste eine englische Gruppe die Ost- und Nordseite des Gebirges. 1922 kamen die ersten Versuche der Engländer gegen den Gipfel des Mount Everest von Norden her. 1924 war der nächste Angriff, ebenfalls von Tibet aus, und in diesem Jahr erreichte E. F. Norton die Höhe von 8570 m, ohne Benutzung von Sauerstoff, und diese Leistung ist erst überboten worden, als der Gipfel 1953 erreicht wurde. 1924 fanden G. F. Leigh Mallory und N. Irvine am Berg den Tod; sie wurden zuletzt von R. E. Odbell am Weg gegen den Gipfel gesehen, bevor Nebel die Sicht verdeckte. Die nächsten Versuche wurden, nach längerer Pause, in den Jahren 1933 — in diesem Jahr wurde auch der Mount Everest das erste Mal überflogen —, 1935, 1936 und 1938 von englischen Bergsteigern durchgeführt. Alle versuchten den gleichen Weg über den Chang La, den Nordfattel, und niemand kam weiter wie Norton 1924. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde Tibet zum verschlossenen Land, dafür öffnete Nepal seine Grenzen. Nun begann ein Wettlauf wie bei einem Ausverkauf. Die ersten, die vom Süden durch die Täler Nepals, zum Mount Everest gingen, waren 1950 im Herbst der Engländer H. W. Tilman und die Amerikaner D. Houston und Ch. Houston, Vater und Sohn. Sie sahen den Abbruch des Westgletschers — den früher auch schon vom Hauptkamm Mallory eingesehen hatte —, aber das Kar selbst und die oberen Hänge waren ihnen unsichtbar. 1951 kam auf dem gleichen Weg E. Shipton auf den Rhumbugletscher und dessen Gruppe erreichte auch den Eingang in das Westkar. Im Frühjahr 1952 griffen Schweizer Bergsteiger den Mount Everest auf diesem Weg an, sie durchstiegen den 800 m hohen Eisbruch zum Westkar, öffneten über die letzten, riesigen Spalten den Weg in dieses, durchstiegen die 1400-Höhenmeterflanke zum Südfattel zwischen Mount Everest und Rhotse in einem Zug, und Lambert mit dem Sherpa Tenzing Norkay erreichte 8600 m am Südgrat, wo sie, geschwächt durch das übersteigerte Tempo und die ungenügenden Sauerstoffgeräte, um-

kehren mußten. Im Herbst des gleichen Jahres war der zweite Schweizer Versuch zum Scheitern verurteilt; erst der Konsumschnee, später die eisige Kälte, der Verlust eines Trägers und der Höhensturm ließen die Bergsteiger mit größter Mühe den Südsattel gewinnen, wo sie umkehren mußten. 1953 kamen englische Bergsteiger unter der Leitung von Sir G. Hunt auf diesem Weg zum Gipfel. Ausgezeichnete Planung sowie Durchführung und ausreichende Sauerstoffgeräte ließen in den letzten Maitagen E. Hillary mit dem Sherpa Tenzing Norkay den Gipfel vom Westkar aus über den Südsattel, den Südgrat und die Südschulter erreichen. 1955 versuchte eine internationale Expedition unter der Leitung von Norman G. Dyhrenfurth den Thotse, dabei erreichte E. Senn die 8000-m-Grenze. 1956 kam die dritte Schweizer Unternehmung an die Südseite des Mount Everest; zwei Gruppen zu je zwei Bergsteigern erreichten den Gipfel des höchsten Berges, eine Gruppe, Luchfinger und E. Reiß, erstiegen den Gipfel des Thotse erstmals. Auch dieser Erfolg kam durch eine ausgezeichnete Organisation und die besten heutigen Sauerstoffgeräte zustande. Im Westen des Mahalangur Himal war inzwischen der Cho Chu, 8153 m, gefallen. Im Herbst des Jahres 1954 erstiegen ihn Pasang Dawa Lama, S. Böckler und H. Tichy. Daneben wurden bei den verschiedenen Unternehmungen eine große Anzahl untergeordneter Gipfel, sowohl in Tibet wie auch auf der nepalischen Seite, erstiegen, einige davon mehrmals.

Die wissenschaftliche Erschließung des Mahalangur Himal hat bereits die ersten Anfänge überschritten. Besonders geologisch ist das Gebiet sehr gut bekannt: An der Nordseite arbeiteten A. M. Heron 1921, R. E. Dbell 1924 und V. R. Wager 1933; an der Südseite A. Lombard 1952, P. Borden 1954, M. Patreille 1955 sowie L. Hagen 1955 und 1956. Die kartographische Aufnahme des Gebietes begann 1921 und 1924 auf der Nordseite durch S. T. Morhead, O. E. Wheeler und Hari Singh. Dabei hat O. E. Wheeler bereits photogrammetrisch gearbeitet. Die nepalische Seite wurde von indischen Feldmessern 1924 bis 1927 aufgenommen. Das Ergebnis dieser Arbeiten ist in der Übersichtskarte 1:253.440 (Viertelzollkarte) niedergelegt. Diese Karte ist, soweit menschliche Siedlungen reichen, durchaus brauchbar. Die Survey of India gab 1930 eine Halbzollkarte 1:126.720 der Umgebung des Mount Everest heraus, die im Süden bis Lhangpoche, im Westen bis zum Tseti Lapcha, dem Paß von Khumbu zum Kholwalingtal, im Norden bis zu den unbergleischerten Vorbergen des Hauptkammes und im Osten bis östlich des Makalu im Kumbhakarna Himal reicht. Man sieht auf dieser Karte deutlich den Unterschied zwischen der ausgezeichneten Aufnahme tibetischen Gebietes durch die englischen Expeditionen 1921 und 1924 und der mehr schematischen Aufnahme nepalischen Gebietes, auf dem vor allem das Obland offensichtlich kaum oder höchstens mit „Fern-topographie“ aufgenommen wurde. Die innerhalb der Ufermoränen eingesunkenen, schuttbedeckten Gletscher sind in Tibet einwandfrei kartiert, in Nepal kaum angedeutet; offenbar wußte der einheimische Feldmesser mit diesem Phänomen nichts anzufangen. Die unmittelbare Umgebung des Thomolungnamassives, Kongbukwest-, -haupt- und -ostgletscher, Gangshunggletscher und das Westkar mit Kupke und Thotse, wurde in einer Einzellkarte festgehalten (1:63.360), die die englische geographische Gesellschaft und der Alpine Club herausgebracht haben. Die Geländedarstellung dieser Karte ist ausgezeichnet, sie ist in Siegfried-Atlas-Manier durch den Schweizer Charles Jacot-Guillarmod durchgeführt. Beim Everestflug 1953 wurden auch Flugbilder aufgenommen. Das Ergebnis ist eine Karte im Maßstab 1:50.000, die von der Royal Geographical Society, London, herausgegeben wurde und bei der die früheren Erdvermessungen berücksichtigt und ergänzt wurden. Es ist alles an Gelände gezeichnet, was damals beim Flug offenbar an Gelände durch die Wollenslücken zu sehen war. Das aufgenommene Gebiet beschränkt sich hauptsächlich auf die Gegend südöstlich des Mount Everest, wobei der obere Barungletscher und die Südwestseite des Makalu inbegriffen sind. 1935 wurde auf der Nordseite des Gebirges von Michael Spender † topographisch und photogrammetrisch gearbeitet; das Ergebnis ist eine Karte der Nordflanke des Mount Everest vom Cho La über den Chang La bis zum Raphu La, die durch die Royal Geographical Society und durch den Himalayan Club im Maßstab 1:20.000 veröffentlicht

wurde. Diese Karte zeigt die Nordseite des Chomolongmamassives in allen topographischen Einzelheiten. Nach der Expedition 1953 hat Charles Evans auf der Südwestseite topographisch gearbeitet, 1954 und 1955 Norman Hardie am Barungletscher, im Hongubassin und in Khumbu. Nach diesen vorliegenden Karten ist die Nord- und die Ostseite des Mahalangur Himal und besonders des Chomolongmamassives ausreichend kartiert, die südlichen und südwestlichen Ausläufer jedoch unzureichend; dort ist das Odland, wie vorhin bereits erwähnt wurde, kaum ähnlich und mit groben Fehlern behaftet. Diese Lücke wollte ich schließen. 1955 war ich Teilnehmer der Internationalen Himalayaexpedition von Norman G. Dyhrenfurth. Ein Ergebnis meiner Arbeit ist die Karte im Maßstab 1:25.000, die diesem Bande der Alpenvereinszeitschrift beigegeben ist, und diese Abhandlung ist das kurze Begleitwort dazu.

Ursprünglich hatte ich die Absicht, das ganze Gebirge von der Gauri-Sankar-Gruppe über den Rangpa La möglichst bis zum Makalu aufzunehmen; in welchem Maßstab dann die Karte herausgebracht werden sollte, war eine Frage der zur Verfügung stehenden Geldmittel. Immer schon schwebte mir eine großmaßstäbige Karte einer „Achttausendergegend“ vor, die möglichst viele Einzelheiten — besonders glaziologische — enthalten sollte. Eine reizvolle Aufgabe war auch, die Karte im gleichen Maßstab wie die Alpenvereinskarten (1:25.000) herauszubringen, und das bedingte auf jeden Fall eine Aufnahme für den Arbeitsmaßstab 1:10.000. So begann ich mit den Feldarbeiten am Rangpa La und Cho Oyu, diese Arbeit ist dann wegen Zeitmangel „in der Luft hängen“ geblieben. Das von mir schließlich aufgenommene Gebiet umfaßt das Tal des Duth Kosi von Zhangpoche aufwärts zum Ngojumbagletscher und die Umrahmung dieses Einzugsgebietes über den Cho Oyu, den Gyachung Gang und den Nap La. Dieser Teil ist berechnet, aber noch nicht ausgemessen. Die hier vorliegende Karte umfaßt die gesamte Südwest- und Südseite des Chomolongmamassives, im Westen bis zur Wasserscheide gegen den Ngojumbagletscher, im Norden bis zur Wasserscheide nach Tibet, wobei ein Stück des Hongubgletschers und die Nordflanke des Mount Everest mitgenommen wurden. Im Osten begrenzt die Karte die riesige Ostflanke des Mount Everest, den obersten Gangshungletscher und die Wasserscheide zum Barungletscher, im Süden verläuft die Kartengrenze über die Wasserscheide zum obersten Hongubassin, von dem ein kleines Stück angeschnitten ist. Schließlich sind in der Südwestecke die oberste Dauerfiedlung des Tales, Pangpoche, und der oberste Wald gerade noch auf dem Kartenbild.

Als Ausgangspunkte bekam ich von der Survey of India die geographischen Koordinaten und die Höhen in englischen Fuß der Berge: Mount Everest, Lhotse, Makalu, Cho Oyu, Gyachung Gang, Gauri Sankar, Karyolung, Numbur, Kwangde, Mera, Nau Leth, Chamlang und Chomo Lönzö. Allerdings dauerte es bis zum Herbst, bis ich alle Koordinaten hatte, denn infolge Zeitmangel am Beginn der Unternehmung wurde der Briefwechsel mit der Survey erst vom Gelände aus geführt, und jeder Brief brauchte mindestens 14 Tage, bis er von unseren Postläufern an die nächste Poststation (Kathmandu) gebracht wurde. Da ich sicher wußte, daß ich mindestens die Achttausender der Gruppe als Koordinaten erhalten werde, konnte ich mir eine Breitenbestimmung und eine Basismessung ersparen. Am ersten Tag, an dem ich am frühen Vormittag das Kartengebiet betreten hatte, sah ich an der Talgabelung der Chola Khola mit der Inja Khola von einem Punkt aus Cho Oyu, Lhotse, Makalu, Karyolung und Kwangde, und damit war der Beginn meiner Arbeit gesichert.

An Instrumenten hatte ich mit: einen Zeiß II Sekunden-Theodolit mit Stativ, einen Phototheodolit Zeiß TAF mit zwei leichten Stativen und zwei Signaltafeln, ein 50-m-Stahlmeßband, nichtrostend, 40 Duzendpackungen Topoplatten 13×18 cm.

Eine leichte 2-m-Basislatte für optische Distanzmessung würde ich das nächstemal dazu mitnehmen — aber 1955 war diese noch nicht gebaut.

Das größte Hindernis für die Arbeit war das Wetter. Im Frühjahr, vor dem Monsun, war an etwa acht Tagen das Arbeiten möglich und an fünf Tagen davon das Arbeiten den ganzen Tag über. Im Herbst (1955 war angeblich ein sehr schlechtes Jahr, im Oktober

regnete es in Kalkutta, was sehr selten vorkommt) war es etwas besser, wenn ich auch bis in den November vergeblich auf das „fagenhafte Herbstwetter“ wartete. Der Beginn nach der Regenzeit war trostlos: In den ersten Tagen Ende September vernebelten die Wolken ein bis zwei Stunden nach Sonnenaufgang das Gelände; von Tag zu Tag wurde das Wetter freundlicher, mit gelegentlichen Rückschlägen, an denen es den ganzen Tag schneite. Zuletzt, im November, konnte ich mit einem halben Arbeitstag rechnen, das heißt spätestens mittags mußte ich mit meiner Arbeit fertig sein, wenn ich nicht riskieren wollte, nochmals auf den Vermessungspunkt aufsteigen zu müssen. Beim Glaziologen Friß Müller, der 1936 in der Gegend tätig war und der meine Träger hatte, beschwerten sich diese, sie hätten bei mir immer schon mittags ins Lager gehen können, wenn er sie bis zum späten Abend beschäftigte. Der sturmartige Wind machte mir einigemal zu schaffen. Alles in allem habe ich die Arbeit für die vorliegende Karte im Feld in 20 reinen Arbeitstagen gemacht. Es kam allerdings vor, daß ich z. B. bei einem Vermessungspunkt die Arbeit am 25. September begann, um sie erst am 6. Oktober beenden zu können. Dabei habe ich 73 Plattenpaare — 146 Meßaufnahmen  $13 \times 18$  cm verbraucht. Das Wetter bedingte ein frühes Aufbrechen, in einer Mondperiode gingen wir an einigen Tagen bald nach Mitternacht vom Lager weg, und vor Sonnenaufgang hatte ich schon trianguliert, um anschließend die photogrammetrischen Aufnahmen zu machen. Im November wurde der Wettklauf mit den Wolken nicht mehr so aufreibend, dafür aber war die Kälte am Abend, in der Nacht und am frühen Morgen bereits sehr unangenehm.

Das Gelände — waldloses Ödland — ist für Photogrammetrie ideal. Leider kommt man nicht oder nur in Ausnahmefällen auf die die Täler trennenden Grate, von denen man nach beiden Seiten arbeiten könnte. Dazu ist das Gelände zu schwer und die Gipfel zu steil und selbst in diesen Fällen, in denen es mit Hilfe der erstklassigen Träger möglich wäre, stünde der Aufwand an Zeit und Mühe in keinem Verhältnis zum Ergebnis. Die Mondlandschaft der schutt- und eistümpelbedeckten Talgletscher verlangt möglichst überhöhte Standpunkte, damit dieses Gelände ausgemessen werden kann. An der Westseite des Gebirges müßte es auch in der Monsunzeit möglich sein zu arbeiten — Michael Spender  $\dagger$  arbeitete 1935 im Monjum am Kongbulgletscher —, aber Tibet ist derzeit verschlossen. So kommt auf der Südseite als günstigste Zeit Oktober bis Ende Dezember in Frage, wobei die kurzen Tage und die Kälte ab Mitte November im Hochgebirge über 5000 m sehr hinderlich sind.

Mein höchster Vermessungspunkt innerhalb der Karte war einige Meter unter 6000 m, am Rangpa La ungefähr 6200 m. Im Durchschnitt lagen sie zwischen 5300 und 5800 m.

Mein Vermessungstrupp bestand aus sechs Männern und zwei Frauen: Unser Nepali-Verbindungsmann, Bijaya Gaja Randa Baidya aus Kathmandu, war mir sehr wertvoll als Feldbuchschreiber, und ich werde es nicht vergessen, wie er einmal am frühen Morgen, gerade als die Sonne die höchsten Gipfel anstrahlte und in den Tälern noch tiefe Nacht war, ergriffen sagte, dies sei sein schönstes Erlebnis, das er bisher in seinem Leben hatte. Der Chef der Träger war Dawa Londup, der bereits 1934 mein Träger am Nanga Parbat war. Inzwischen ist er einer der besten und erfahrensten Träger geworden. Dann Nima, der Vater des Großkamas von Thangpoche, im normalen Leben Bauer und Hirt, von uns „Lamavater“ genannt. Nguru aus Namche Bazar war immer lustig und zum Scherzen aufgelegt, ein Künstler im Steinmannbau. Bei dessen Scherzen tat es mir stets in der Seele leid, daß ich die Sprache der Sherpas nicht verstand.

Dann Tashi und Nima Gyalzen aus Rhumbdzung oberhalb Namche Bazar, schließlich die beiden Sherpanis. Die eine war die „Braut“ von Dawa Londup, der als Witwer zu uns gekommen war und der am Ende der Unternehmung mit dieser jungen Sherpani nach Hause nach Darjeeling ging, die andere die junge Tochter unseres Sirdars Pasang. Ihnen habe ich es zu verdanken, daß ich meine Feldarbeit in so kurzer Zeit beenden konnte.

Während ich noch in der Nacht vom Lager zu meinem Vermessungspunkt aufstieg, meist begleitet von Baidha und Dawa Londup mit einem Träger, der täglich wechselte, gingen die übrigen am Vormittag mit dem ganzen Gepäck in das nächste Lager, das in der Nähe des folgenden Vermessungspunktes aufgeschlagen wurde. Am Nachmittag kamen wir dann in dieses Lager zurück.

Bei der Kürze der Zeit, die zur Verfügung stand, konnte ich nicht erst signalisieren und dann messen, sondern mußte laufend arbeiten, das heißt von einem Vermessungspunkt zielte ich den nächsten an, auf dem ich erst später stehen würde, der also noch nicht signalisiert war und dessen späteren Standpunkt ich sozusagen erraten mußte. Dadurch war es mir möglich, ein geschlossenes Dreiecksnetz zu messen. Im Tal hatte ich einen zentralen Vermessungspunkt, als Signal verwendete ich einen wunderbaren Chorlen oberhalb von Dingpoche (4412 m), von dem aus ich ganz zuletzt noch die restlichen Dreiecke schließen konnte. Die Methode bewährte sich, ich hatte Dreieckschlußfehler von höchstens einigen Sekunden; sie setzt aber eine ziemliche Übung in der Beurteilung des Geländes aus der Ferne voraus und daß man die Gesamtanlage der Vermessung bereits vor Beginn der Arbeit im Kopf hat.

An Lücken blieben im photogrammetrisch vermessenen Gelände: ein kleines Jungtenbecken in der obersten Chola Khola, der Talschluß unter der Ruptfemauer des westlichen Smjagletschers, das innerste Becken des östlichsten Smjagletschers, die zum Amphu Lapcha gewendete Flanke (Paß nach dem Hongubassin) des Doppelgipfels Amphu Parza, die nordwestlichste Mulde des Chakrigletschers und die untersten 400 m des Mount-Everest-Südwestabsturzes zum Westkar. Alle diese Lücken konnten nach Bildern geschlossen werden, die Chakrilücke nach Bildern von Fritz Müller.

Das gesamte Kartengebiet umfaßt 390 qkm; davon entfallen auf Kongbu 20 qkm, ergänzt nach photogrammetrischen Aufnahmen von Michael Spender †; auf Gangshung entfallen 28 qkm, ergänzt nach photogrammetrischen Aufnahmen von D. E. Wheeler und nach Bildern von E. Hagen; der Anteil vom Hongubassin beträgt 12 qkm, diese sind nach Aufnahmen von Charles Evans ergänzt und 2 qkm an der Wasserscheide zum Barungletscher, diese sind nach der Flugkarte und Flugaufnahmen von 1933 geschlossen worden.

Dieses Gelände außerhalb umfaßt 62 qkm; das photogrammetrisch aufgenommene Gebiet erreicht 328 qkm, in diesem sind 11 qkm Lücken, die ergänzt wurden, es verbleiben somit 317 qkm exakt ausgemessenes Gebiet. Das sind, auf die Gesamtkartensfläche bezogen, 81,3 Prozent (Lücken 18,7 Prozent), und auf das photogrammetrisch aufgenommene Gebiet bezogen 96,6 Prozent (Lücken 3,4 Prozent).

Die Höhenzahlen sind sowohl in Metern als auch in englischen Fuß angegeben, damit sich die nicht im metrischen System aufgewachsenen Benutzer im Lesen der Karte leichter tun. Der Schichtlinienabstand ist 20 m mit 100 m Zählkurven, nur im steilsten Gelände sind die 20-m-Schichtlinien fortgelassen. (In der Südfanke des Thotje ist z. B. ein Wandteil auf über 400 Höhenmeter praktisch senkrecht.) Die Ausführung ist demnach genau so, wie bei den üblichen Alpenvereinskarten im gleichen Maßstab 1:25.000. Dadurch wird dem Betrachter der Karte ein unmittelbarer Vergleich möglich zwischen einer Ostalpenberglandschaft und dem Gebirge um den höchsten Berg der Erde. Das plastische Sehen des Vogelschaubildes wird noch durch die Schummerung für den ungeübten Betrachter erleichtert.

Zahllos sind die verschiedenartigsten Gletscherphänomene, einige davon sind im Kartenbild festgehalten.

So sind einige Seen in vom Eis verlassenen Gletscherbecken die meiste Zeit über trocken und nur in der Regenzeit vollgelaufen. 1956 hat eine Wasserflut am Duth Kosi mehrere Mühlen weggerissen. Die Flut kam nach Müller einwandfrei aus der Smja Khola. Die Ursache dafür ist vielleicht der „Tong Iso“ (Trodensee) in diesem Gletscherzirkus, oder, wahrscheinlicher, eine ausgelaufene Wasserstube unter dem Gletschereis (Hagen).

Die Überschrift der Karte ist „Mahalangur Himal“, das heißt, wie erwähnt, „Schneegebirge der großen Affen“ (nach Auffchnaiter nicht sicher). Offensichtlich hat der indische Topograph den einheimischen Namen in seine Sprache überjetzt. Der Name bezieht sich auf den jagenhaften Schneemenschen (Yeti), der hier leben soll, dessen Spuren schon mehrfach, er selbst aber so gut wie noch nie gesichtet wurde — jedenfalls noch nicht von einem einwandfreien Zeugen. Diese Überschrift steht genau so als Titel, wie man über einer Karte der Wildspitze: „Karte der Ötztaler Alpen“ setzen würde, und daneben „Wildspitzgruppe“. Den letzteren Namen vertritt in unserem Fall der Name „Chomolongma — Mount Everest“. Im übrigen wurde versucht, nur wirklich landesübliche Namen in die Karte zu setzen, mit einziger Ausnahme einiger Kunstnamen, die sich bereits eingebürgert haben. Eine Ausnahme mußte auch mit den Gletschernamen erfolgen; sinngemäß wurden die Gletscher entweder nach den Bergen darüber oder nach den angrenzenden Weidbegründen benannt. Die Tibeter benennen keinen Gletscher, deswegen ist für das Wort „Gletscher“ das Wort „Kang“ oder „Gang“ (Schnee, Eis) nicht möglich. Eine Möglichkeit wäre „Glacier“, da Englisch in Indien die zweite Staatssprache ist. Die von den Einheimischen gebräuchlichen Flurnamen sind von Fritz Müller 1956 und von mir 1955 erhoben worden, und die Wiedergabe der Namen folgt der Schreibweise des Survey of India. Für die Kontrolle der Namen und Schreibweise bin ich Peter Auffchnaiter zu Dank verpflichtet, der als UNO-Experte in Nepal arbeitet.

Die Rechenarbeit nahm etwa einen Monat in Anspruch. Nachdem die gegebenen Ausgangspunkte aus geographischen Koordinaten in Gauß-Krüger-Koordinaten umgerechnet waren, wurde erst die geschlossene Dreieckskette berechnet. Die Punkte dieser Kette lagen zwischen 4400 und 6000 m. Dann wurden die 31 photogrammetrischen Standlinien bestimmt und zuletzt wurden die vom Hauptnetz neu vermessenen Punkte, meist auffallende Gipfel, gerechnet. Alle Höhen in der Karte, die neu gerechnet sind (die Ausnahme ist der Thotse, 8501 m, der übernommen wurde), sind auf die Höhe des Mount Everest bezogen. Im Hochgebirge sind bei der Höhenmessung die Lichtbrechung (Refraktion) und die Lotabweichung (besonders bei steilen Wisuren), die unsichersten Faktoren. Die Höhen der Achttausender wurden seinerzeit aus großen Entfernungen, aus der indischen Ebene und aus den Vorbergen, bestimmt. Die Differenzen wurden durch einen Lichtbrechungsfaktor ausgeglichen. Bei meiner Vermessungsarbeit hatte ich viel zu steile Wisuren und die zur Verfügung stehende Zeit reichte knapp zur Aufnahme des Geländes, als daß ich die Möglichkeit gehabt hätte, durch vielfach wiederholte Sätze aus meinen Ergebnissen unter Umständen Verbesserungen der Ausgangshöhen anzubringen. Außerdem schwanken die Gipfelhöhen vor und nach dem Monsun durch verschiedene Schnee- und Wächtenhöhen um viele Meter.

Die Auswertung erfolgte im Maßstab 1:10.000 auf zwölf Autographenplänen zu je 6×6 km = 36 qkm. Im Anfang hatte ich Schwierigkeiten mit dem Einpassen der Plattenpaare: Starke Überhöhung der Gipfel gegenüber den Aufnahmeorten; z. B. Aufnahmepunkt 5600 m, Gipfel (Thotse) 8500 m, Überhöhung 2900 m; sehr stark veränderliche Gipselformen vor und nach der Monsunzeit: Während der stärksten Niederschläge sieht der Gipfel des Mount Everest ganz weiß aus, wie ein Schneeberg, wird aber später, nach dem Einsetzen des Herbsthöhensturmes, in einigen Tagen bis auf die dunklen Felsen abgelassen. Am Stausee in der Chola Khola beträgt der Unterschied im Wasserspiegel über die Regenzeit 21 m! — Später, durch die Schwierigkeiten getwizigt, benützte ich zum Festlegen der Ausmaßwerte nur mehr meine Steinmänner (im Durchschnitt 2 m hoch und auf große Entfernung gut zu sehen). Die Genauigkeit im exakt aufgenommenen Gebiet bewegt sich im Rahmen der Alpenvereinstarten auf Zeichengenauigkeit = 0,2 mm, diese 2 m im Maßstab 1:10.000 werden durch die Verkleinerung auf 1:25.000 um das Zweieinhalbfache auf weniger als 1 m verkleinert.

Die Arbeitszeit am Autographen betrug ungefähr 350 Stunden, die Zeichenarbeit etwa 250 Stunden, zusammen 600 Stunden. Diese Zeit mußte ich neben meiner normalen Arbeit aufbringen.

Die Bereitstellung der Mittel für die Aufnahmearbeiten erfolgte (neben einem persönlichen Beitrag) durch den Österreichischen Alpenverein und durch österreichische Behörden. Die Auswertearbeiten bis zum Druck der Karte übernahm die Deutsche Forschungsgemeinschaft über Antrag von Professor Finsterwalder, in dessen Institut an der Technischen Hochschule in München ich die Ausmeßarbeiten am Autograph durchführte. Ihnen allen, den Förderern und den Mitarbeitern an der Karte, nicht zuletzt Fritz Ebner, der die Darstellung der Felsen und des Geländes durchgeführt und dadurch den Karteninhalt für einen normalen Menschen lesbar gemacht hat, bin ich zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

---

Anschrift des Verfassers: Dipl.-Ing. Erwin Schneider, Lech am Arlberg

# Chomolongma=Mount=Everest-Karte

Gelcitwort des Kartographen

Von Fritz Ebster, Innsbruck

Schon im Jahre 1955, als die „Internationale Himalayaexpedition“ in ihr Arbeitsgebiet ausreiste, suchte ich alle mir erreichbaren Unterlagen — Schrifttum und Bildmaterial — zusammen, um mich, der ich ja keine direkte Geländekenntnis erwerben konnte, mit dem Gebiet so gut es eben ging vertraut zu machen. Für mich war es damals schon ziemlich sicher, daß E. Schneider sein Vorhaben und Ziel, einen Höhenlinienplan (Schichtenplan) des Everestgebietes, womöglich in einem Maßstab 1:25.000, aus seinen Feldaufnahmen auszuwerten, erreichen würde. Wir hatten auch damals schon festgelegt, daß ich versuchen würde, aus dem Schichtenplan und der stereophotogrammetrischen Aufnahme eine Karte herzustellen, wenn auch noch keinerlei Abkommen über den Druck und die damit verbundenen Kosten sichergestellt oder auch nur vorhanden waren. Wenn auch der Expedition das bergsteigerische Ziel ver sagt blieb, so war es für uns doch das Erhebendste, daß alle Teilnehmer gesund in die Heimat zurückkehrten und daß Schneider eine so einmalige Leistung und wertvolle Arbeit durch den unermüdlichen Einsatz seiner Person mit nach Hause brachte. Seine Arbeit und das Werden des so schönen Ergebnisses ist an anderer Stelle von der hierzu berufensten Seite beschrieben. Ich will hier nur kurz die Probleme und Arbeiten, die bei der Vollendung dieses Wertes zu lösen waren, behandeln.

Festgelegt war nunmehr der Erscheinungstermin der Karte, der 1. November 1957. Für meine Arbeit verblieben also knappe fünf Monate, und daraus ergab sich rein zeitlich gesehen schon das erste Problem: Es war klar, daß, nicht nur der Kosten wegen, das rationellste Verfahren herausgefunden werden mußte, um diesen Termin einhalten zu können. Das Original des Höhenlinienplanes mit 20 m Höhenlinienabstand war von Schneider im Maßstabe 1:10.000 ausgewertet und reingezeichnet worden. Ich ersah aus dieser so sauber gezeichneten Arbeit, daß es möglich sein mußte, den Großteil der Höhenlinien so zu erhalten, daß sie nicht neu gezeichnet (graviert) werden mußten. Ich sollte Recht behalten; der Großteil seiner Höhenlinien war in der Verkleinerung im Maßstabe 1:25.000 so gut erhalten, daß eine Neuzeichnung tatsächlich nicht erforderlich war. Als Erstes war es notwendig, die Farbauszüge der drei gewählten Farben: Schwarz, Blau und Braun herzustellen, was manchmal auch ziemliche Schwierigkeiten bereitete. Das Abdecken z. B. der in den Gletscherzungen verlaufenden Höhenlinien einerseits (in der fertigen Karte in Blau dargestellt), sowie andererseits der von Schneider eingetragenen signaturmäßig dargestellten Schutzzeichnung (schwarz) war mühsam, aber der Zeit nach doch lohnend, da ein Neuzeichnen der gesamten Höhenlinien weit mehr Arbeit und Zeit gekostet hätte. Diese sonst von mir in dieser Weise noch niemals ausgeführte Arbeit, war für mich aber auch aus einem zweiten Grunde sehr wertvoll. Durch die Bearbeitung des gesamten Karteninhaltes (Trennung in drei Farben) war mir das ganze Gelände von Anfang an vertraut. Ich brauchte von vorneherein, wie es bei einem anderen Verfahren (Steinstich oder Glasgravur) zwangsläufig notwendig ist, nicht mit Details zu beginnen. Wahrscheinlich wäre dadurch der Gesamtcharakter des Gebietes mir nicht so eindrucksvoll und auch in verhältnismäßig kurzer Zeit bekannt geworden. Man darf hier nie übersehen, daß ich selbst ja keine Möglichkeit hatte auch nur einen Blick in das darzustellende Gelände zu werfen.

Auf drei Blatten Astralon (Ultraphan) lag nun der Höhenlinienplan in drei Farben getrennt vor. Das Format für das reine Kartenbild beträgt 86 cm mal 84 cm; ich halbierte der leichteren Bearbeitung wegen auf die Größe 43 cm mal 84 cm. Nun fiel auch die Entscheidung, in welcher Form die druckfähige Unterlage geschaffen werden sollte. Eine Steingravur, wie ich sie sonst für die Alpenvereinskarten angewendet hatte, fiel aus zwei Gründen aus: Die Zeit für diese Arbeiten wäre viel zu knapp geworden, und auch die Kosten, die dieses Verfahren verursacht, wären viel zu hoch gewesen. Auch das nunmehr wohl modernste Verfahren — die Glasgravur —, die auf rationellste Weise die Güte des Stein- oder Kupferstiches erreicht und in der Schweiz bereits eingeführt ist und schöne Erfolge erzielt, war in unserem Falle aus folgenden Gründen nicht anwendbar. Unsere Druckereien müssen für diese moderne Technik auch erst Erfahrungen sammeln, ebenso wollte ich selbst, der ich schon einige Versuche auf diesem Gebiet getätigt hatte, nicht als erste größere Arbeit diese umfangreiche Karte bearbeiten, auch des Zeitmangels wegen, da Schwierigkeiten den Erscheinungstermin wesentlich beeinflusst hätten. Die Zukunft wird allerdings für die Alpenvereinskartographie die so rationelle Glasgravur sein; die künftigen Arbeiten des Alpenvereins werden davon Zeugnis geben.

Es blieb nun als auszuführendes technisches Verfahren die oft bewährte Zeichnung mit Tusche auf die Astralonplatte. Die auf dieses Material aufkopierten, teilweise durch Zeichnung ergänzten Höhenlinien waren überall erhalten und eingezeichnet worden. Als Erstes wurde die Schwarzplatte in Angriff genommen. Die vielen stereophotogrammetrischen Bildpaare (Standlinienbilder) der über das gesamte Gebiet gelegten Aufnahmen wurden Bild für Bild ausgewertet, die Felsen, Moränen, Schutthalben, Wege und Situation, kurz alles, was auf der fertigen Karte Schwarz aussieht, eingezeichnet. Die Schriftplatte wurde in einem eigenen Arbeitsgang ebenfalls auf Astralon gezeichnet und hernach in die Schwarzplatte einkopiert.

Dem Betrachter der Karte wird es auffallen, daß abweichend von der bisherigen Darstellung des Felsgeländes auf den Alpenvereinskarten hier Felszeichnungen aufscheinen, die darunterliegende blaue Höhenlinien aufweisen. Das ergab zwangsläufig die Überlegung: Solche steile Flanken und Wände in diesen Höhen sind mehr als Eis anzuspitzen denn als gewachsener Fels; der Hauptanteil der Oberfläche dieser steilsten Wände ist das Eis, in das wohl einzelne, aber immer überreife Felsabfänge eingesprengt sind. Wirkliche Felspartien sind auch hier durch schwarze Höhenlinien gekennzeichnet. An ganz wenigen Stellen war es der Steilheit dieser Wände wegen unmöglich, alle 20-m-Höhenlinien zu erhalten und einzutragen, doch sind dort die 100-m-Höhenlinien überall gut zu erkennen.

Viele Besprechungen mit E. Schneider und E. Senn, die mir manche wertvolle Einzelheiten über das Gelände mitteilten, Eigenheiten geologischer und morphologischer Art, viele, von ihnen und anderen Stellen zur Verfügung gestellte Privataufnahmen und Luftbilder ergänzten die Auswertarbeiten an den Bildern und möchte ich hier allen für ihre Hilfe noch Dank sagen.

Es folgten die Arbeiten an der Blauplatte: Höhenlinien sowie Gletscherspalten und -brüche sowie Textur, die Flüsse, Bäche und Seen. Und schließlich die Bearbeitung der Braunplatte: Höhenlinien im bewachsenen Gelände, Böschungen u. ä. Eine Platte wurde noch gezeichnet, die in der fertigen Karte den Grünaufdruck zeigt: den Wald und das Buschwerk.

Um die Anschaulichkeit noch zu erhöhen ist beabsichtigt, drei Geländeplatten (Schummerungen) herzustellen. Ein leichter Dacton für das bewachsene Gelände, eine plastische Schummerung für die Moränen und das übrige tote Gelände und eine solche für das vergletscherte Gebiet. Gegenwärtig ist die Durchführung dieser Arbeiten (Druckmehrkosten) noch nicht gesichert, ich hoffe aber, daß es doch möglich gemacht wird, die Karte durch diese Aufdrucke noch plastischer und anschaulicher gestalten zu können.

Der durch Schneiders geschickt angelegte Standlinienaufnahmen und deren Auswertung möglich gemachte und für ein außereuropäisches Hochgebirge dieses Ausmaßes wohl erstmals angewandte Maßstab von 1:25.000 gestattet es nun, unzählige Einzelheiten, Kleinformen, Absätze und Kuppen und andere eigenwillig gestaltete Formen des Geländes einzutragen, die dem Morphologen und Glaziologen reiche Aufschlüsse über ältere Entwicklungsstadien des Landschaftsbildes bieten. Solche und viele andere, in aller Schärfe herausgearbeitete Erscheinungen der Bodengestalt kennzeichnen das Kartenwerk und entsprechen, diesmal auf ein außereuropäisches Hochgebirge angewendet, den Anforderungen unserer Zeit an eine Hochgebirgskarte.

Die Arbeit des Darstellers (Felszeichners), der aus der Überfülle der Details, aus verwirrenden Einzelheiten, das Wesentliche im Bau und der Oberflächengestaltung der Berge auswählt, ist zugestandenermaßen immer etwas subjektiv. Das so gewonnene Bild wird immer im Spiegel der persönlichen Auffassung geschaut sein, aber es wird mit der Höhenlinie, dem Objektiven, dem Benutzer der Karte immer mehr Anhaltspunkte zum Lesen, zum Orientieren geben als jenes Skelett der Höhenlinie allein ohne Fels- und Geländezeichnung von dem darzustellenden Hochgebirge zeigt. Die Felszeichnung bringt Ordnung und Übersicht in das Vielerlei der Formen, andererseits braucht der auf die mathematischen Grundlagen angewiesene Geograph und Morphologe die genauen Höhenangaben der Schichtenlinie auch hier nicht zu vermissen.

Auch im steilsten Fels läßt sich das Wichtigste im Aufriß der Felswand mit dem Schichtenplan noch kombinieren. So z. B. war es möglich, mit der Felszeichnung die eindrucksvolle schräge Bänderung der Wände des Lawache und Cholatsse im Südwesten des Kartenbildes aufzuzeigen. Eine solche Bänderstruktur konnte auch in den reichgegliederten Wänden, die zwischen den Höhen 6837, 7057 und 7220 in den Nord- bzw. Südwestabstürzen — im Südostteil der Karte — herabziehen, mit den Höhenlinien vereint werden, ohne daß die Felspartien zu dicht und damit unleserlich geworden wären. Das sollen nur einige Beispiele sein für den Entwicklungsgrad, den die mit der Hochstuba- und Munga-Parbat-Karte begonnene Kartentechnik anstrebt.

Der eigentliche Stolz, der Ehrgeiz des Kartenzeichners ist, nicht bloß Bekanntes in einer neuen Manier nachzubilden, sondern vielmehr in alle die Geheimnisse einzudringen, die ein noch wenig erschlossenes Hochgebirge bietet. So kann er eine Karte schaffen, die dem Forscher wie dem Bergsteiger, der vor allem Neuland entdecken und begehen will, ein zuverlässiger Führer sein wird.

Mit ganz großer Freude ging ich an diese Arbeit heran. Ihr Erscheinen fällt genau in das 25. Jahr meiner Alpenvereinstätigkeit und bildet einen gewissen Abschluß meiner rund drei Duzend bearbeiteten Gebirgskarten. Ich möchte es nicht versäumen, allen Stellen, Förderern und Gönnern zu danken. Ohne ihre Mithilfe wäre das Erscheinen unserer Everestkarte nicht möglich gewesen.

# Nordilleren-Rundfahrt 1957 des DeUW

Von Heinrich Klier, Innsbruck

## 1. Wortwort und Vorgeschichte

Als wir Ende Juli 1954 unser Standlager am Carhuatocha abbrachen, erstrahlte heller und höher als alles ringsum das wilde, eisumkränzte Horn, das den zauberhaftesten Namen von allen Bergen Südamerikas trägt: Zirishhanca, der „Kolobrischnabel aus Eis“. Mit 6126 m steht er zwar erst als vierter (der Höhe nach) in der Reihe der sechs Sechstausender der Cordillera Huahhuash, der Kühnheit und Schönheit seiner Form nach aber haben wir ihn und mit uns die meisten Bergsteiger, die dem Nevado Zirishhanca Aug in Aug gegenübergestanden sind, an die Spitze der Huahhuashberge und mindestens in die Spitzengruppe der Nordillerenberge gestellt. Die Ehrenbezeichnung „Matterhorn von Südamerika“ hat bereits in viele Aufsätze über den Nevado Zirishhanca Eingang gefunden. Sie entspricht deshalb ziemlich genau, weil dieser Berg „der letzte große Sechstausender der Nordilleren ist, der noch unerstiegen war“, wie Universitätsprofessor Kinzl, der geographische Erschließer der Huahhuashcordillere, in einem Aufsatz ausführt. Er begründet diese Feststellung damit, daß zwar in der Puna de Macama noch einige Berge über die Sechstausendergrenze emporragen, dies jedoch Kuppen seien, denen keine große bergsteigerische Bedeutung zukommt. Auch in Südperu gibt es höchstwahrscheinlich keinen unerstiegenen Berg mehr, der über 6000 m emporragt.

1954 waren wir von Westen, von Chiquian, an das Gebirge herangekommen und hatten unser erstes Standlager am Zahuatocha aufgeschlagen. Aber es war bald klar gewesen, daß eine Erstbesteigung des Nevado Zirishhanca über die 1000 m hohe, von Kiefelsirnflanken und Steilwänden gebildete Westwand unmöglich sei. Es gelang uns zwar die zweite Besteigung des Sechstausenders Nevado Rajac (Klier-Lugmahr) und eine Reihe von schönen Erstbesteigungen an Fünftausendern, doch war der unausgesprochene Herzenswunsch eines jeden einzelnen eine Erstbesteigung der Zirishhanca. Vom Zahuatocha und den Bergen darüber konnten wir auch einen guten Blick auf den Nordgrat des Nevado Zirishhanca tun; schon ihn zu erreichen schien uns ausgeschlossen, von der Begehung dieser an einen Hahnenkamm aus Eis erinnernden messerscharfen Schneide gar nicht zu reden.

(Bei unseren Unternehmungen am oberen Verupaja-Westgletscher hatten wir übrigens auch versucht, einen Anstieg auf den Toro — Verupaja chico — zu finden. Auch dieser Versuch ging vor dem unnahbaren Kiefelsirn in die Knie. Die gesamten Westflanken der nördlichen Huahhuashcordillere sind durch diesen Kiefelsirngürtel unbegehrbar gemacht.)

Wir begaben uns 1954 also auf die Reise, um auch noch die Süd- und Ostabstürze des Nevado Zirishhanca einzusehen. Es wurde eine lange, schöne und auch bergsteigerisch ertragreiche Umkreisung der Huahhuashcordillere, wobei neben mehreren Erstbesteigungen in der Buscanturpgruppe auch die Erstbesteigung des Nevado Sarapo, 6140 m (Wachmann-Lugmahr) gelang.

Aber bis wir dann am Carhuatocha in Bereitschaft lagen und an einen Angriff auf den Berg unserer Träume hätten denken können, war unsere Expeditionszeit schon fast zu Ende. Daß ein kurzer Überraschungsvorstoß an einem solchen Berg keine Aussicht auf Erfolg hätte, nahmen wir alle an. Die Erfahrungen von 1957 haben diese Annahme bestätigt. Zwar gelang damals, sozusagen im Abgehen, der Seilschaft Weberli-Mariner noch die Erst-



Mount Everest (8848 m) von Westen

Aufn.: E. Schneider

TAFEL I



Kloster Thangpoche mit Ama Dablam (6850 m)

Aufn.: G. Schneberger



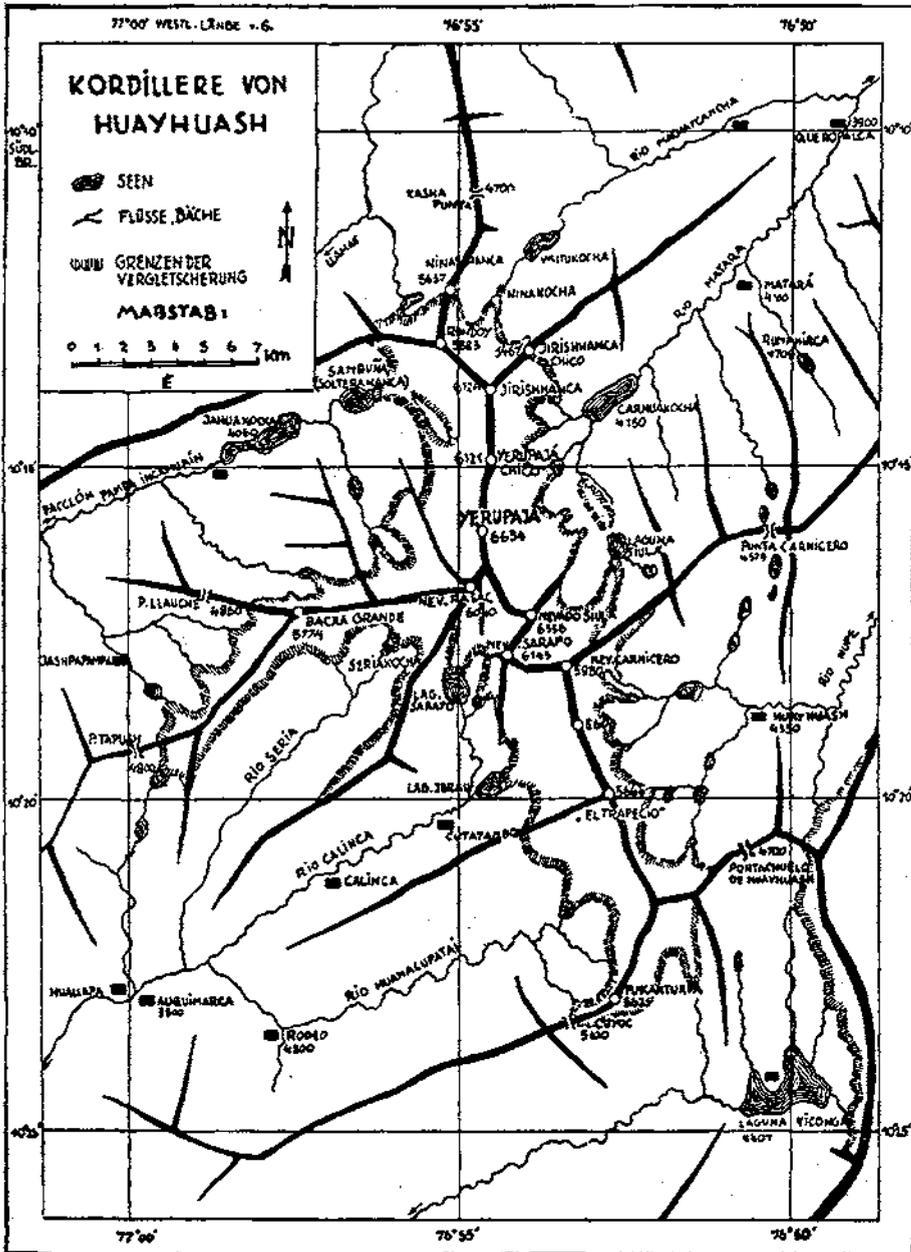
Jirishhanca (6126 m) vom Toro-Hochlager aus gesehen (Cordillere von Huayhuash)

Aufn.: Cordilleren-Rundfahrt des DAV 1957



Die Cordillera Huayhuash von der Raura aus gesehen

Aufn.: Cordillereu-Kunbfahrt des DeW 195



erfliegung des schönen Nevado Sirishanca chico, 5467 m, im Osten, und der Seilseilhaft Gruber-Kletter die Erstbesteigung des Nevado Minashanca, 5637 m, im Nordosten des Nevado Sirishanca; wir waren mit diesen Erstbesteigungen dem Berg nähergekommen als je jemand zuvor. Aber verlässliche Anhaltspunkte für eine Erstbesteigung ergaben unsere Erkundungen dennoch keine. Sicher war, daß auch der Südgrat und die grausige Südostflanke des Berges vollkommen außer Betracht bleiben konnten. blieb noch der kühne Ostpfeiler oder die steinschlagbedrohte Nordostflanke.

Schweren Herzens zogen wir in diesen ersten Augusttagen durch das Tal von Lamac nach Westen, nach Chiquian, ab. Aber damals, an einem der schönen Lagerabende, beschloß der Leiter unserer Bergsteigergruppe, Wastl Mariner, einen Großteil des Expeditionsgutes in Peru zu lassen, um einer neuen Rundfahrt den Beginn zu erleichtern. Mit diesem Entschluß war der Grundstein für die Expedition 1957 bereits gelegt.

Für die hervorragende Betreuung unseres immerhin 1 t wiegenden Gepäcks haben wir besonders Paul Dallago, der inzwischen leider einem Autounfall zum Opfer gefallen ist, sowie seiner Familie, und Ing. Alberto Ramirez zu danken. Das Gut verbrachte drei Jahre auf der 4800 m hoch gelegenen Mine „Tirol“ in der Kauratorbillere. Das feuchte Simener Klima verbot die bequemere Lagerung auf Meereshöhe.)

Nach der Heimkehr jedoch griff der Alltag wieder nach jedem von uns, machte sich wichtig und verdrängte die Gedanken an den herrlichen Berg Sirishhanca. Nur manchmal trafen wir uns und schauten ein paar Farbbilder an, und dann wurde wohl auch die Frage laut: Wann? und Wer?

Als L. Terray 1956 mit einer schlagkräftigen Mannschaft in die Nordbilleren zog, wurde uns fast ein wenig bange. Es war klar, daß für ihn nur noch zwei Berge in Frage kamen: der Chacaraju, 6113 m, in der Weißen Nordbillere, und „unsere“ Sirishhanca.

Terray ging den Chacaraju an und bezwang ihn. Diese Bezwingung forderte nicht nur höchste Einsatzbereitschaft und Tapferkeit, sondern auch jenes bergsteigerische Können, das nach Terrays Meinung bereits weit über das alpine Maß hinausgewachsen ist und das gerade in den Anden die ihm gemäßen Aufgaben findet. Dies hatte auch für die Sirishhanca zu gelten. — Sie war nunmehr der letzte „große“ unerstiegene Berg der Nordbilleren und damit der Neuen Welt überhaupt. Ein strahlendes Ziel, das „Matterhorn von Südamerika“!

Jetzt galt es rasch zu handeln. Schon am Yerupajá grande, den Erwin Schneider auf zwei Wegen 1936 angegangen hatte und an dem er nicht nur den besten Weg gefunden, sondern den er auch schon bis knapp unter den Gipfelgrat gegangen war, kamen „gebirgsfremde“ Bergsteiger, nämlich Nordamerikaner, zum Zug. David Garrah und James C. Maxwell erreichten am 31. Juli 1950 den höchsten und mächtigsten Gipfel der Cordillera Huayhuash. Sollten die Ergebnisse der Andenrundfahrt des DeWB 1954 wieder einer fremden Mannschaft zugute kommen? Da beschloß der DeWB die Aussendung einer neuen Expedition 1957 und beauftragte mich mit der Leitung. Dieser Beschluß erwies sich als richtig, denn von den sechs Nordbillerenexpeditionen dieses Jahres planten mindestens drei die Erstbesteigung der Sirishhanca. Alle aber waren ritterlich genug, der Nordbillerenrundfahrt 1957 des DeWB den Vortritt zu lassen.

Die Mannschaft war leichter zusammenzustellen als die Mittel. In den Hochtouristengruppen unseres Vereines findet sich derzeit eine erstaunliche Zahl von Bergsteigern, die in den Alpen die allerschwersten Bergfahrten in bester Weise durchgeführt haben. In Sienz stand der derzeit wohl beste Dolomitenführer Toni Egger sprungbereit; Egger ist vor allem durch seine Erstbesteigung der Westlichen und der Großen Pinne-Nordwand an einem Tag bekannt geworden sowie durch die dritte Begehung des sagenumwobenen Drupfeilers. Sein Berggefährte vom Drupfeiler, Herbert Raditschnig aus Willach, H. G. Karwendler Innsbruck, Seeresbergführer, war der dritte im Bunde. Und die rührige H. G. Schermborgler, Wels, wollte gleich für zwei ihrer Mitglieder die Mittel aufbringen: Siegfried Jungmayr, der seine alpine Matura in der Eiger-Nordwand abgelegt hatte, und Erich Krenmayr, der als cand. med. natürlich die Rolle des Expeditionsmedicus zu übernehmen hatte. —

Als wir am Nachmittag des 31. Mai 1957 von der Punta Carnicero herabritten gegen den Carhuatocha, hoben sich plötzlich die Rebel- und Schneeschwaden, und überirdisch weiß und hoch strahlte wieder der Nevado Sirishhanca über uns. Drei Jahre waren wie nie gewesen!

## 2. Der erste Angriff auf die Zirishhanca

Im Gegenfuß zu 1954 hatten wir diesmal als Anfahrtsweg das Guaratal gewählt, mit Dyon als letztem größeren Stützpunkt. (Post, Telegraph, Autoverbindung nach Lima 250 km.) Die Aufnahme in Dyon, im Hause des Bürgermeisters Don Jorge Delgado, wird uns immer unvergeßlich bleiben: „Wer an Peru Freude hat, und für unser Vaterland solche Opfer bringt wie ihr Bergsteiger, an dem haben wir auch Freude. Mi casa, su casa!“

Mit unserer großen Tragtiertolonnen brauchten wir von Dyon zum Carhuatocha drei volle Tage. Erich und Siegfried, die aus gesundheitlichen Gründen erst einige Tage später nachfolgen konnten, schafften die Strecke jedoch in zwei Tagen. Und als im Verlauf der Expeditionszeit einmal ein schneller Mitt Carhuatocha—Dyon notwendig wurde, schaffte ich es sogar an einem Tag, in etwa 15 Reistunden. Man hat dabei drei Pässe zu überwinden (von Süden nach Norden): Portachuelo de Contaderos Quichas, etwa 4800 m; Portachuelo de Huayhuash, auch Amaraji genannt, 4500 m; und Punta Carnicero, 4579 m, die für mich immer das Muster einer Räubergegend darstellen wird, mit ihren Hochmooren, den schwarzen Seen und dem riesigen Blockwerk.

Das Standslager schlugen wir auf nunmehr bereits „historischem“ Boden, knapp über dem Ufer des smaragdgrünen Carhuasees, auf, etwa 4150 m hoch gelegen. Die landschaftliche Schönheit des Talschlusses mit den fünf Eisbergen, von denen vier ehrwürdige Sechstausender sind (von Süden nach Norden: Siula, Yerupaja grande, El Toro, Zirishhanca und Zirishhanca chico), können die Bilder unseres Expeditionsbuches von 1954 (Cordillera Huayhuash, Tiroler Graphik, Innsbruck, ohne Jahr) nur annähernd wiedergeben; für mich ist es das schönste Stück Hochgebirge, das ich kenne. Die Stelle ist für einen Lagerplatz wie geschaffen, wenngleich sie den einheimischen Viehhältern auch als Salzstelle dient; das bedeutet, daß hier immer wieder Viehherden zusammenkommen, und da es mehr Stiere als Kühe gab, gab es auch öfters wilde Stierkämpfe, Stier gegen Stier sowohl, als auch Stier gegen Expeditionsteilnehmer. Einmal rannten zwei kämpfende Stiere mein Zelt glatt über den Haufen und zerbrachen die Zeltstäbe, aber da sie es vermieden, meine offen da liegende Leica zu zertrümmern, sah ich von blutrünstigen Gegenmaßnahmen ab. —

Als Träger dienten uns Natividad Bedón, aus Pucpa, Provinz Bolognesi, der sich schon 1954 hervorragend bewährt hatte, und der junge Martin Fernandez, aus Dyon. Sie haben alle unsere Erwartungen weit übertroffen und sich sowohl als Bergsteiger, wie auch als Lagergefährten erstklassig bewährt. Als Bote und Verbindungsmann diente vor allem Aurelio Poras aus Dyon. —

Am schnellsten hatten sich Toni und Herbert an die Höhe gewöhnt. Schon auf dem Anmarsch erstiegen sie einen unbenannten Schneeberg von 5150 m (Höhenmesser) östlich über dem Portachuelo de Contaderos Quichas, über dessen Südflanke und Ostgrat. Aber bereits Anfang Juni waren alle fünf Mann unterwegs, um den besten Zugangsweg zu unserem Hauptziel Zirishhanca und dem ebenfalls großartigen, hohen und schwierigen Ausweichziel „El Toro“ (auf der Karte Yerupaja chico genannt, 6121 m) zu erkunden.

Alle Berge waren noch tief verschneit; neben zahlreichen Neuschneelawinen konnten wir auch den Abgang von großen Eislawinen (zum Teil ganzer Eisfelder aus der Nordostflanke des Toro) beobachten. Mit dieser Beobachtung scheint übereinzustimmen, daß die Berge im Vergleich zu 1954 wesentlich aperer geworden waren.

Die ersten Erkundungstage erbrachten neuerlich den Beweis, daß die Süd- und Südostseite des Nevado Zirishhanca vollkommen unangreifbar waren. Gewaltige Gletscherbrüche, Eislawinenschluchten und senkrechter brüchiger Fels machten eine bloße Annäherung an den Fußpunkt des Ostpfeilers unmöglich. Zwar gelangten im Zuge dieser Erkundungen die Erstbesteigung des Cerro Ucah, 5240 m (Messpunkt der Karte), und des Nevado Ucah, etwa 5300 m, aber zusammen mit den Schneefällen, die immer wieder

das ganze Gebirge bis in Hauptlagerhöhe hinab mit einem weißen Mantel bedeckten, drückten die übrigen Erkundungsergebnisse doch auf unsere Stimmung. —

Erst als ich am Spätnachmittag des 5. Juni zusammen mit Herbert einen Punkt 5050 m im Nordgrat der Kleinen Virishanca erreichen konnte, erschloß sich der Weiterweg bis an den Fußpunkt des Ostpfeilers. Zugleich aber konnten wir von hier aus innerhalb einer Stunde mehrere Eis- und Steinlawinen durch die Nordostschlucht donnern sehen und hören, so daß diese zweite Möglichkeit, mit der wir seit 1954 in der Theorie geliebäugelt hatten, ausfiel. Der Weg zum Gipfel würde also über den Ostpfeiler führen müssen: über den nördlichen Virishancagletscher und eine Eisflanke an den Fuß des ersten Pfeileraufschwunges, gerade über diesen empor, dann über drei größere und eine Reihe von kleineren Eisfeldern (die nach unten jeweils überhängend und mit einem Eiszapfenbart abbrechen) an den zweiten Pfeileraufschwung; über diesen senkrecht empor an den Gipfelgrat. Kielesfirntürme, Wächten, Walzen und Rollen aus Windschnee verunstalteten diesen derart, daß wir vorerst gar nicht überlegten, wie diese Schwierigkeiten überwunden werden könnten. Schon der Weg bis dorthin wies Hindernisse auf, bei denen alle Theorie und Erfahrung nutzlos schien. Zupacken, das war das einzige, was hier weiterhelfen konnte. —

In der Mulde oberhalb des vogelreichen *Ucahucho*, wenig unterhalb der Zunge des Kleinen Virishanca-Gletschers, errichteten wir auf etwa 4800 m Höhe unser erstes Hochlager. Von hier aus erstiegen meine vier Kameraden am Pfingstsonntag den kühn zugespitzten *Nevado Virishanca chico*, der uns 1954 zugefallen war, zum zweiten Male.

Trotz der nachmittäglichen Gewitter und der Schneefälle, die jede Nacht unser Hochlager eindeckten, bereiteten wir den Weg zum Hochlager II (oberer Virishancagletscher) planmäßig vor. Wir fanden einen guten Felsüberstieg über den Nordgrat der Kleinen Virishanca und weiter über drei querlaufende Felstripfen bis auf den Gletscherrand. Teile dieses Weges mußten wir für die Träger mit festen Seilen versichern.

Die Überquerung des Firnfeldes verlangte wiederum großen Spürsinn, aber dennoch mußten wir abermals unter gewaltigen Eisabstürzen vorbei, von denen auch bereits mehrere Lawinen niedergegangen waren. Im Schneegestöber richteten wir am 11. Juni endgültig Hochlager II ein. Herbert und Tomi bezogen die unwirtliche Heimstatt, Erich und ich führten die Träger wieder den beschwerlichen und waghalsigen Weg zum Hochlager I zurück. Zur Ehre von *Natividad* und *Martin* muß gesagt werden, daß sie nach Überwindung der anfänglichen Scheu vor Gletscherspalten und Felswänden diesen Weg vom Hochlager I zum Hochlager II später mehrmals allein und mit Lasten bis zu 25 kg gegangen sind.

Unmittelbar vom Hochlager II ab mußte jeder Meter hart erkämpft werden. Eine steile Eisflanke führte an den Fußpunkt des ersten Pfeilers, der an Höhe und Schwierigkeit etwa mit der Schleierkante in den Dolomiten zu vergleichen ist. In dieser Höhenlage und mit den schweren Rucksäcken (denn an den Einfaß von Trägern war in diesem Gelände nicht mehr zu denken) erforderte hier jede Seillänge vollen Einfaß. An den schwersten Stellen wurden für den Abstieg Seile, insgesamt etwa 250 m, festgemacht. Sehr bewährt haben sich bei den mehrtägigen Vorstößen und Abstiegen auch die dünnen 100-m-Perlonseile. Am Wochenende konnte dann am ersten Pfeilertopf, unmittelbar unter dem Anfaß des ersten Eisfeldes ein kleines Lager mit Ausrüstung erstellt werden. Neuer Schlechtwettereinbruch trieb dann alle Bergsteiger wiederum bis ins Hauptlager am *Cachualocha* hinab. (Das Badewetter hat in Lima in diesem Jahr um einen vollen Monat länger als gewöhnlich gedauert; — dem genau entsprechend mußten wir droben im Hochgebirge einen Monat über die Zeit hinaus auf das Sommerwetter warten.)

Bereits am ersten halbwegs schönen Tag (Fronleichnam) stießen wir zum zweitenmale gegen den *Nevado Virishanca* vor. Die Hochlager hatten die Schlechtwettertage gut überstanden, der Weiterweg vom Lager II bis in die Höhle unter dem ersten Eisfeld verlangte aber wiederum viel Stufenarbeit. Dennoch konnten am 24. Juni zwei und

am 25. Juni vier Bergsteiger das romantische, aber eiskalte Bivak unter dem Eiszapfenvorhang des untersten Eisfeldes beziehen.

Da dieses unterste Eisfeld mit einem großen, den Pfeiler in ganzer Breite sperrenden, mit Eiszapfen behafteten Überhang abbricht, blieb den Bergsteigern nichts übrig, als in langer und harter Arbeit hinter den Eiszapfen, gerade über dem Bivakplatz, einen Tunnel durch Firn und Eis zu schlagen, durch den stehend sie das erste Eisfeld erreichten.

Über die steilen, unten ins Nichts abbrechenden Eisfelder führte die Himmelsleiter, stets schwere Stufenarbeit erfordern, an den Fußpunkt des zweiten Pfeileraufschwunges heran. Die Schwierigkeit dieser brüchigen Felsnase wird wohl am besten dadurch bezeichnet, daß Herbert, der doch in den letzten Jahren, zum Teil im Alleingang und im Winter, die schwersten Fahrten in den Ost- und Westalpen gemacht hatte, die letzte Seillänge an diesem Pfeiler das gewagteste nennt, das ihm bisher unter die Finger gekommen ist.

Was von unten sich als Pfeilerkopf abzeichnete, war in Wirklichkeit nur handteller-groß. Herbert mußte erst einen Platz zum Stehen abräumen. Dies gelang ihm jedoch erschreckend leicht. Ganze Schneewolken stiebten in die Tiefe, es schien, als ob sich der ganze Gipfelgrat mit ein paar Handbewegungen abräumen ließe. Mit einer Neigung von etwa 70 Grad setzte der Gipfelschneefirst am Pfeilerkopf an. Durch das lange Schlecht-wetter waren die Schneeverhältnisse hier derart, daß ein Weiterkommen, ganz abgesehen von der Ausgesetztheit und Gefährlichkeit, einfach unmöglich war. Der Firn wurde von flaumigen Pulverschnee gebildet, in dem man nur schwimmend an Höhe hätte gewinnen können. Der Entschluß zur Umkehr ergab sich zwingend. Dies machte ihn jedoch nicht leichter, und jeder Bergsteiger wird sich vorstellen können, wie schwer dies allen, nach vierwöchigem äußerstem Einsatz, vom strahlenden Gipfel nur mehr 200 Höhenmeter entfernt, gefallen ist.

### 3. Wie ein Geschenk des Himmels: El Toro, 6121 m

Der Juni ging zu Ende — und bis auf ein paar kleinere Fünftausender hatten wir noch keine greifbaren Erfolge zu verzeichnen. Strahlend schön — aber unerstiegen — ragte das „Matterhorn von Südamerika“ über unser Lager und den smaragdgrünen See empor. Unsere Bewunderung für dieses herrliche Stück Schöpfung war, da wir abgewiesen wurden, nicht kleiner geworden. Eine kleine Genugtuung blieb: wir waren dem hohen Ziel näher gewesen, als je ein Mensch vor uns — mit Ausnahme vielleicht der Insassen des Unglücksflugzeuges, das 1954 an den Berg geprallt ist. Dieses Unglück war übrigens der Hauptgrund, weshalb die gesamte peruanische Öffentlichkeit unser Unternehmen mit größter Spannung verfolgte, und weshalb Presse und Rundfunk die „Expedición Irishhanca“ mit Schlagzeilen und Schlagworten bedachte.

Was sollen wir tun? Warten, bis die Verhältnisse an der Irishhanca und das Wetter im allgemeinen besser werden? Die zwei, die am Gratfirst ihre Fäuste in den grundlosen Pulverschnee gestoßen hatten, glaubten nicht mehr sehr an eine weitgehendere Besserung der Schneeverhältnisse.

El Toro! Wir brauchten nicht lange nach einem Ausweichziel zu suchen. El Toro (Yerupajá chico) ist nur um 5 m niedriger als die Irishhanca, ihr südlicher Nachbar. Sein Gipfel ist breit wie ein Stierkopf (deshalb der Name; von Westen gesehen sogar mit zwei Hörnern gekrönt), aber seine Flanken sind wild und gefährlich. Nach Erwin Schneiders Meinung (Zeitschr. d. DuDeW, 1937, S. 1—20) kann dieser Berg nur von Osten her angegangen werden, und zwar durch den Gletscher, der aus dem Kar zwischen Yerupajá und Toro herabstürzt. „Er ist jedoch eine einzige Eiskaskade, durch die man nur mit größten Schwierigkeiten ansteigen könnte. Die Aufstiegsflanke (Südflanke) zum Gipfel wird auch nur mit bedeutender Mühe zu machen sein, da sie gerade an der

ungünstigsten Schattenseite, nach Südosten, liegt, wo nach unseren Erfahrungen fast nur grundloser Pulverschnee und Eis anzutreffen sind."

Wenn Erwin Schneider, der Erstbesteiger von Siula und Rajac, das sagte, dann stimmte es auch. Dazu kamen unsere Beobachtungen während der letzten vier Wochen: Immer wieder waren von beiden Seiten Eislawinen auf diesen Ostgletscher niedergegangen. Besser gefiel uns die Rampe, die von rechts (nördlich) unten gegen links oben durch den gewaltigen, etwa 1500 m hohen Stabsturz des Berges emporführte auf den Gipfelgrat (Ostgrat). Besser — wenngleich „gut“ übertrieben wäre. Der Fußpunkt der Rampe war über eine steile, graue, etwa 500 m hohe Felskante zu erreichen, jedoch waren meine Gefährten durchwegs so vortreffliche Felskletterer, daß sie diesen Teil des Anstieges kaum in Erwägung zogen. Er erwies sich dann jedoch immerhin als so schwierig, daß er bei den Abstiegen nur durch Abseilen zu überwinden war.

Als der neue Monat (Juli) mit einem strahlenden Sonnentag heraufzog, marschierten drei der Bergsteiger mit den Trägern eilig los und konnten noch am Abend dieses Tages am Rand einer kleinen Gletschermulde unmittelbar unter dem Aufschwung der gewaltigen Ostwand des Toro das erste Hochlager einrichten. Dieses Lager lag auf etwa 4800 m Höhe; etwas höher wäre wünschenswert gewesen; aber gleich oberhalb begann schwierige Felsklettere, die über die Fähigkeiten unserer Träger ging. Der Kalkgrat leitete tatsächlich bis an den Beginn der Eisrampe empor. Trotz ungünstiger Eisverhältnisse und ständiger Gefährdung durch Steinerschlag erreichten zwei Seilschaften auf dieser Rampe die Höhe 5600 m und bezogen hier ein Bivouac. Krankheit und Verlust von Ausrüstung machten leider am vierten Tag einen Rückzug aller Teilnehmer bis ins Standa-lager erforderlich.

Bereits am nächsten Tag aber zogen Toni und Siegfried, die nun in Hochform waren, bei strahlendem Wetter wiederum los. Leider mußten sie feststellen, daß das Hochlager, das ich selbst erst am Vortag mit den Trägern neu versorgt hatte, ausgeplündert worden war; es fehlten alle Lebensmittel. Trotzdem setzten sie anderntags sehr früh ihren Anstieg weiter fort und erreichten um 8.30 Uhr den Beginn der Eisrampe. Wie auf einen höheren Wind schlug Egger eine Führe etwa 100 m links der zuvor begangenen ein. Die beiden überwandten einen Eisüberhang und erreichten dann in zügigem Gang ein zweites Eisdach. Egger kletterte gerade über dieses Dach empor, als ein Donner den Bergraum erfüllte und eine gewaltige Eislawine vom Gipfelgrat niederbrach und die gesamte Ostflanke und die Rampe in ihre tödlichen Wolken hüllte. Egger konnte noch in die Deckung zurückspringen, und wie durch ein Wunder blieben die beiden Bergsteiger am Leben. Minutenlang stand die Eiswolke noch über dem Kirishanacgletscher, ein Sinnbild für die ungeheure Gefährlichkeit dieses Anstieges, Sinnbild aber auch dafür, wie sehr wir in allen Augenblicken dieses Seins in einer höheren Hand sind. —

Trotz dieses zermürbenden Erlebnisses stiegen die beiden, kaum daß sich der Eisstaub gelegt hatte, weiter bergan. Seillänge um Seillänge rangen sie der Rampe (mit den 20 kg schweren Rucksäcken) ab. Vorbei am alten Bivouacplatz erreichten sie das Ende der Rampe und über einen scharf zugespitzten Eisgrat gegen 5 Uhr abends eine kleine Kanzel am Fuß des Gipfelgrates, etwa 5900 m hoch gelegen, knapp neben der Abbruchstelle der tödlichen Eislawine des Morgens. Hier bivouacierten sie bei einer Temperatur von minus 20 Grad; es war eine der kältesten, aber auch der schönsten Sternennächte des ganzen Nordpolarer Sommers.

Knapp nach Sonnenaufgang setzten die beiden anderntags ihren Aufstieg fort. Für die erste Seillänge über den wüsten Abbruch des Eissturzes benötigten sie allein ein- einhalb Stunden. Sodann legte sich der Grat allmählich zurück. Durch hüfttiefen Pulverschnee stapften sie weitere zwei Stunden. Sie erreichten um 10.30 Uhr den Gipfel des Toro, 6121 m, und hißten dort die Fahnen der Heimat und des Gastlandes. —

Der Höhensturm vertrieb die beiden jedoch bald wieder. Um die Eislawinengefahr und die Bedrohung durch den Steinerschlag des Stabsturzes zu vermeiden, wagten sie den Abstieg ins Ungewisse, über die „Eisastaden“, von denen Erwin Schneider berichtet

hatte. Auch hier leisteten den beiden die 100-m-Seile unschätzbare Dienste; insgesamt mußten sie sich 550 m durch Eis- und Felswände abseilen. Ohne an diesem Tag irgendeine Nahrung zu sich genommen zu haben, erreichten Toni Egger und Siegfried Jungmair gegen 19 Uhr das Standlager am Carhuasee. Die Erstbesteigung und zugleich Überschreitung des Toro ist ein Ruhmesblatt in der Erschließungsgeschichte der Cordillera Huahhuah. Nach den Schwierigkeiten und Gefahren des Weges befragt, äußerte Siegfried in seiner wortfargen Art: „Die Eigernordwand ist ein Dreck dagegen!“

#### 4. Jirishhanca, der Kolibri schnabel aus Eis, 6126 m

Toni und Siegfried hatten vom Toro nicht nur einen schönen Gipfelsieg mit ins Standlager gebracht, sondern auch die Überzeugung, daß sich in den vergangenen sonnenheißen Schönwettertagen die Schneeverhältnisse gerade in den höchsten Lagen (jedenfalls in den nordwärts schauenden Flanken) seit dem ersten Jirishhancaangriff wesentlich gebessert hätten. Es ging auf Mitte Juli, und unser hartten noch eine Reihe von Aufgängen in der südwärts anschließenden Cordillera Raura.

Dennoch entschloß ich mich sofort, die für den nächsten Tag beorderten Tragtiere und Arrieros abzubestellen, und mit allen Kräften einen zweiten Angriff auf das strahlendste Ziel der südamerikanischen Hochgebirge zu unternehmen: auf den Nevado Jirishhanca.

Inzwischen waren auch Herbert und Erich von ihrem Erkundungsvorstoß am Nevado Carnicero, 5980 m, zurück, wo sie durch harten Einsatz (und zwei Witaks in 5300 m Höhe) dem Gipfel bis auf 5700 m Höhe naherücken konnten. Mangel an Ausrüstung zwang sie zum Rückzug. Ähnlich war es schon der Seilschaft Keberli-Mariner 1954 an diesem Berg ergangen.

So konnten am 10. Juli alle Bergsteiger und Träger für den zweiten Jirishhancaangriff eingesetzt und noch am Abend dieses Tages über das frühere Lager I das Hochlager II am oberen Jirishhancagletscher errichtet werden.

Da das Schönwetter zu Ende zu gehen drohte, mußten wir schnell handeln. Für eine Materialschlacht fehlte diesmal die Zeit. Nur äußerster persönlicher Einsatz konnte noch zum Ziel führen: bivakieren statt zelten, jauseln statt essen, und im übrigen klettern, nach oben drücken, keine Abstiege in die vorbereiteten Lager, um am nächsten Morgen gleich dort fortsetzen zu können, wo man am Vorabend hat aufhören müssen. Es ist die härteste Taktik, die sich an einem so schweren und hohen Berg denken läßt — und in friedlichen Zeiten kann niemand zu solchem Einsatz befohlen werden. Toni und Siegfried gingen freiwillig. —

Schon in aller Frühe stießen sie am anderen Morgen von Hochlager II aus nach oben vor, wobei sie alle Ausrüstung und Körperpflege selbst zu tragen hatten. Ihr Vordringen auf dem von früher bekannten Weg: Eisflanke, erster Pfeiler, Eisfelder I bis III, mit den 25 kg schweren Rucksäcken ist als phänomenal zu bezeichnen. Der Eistunnel unter dem ersten Eisfeld war teilweise zugeeist, und die beiden mußten ihn erst wieder freihaden. Trotzdem erreichten sie bereits mittags das Eisfeld II, wo sie die Bivakausrüstung ließen. Nachmittags bereiteten Toni und Siegfried Eisfeld III und die kleineren Eisfelder oberhalb sowie den äußerst schwierigen zweiten Pfeiler vor, wobei ihnen die vom ersten Angriff zurückgelassenen festen Seile natürlich wertvolle Dienste leisteten.

Abends seilten sie sich zum Bivakplatz ab. Als Nebel und Schneetreiben aufkamen, schlüpfen die beiden Bergsteiger mit dem Gefühl in den Bivakack, die ungeheure Anstrengung der beiden vergangenen Tage wäre umsonst gewesen. Sie verbrachten eine eiskalte Nacht unter dem Eiszapfenüberhang des dritten Eisfeldes.

Kalt und klar zog der Morgen des 12. Juli herauf. Die beiden Bergsteiger auf ihrer weifernen Kanzel saßen über dem Nebelmeer, das die Täler und tieferen Lager deckte. Der Nordostwind kündete nichts Gutes und trieb Toni und Siegfried zur Eile. Sie mußten

jedoch zuerst ihre Schuhe über dem Benzintocher aufstauen, denn alle Sachen waren auf Grund der 15 Minusgrade hart gefroren. —

Um 7 Uhr früh konnten sie aufbrechen. Dank der Vorbereitungen des Vortages erreichten sie den Kopf des zweiten Pfeilers, die Umkehrstelle des ersten Angriffs, bereits um 8 Uhr früh. Von hier bis zum Gipfel waren es „nur“ noch sechs 50-m-Seillängen. Aber dieser Gang über zerbrechliche Rieselfirnrippen, senkrechte Aufschwünge in brüchigem Zapfen- und Stangeneis und schließlich über den letzten Wächtenfist gehört zum kühnsten, was in den Cordilleren je begangen wurde.

Vom Pfeilerkopf querten die beiden, in der Führung wechselnd, zunächst eine Seillänge über den Pfeilerabbruch nach Norden hinaus unter die hausgroße Schneewalze des Gratfirns. Da die Verhältnisse in der Südseite so schlecht wie früher waren und der Grat selbst unbegebar ist, mußten die beiden in der Nordflanke, knapp unter den drohenden Wächtengebilden des Grates, ihren Aufstieg erkämpfen. Bis auf den kleinen Abfah unter der Gipfelwächte konnten wir in den tieferen Lagern die beiden mit dem Fernglas verfolgen. Dann setzte Nebel und Schneetreiben ein, aber unablässig setzten die beiden ihren harten, einsamen Kampf in der Rieselfirnflanke des Gipfelbaches fort. Gegen 14.30 Uhr erreichten Toni Egger und Siegfried Jungmair knapp neben dem Anfaß der Gipfelwächte den höchsten betretbaren Punkt, den Gipfel der Virishanca, 6126 m. Die Gipfelwächte selbst hängt etwa 30 m frei über die Westwand hinaus.

Für ein paar kurze Minuten flatterten die Wimpel im Nordoststurm und verkündeten, daß Menschen ihren Fuß auf den letzten Sechstausender der Cordillera Guahhuash gesetzt hatten.

Auch der Abstieg gestaltete sich ungemein schwierig. Mit wenigen Ausnahmen (Quergänge) mußten sich die beiden vom Gipfel bis zum Hochlager II abseilen. Der Berg ist so steil, daß ein Abklettern (mit den Rucksäcken) unmöglich ist. In 5800 m Höhe mußten die beiden nochmals ein Biwak auf sich nehmen.

Da sie im Aufstieg das letzte aus sich herausgegeben hatten, und da weiters in dieser Nacht schwere Schneestürme über das Gebirge hereinbrachen, bedurfte es äußerster Willensanstrengung, um auch diese Freinacht noch lebendig zu überstehen. Beide Bergsteiger trugen leichte Erfrierungen an den Füßen davon, konnten sich aber dann noch am folgenden Tag selbst bis zum Hochlager II abseilen.

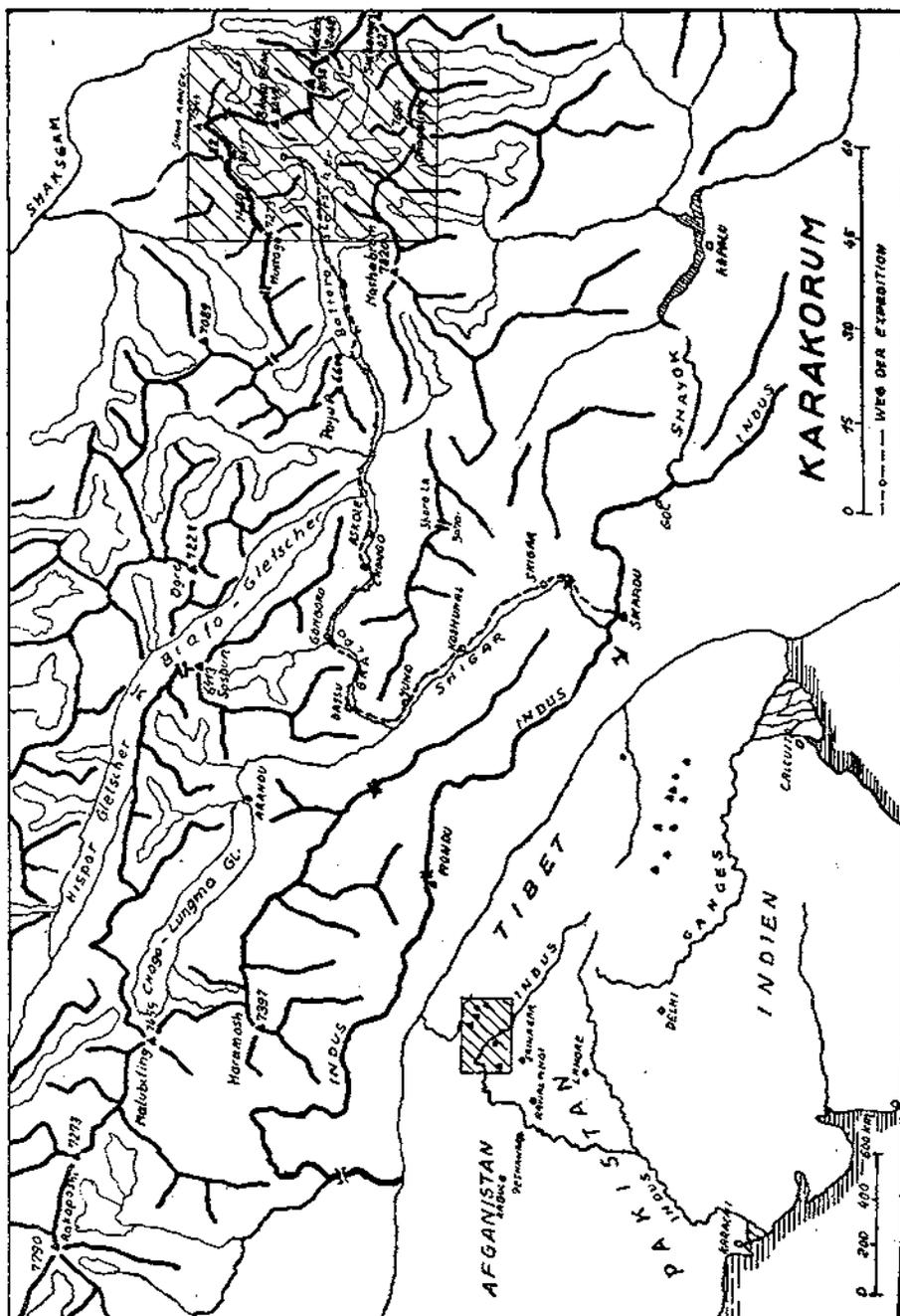
Und als wir wenige Tage später in verschiedenen Richtungen davonritten (Toni und ich in Richtung Marañon, die übrigen mit dem Troß in die südliche Guahhuash, wo Herbert und Erich die Erstersteigung des „Trapezio“, 5658 m, gelang, und in die Cordillera Raura, wo insgesamt zwölf Fünftausender meist erstmals erstiegen wurden, — da stand der strahlende Berg Virishanca wieder hoch und unberührt über uns, und nichts als die Freude in unseren Herzen verriet, daß er unser geworden war.

# Karakorum-Expedition des DeW zum Broad Peak 1957

Von Marcus Schmutz, Salzburg

Bereits vor zwei Jahren dachten Hermann Buhl und ich daran, ins Karakorum zu ziehen, um den bisher unbestiegenen 8047 m hohen Broad Peak zu ersteigen. Wir wollten mit möglichst geringen Mitteln ein schwieriges Ziel erreichen. Am Broad Peak, den Professor Dr. G. D. Dyhrenfurth als äußerst schwer zu ersteigen bezeichnete, hatte sich eine deutsche Expedition bereits im Jahre 1954 versucht. Nun wollten auch wir dieses große Wagnis beginnen. Unser ursprünglicher Plan, mit drei Bergsteigern und drei Hochträgern diesen Eisriesen zu bezwingen, wurde dann auf Grund eingehender Überlegungen — ausschlaggebend war die bessere Beweglichkeit einer Kurbergsteigergruppe — folgendermaßen geändert: Wir wollten eine Gruppe von vier Bergsteigern sein und ohne irgendwelche Hilfe, das heißt ohne Hochträger und vor allem auch ohne Sauerstoffgeräte, allein auf unsere Kraft angewiesen, diesen Versuch wagen. Wir waren uns wohl bewußt, daß unter diesen Umständen das Wetter oder irgendwelche ungünstige Momente einen Erfolg leichter vereiteln könnten. Bis zur Verwirklichung unseres großen Vorhabens war freilich noch ein weiter Weg. Anfangs schien es fast unmöglich, die nötigen Mittel für dieses Unternehmen aufzutreiben.

Ende März ist es dann endlich so weit. Nachdem die zwei weiteren Teilnehmer Fritz Wintersteller und Kurt Diemberger bereits vor einem Monat die Reise angetreten hatten, verlassen nun auch Hermann Buhl und ich die Heimat. Allmählich kommen wir unserem erträumten Ziele immer näher, es soll und muß Wirklichkeit werden. So schnell sollten wir aber noch nicht ans Ziel gelangen. Durch Motorschaden sind wir gezwungen, drei Tage in Beirut zu verbringen. Ohne Zwischenfall erfolgt dann der Weiterflug nach Karachi. Hier treffen wir mit unseren beiden Kameraden zusammen, die infolge der Suezkrise eine wunderschöne Schiffsreise, eine Umfahrung Afrikas, hinter sich hatten. Wenn wir ursprünglich geglaubt haben, nach Übernahme der Schiffsfracht gleich losstürmen zu können, täuschen wir uns zunächst. Wie viele Wege noch nötig sind, um alles ordnungsgemäß abzuwickeln, zeigt sich bald. Aber durch das besonders freundliche Entgegenkommen der österreichischen Gesandtschaft überwinden wir auch diese nicht ganz einfachen Hindernisse. Unschätzbar sind die Verdienste des Herrn Ministers Dr. Fritz Hartlmayr, insbesondere bei Erlangung der Genehmigung zur Ersteigung des Broad Peak. Nur seinem diplomatischen Geschick und persönlichen Einsatz ist es zu danken, daß wir uns nicht mit dem von der pakistanischen Regierung vorgeschlagenen Ausweichziel Masherbrum zufrieden geben müssen. Um irgendwelche Irrläufe der Fracht zu verhindern, müssen sie zwei Teilnehmer per Bahn nach Nordpakistan, nach Rawalpindi, begleiten. In Rawalpindi empfängt uns regnerisches Wetter, das die Aussichten auf einen Weiterflug nach Skardu vorläufig in Frage stellt. Inzwischen ist hier allerdings noch manches vorzubereiten und zu erledigen. Wir müssen die Genehmigung für die Benützung der Fluglinie nach Skardu, Photoerlaubnis für das Expeditionsgebiet, die Bewilligung für den Einkauf der Lebensmittel aus dem Militärdepot für die Anmarschträger einholen und erhalten die entsprechenden Bestimmungen für die Beschäftigung, Versorgung und Entlohnung der einheimischen Baltiträger. Auf unsere Vorprache willigt der Sender Rawalpindi ein, uns täglich zur vereinbarten Zeit die Wettermeldun-



gen durchzugeben. Hier treffen wir auch auf den der Expedition beigegebenen Begleitoffizier, Captain Dader Saeed, der sich bei seiner Einheit in Peshawar zu diesem Unternehmen gemeldet hat und bald zu einem vertrauten Mitglied unserer kleinen Gruppe wird. Drei Tage schon versuche ich vergeblich, den Flug nach Stardu für uns durchzusetzen. Da aber der Landeplatz in Stardu infolge der starken Regenfälle der letzten Zeit

unbenutzbar ist, müssen wir uns noch weiterhin gedulden. Die Mitteilung, daß wir endlich am nächsten Tag weiterfliegen können, wird leider am Flughafen wegen der ungünstigen Wetterlage widerrufen. Nochmals heißt es also für uns warten, es ist dies nun schon eine arge Geduldsprobe. Wir schreiben inzwischen bereits den 13. April, und man möchte meinen, dies sei kein gutes Omen. Da ich aber an eine glückhafte 13 glaube, klappt es nach einigem Nachdruck diesmal wirklich. Es wird ernst, und der Flug beginnt. Langsam steigt die schwerbeladene Maschine über die noch niederen Vorberge auf. Die Witterung ist für einen Flug ins Gebirge nicht besonders günstig, die Maschine braust unter Gewitterwolken und Nebel dahin. Es ist also erhöhte Vorsicht angebracht, denn ein Blindflug im Gebirge ist völlig unmöglich.

An den Berghängen können wir noch Merkmale menschlichen Lebens erkennen, fast vollkommen eingeschneite Lehmhütten sind an den terrassenförmigen Hängen sichtbar. Ost fliegen wir gefährlich nahe über die bis zu 4000 m hohen Grate. Zur Rechten wird, wegen der Wolkendecke nur bis etwa 6000 m, der Ranga Parbat sichtbar. Es ist verständlich, daß Hermann wie gebannt hinüberschaut, denn es ist schließlich sein Ranga Parbat. Noch eine wilde, steile Kurve erschreckend nahe am Felsen, und dann setzt die Maschine bald zur Landung in Skardu an. Hier müssen wir fast eine Woche auf die Träger warten, die erst von dem 112 km entfernt liegenden Askole herangeholt werden. Da den Trägerbestimmungen zufolge die Träger nicht mehr als 30 kg zu tragen haben, packen wir sämtliche Lasten entsprechend um. Am 17. April kommen die ersehnten Träger von Askole an. Es sind zähe Gestalten, in grobe Decken gehüllt. Da wir für unseren Anmarsch zum Basislager 66 Träger brauchen, von Askole aber nur 45 kamen, müssen wir uns noch um weitere kümmern. Am Vorabend unseres Aufbruches ladet uns der Political Agent zu einer kleinen Abschiedsfeier ein, zu der auch sämtliche Persönlichkeiten Skardus eingeladen sind.

### Aufbruch in Skardu

Nachdem sämtliche Lasten an die Träger ausgegeben und registriert worden sind, ziehen wir am 18. April mit unserer Trägerkolonne los. Wir glauben uns in einer Wüste zu befinden, kaum eine Vegetation, nichts als Sand weit und breit. Den Indus übersehen wir mit einer Fähre, einem großen, starken Holzboot, das dreimal den Weg machen muß, bis sämtliche Leute mit ihren Lasten am anderen Ufer stehen. Allmählich beginnt auch eine gewisse Ordnung in die Trägerkolonnen zu kommen, nicht zuletzt dank der beiden Trägerobmänner. Langsam bewegen wir uns vorwärts, immer in dem hellen, sehr weichen Sand versinkend. Noch verhältnismäßig breit dehnen sich die Täler aus; hinter der sich kilometerweit erstreckenden öden Sandfläche ragen schon gewaltige Schneeberge auf. Heiß brennt die Sonne herunter, und geblendet von dem gleißenden Sand ersehen wir uns etwas kühlere Gegenden. Am späten Nachmittag zeigt sich dann in der Ferne Vegetation, es sind die blühenden Marillenbäume auf den grünen Flächen von Shigar, dem ersten Ort im Shigartal. Es gibt vielerlei Mißverständnisse mit den dortigen Bewohnern, bis wir endlich auf dem Boloplatz landen, wo wir die Zelte aufstellen.

Nach einer sehr stürmischen Nacht beginnt früh der neue Marschtag. Unser Tagesziel ist Koshumal, es sind also 24 km zu bewältigen. Der leicht überzogene Himmel läßt alles in fahlem Licht erscheinen, auch die schneebedeckten Berge und die sonst gleißenden Sanddünen erscheinen matt und trüb. Bald kommt ein heftiger Wind auf und deckt uns völlig mit Flugsand ein. Es ist kaum zu glauben, aber selbst in den winzigsten Fugen setzt er sich fest und entwickelt sich zu einer wahren Plage. In einem ausgetrockneten Flußbett finden wir einen etwas geschützteren Zeltplatz, gleich haben wir aber wieder die Schwierigkeiten mit dem Trinkwasser. Schmutzig und träge fließt etwas Wasser in den wenigen Rinnsalen, und so versuchen wir es mit dem Dorfbrunnen von Koshumal. Wenn wir auch kein klares Wasser finden, eignet es sich wenigstens zur Bereitung des Tees.

Aus dem Nachbarzelt höre ich im Halbschlaf das Geräusch des kleinen Taschenueders. Es ist 5 Uhr morgens, noch spüre ich in meinen Füßen die vorangegangenen Marschstage.

An Hand der Tragerbuchhaltung werden die 66 Lasten ausgegeben, und um 6.30 Uhr verlast dann auch der letzte Träger dieses sandige, wasserlose Lager. Entlang des Schigarflusses ziehen wir mit unserer kleinen Tragerkolonne durch Ortschaften, queren Schutthalben und halten an, wenn der Tragerobmann zur Last ruft. Wir vernehmen nur ein „shabash“, worauf die Träger ihre Holzkreuze unter die Lasten stellen. Die frühen Morgenstunden stimmen auch die Träger fröhlich, sie singen einige Lieder, die erst verklingen, wenn wir schon wieder unterwegs sind. Steile Hänge zieht sich das Weglein entlang über dem oft mehr als 50 m tiefen Abgrund. Sicher setzen die Träger ihre Schritte auf die Trittmulden, aus denen oft nur der Weg besteht. An einem Bächlein macht der Tragerobmann Satz mit seinen Supturaleuten halt und erklärt in seinem gebrochenen Deutsch-Englisch: „Hier gut wasser, dort“, und zeigt weiter auf die Talgabelung, „water no gut.“ In gewohnter Weise wird mit ein paar Steinen ein Feuerplatz errichtet, Strauchwerf als Brennmaterial zusammengetragen, der ruhige, verbeulte Kochtopf aus dem Hansack genommen und mit Wasser aufgestellt. Um das Feuer sitzen die dunkelbraunen, bartigen Männer. Ein leichter Wind weht mir den Rauch ins Gesicht, begleitet vom Geruch des Ghi (ranzige Ziegenbutter), die Träger neben Salz in den siedenden Tee geben. Tschapati (Brotfladen) werden zu dieser Teesuppe gegessen oder in diese hineingegeben. So sieht das tägliche Mittagessen aus. Uns wird auch Tee angeboten und wir nehmen ihn, bevor Salz und der ecklig schmeckende und riechende Ghi dazukommt; trotzdem behagt er uns nicht sonderlich. Nach der Tee-Tschapati-Speise rauchen die Träger. Manche benutzten Wasserpfeifen, die in der Hand herumgereicht werden, andere legen einen dünnen Halm in den Sand, klopfen diesen fest und ziehen den Halm wieder heraus; an der einen Seite wird eine größere Vertiefung in den Sand gebrückt, Labak eingefüllt und angezündet, an der anderen Seite des Sandloches wird mit dem Mund angefeuchtet und geraucht. Pustend verlassen abwechselnd die Raucher die Sandpfeife. Nach einer halben Stunde rustten wir wieder zum Gehen. Auf mein: „Gemma wieder“, wozu ich mit dem Kopf in die Begrichtung nickte, antwortet der Tragerobmann: „Gemma, Sah'b.“

Die Träger begeben sich zu ihren Lasten, schwingen die Tragdecke über die Schultern, setzen sich vor ihre Lasten und schnüren mit Striden oder Lederriemen diese an ihrem Rücken fest und reißen sich mit Seesack, Alu-Riste oder Gasflasche hoch. Die Alu-Risten glänzen in der Sonne, und wieder geht es an Ortschaften, steilen Schutthalben vorbei hinunter in das Flußbett des Schigar. Ab und zu fährt, vom Wind getrieben, eine Sandfahne in die Höhe. Stunde um Stunde marschieren wir bis zur Talgabelung des Washa-Bralvo. Hier schwenken wir rechts ab, das Tal wird enger und nicht mehr so viel Staub und Flugsand erfüllt die Landschaft. Es ist eine mit großen Steinblöcken durchsetzte grasig-lehmige Fläche, eingeengt zwischen steil aufragenden Granitbergen. Wir wandern weiter und erreichen um 14 Uhr Baha, einen kleinen Ort, der uns zur Last einlädt. Ein Bauer pflugt seinen Acker, der vielleicht das Ausmaß von 50 mal 30 m hat. Rundherum ist der Acker mit einer Steinmauer versehen, die Steine dazu wurden mühsam aus dem Acker enifernt. Der von zwei Satz gezogene Pflug besteht aus einem großen gabelförmigen Ast, den der Bauer in die spärliche Erde drückt. Ein Knabe, vermutlich sein Sohn, in zerrissene Leinenkleider gehüllt, bietet uns getrocknete Marillen an. Für einen großen Zeller voll bezahlen wir eine Kupie. Erfreut läuft der Bub zum niedrigen Stein-Lehmbau und ruft etwas durch die Offnung, die gleichzeitig als Tür und Fenster dient. Es ist vermutlich die Nachricht des guten Geschäftes. Am späten Nachmittag waten wir das erstemal durch den kalten Bralvo. Die Träger tasten sich mit den Lasten vorsichtig durch den reienden Fluß, dessen Grund nur Steine bilden. Bald ist Dasso, das Ziel des heutigen Tages, erreicht.

Neben Marillenbaumen auf einer grünen Fläche wird das Lager aufgeschlagen. Last um Last trifft ein, müde reißen die Träger Risten und Seesack aneinander, die wir wieder in die Tragerbuchhaltung eintragen. Bei spätem Sonnenlicht erstehen die beiden Hauszelte zu beiden Seiten der aufgestapelten Lasten. Ringsum streben steile Flanken

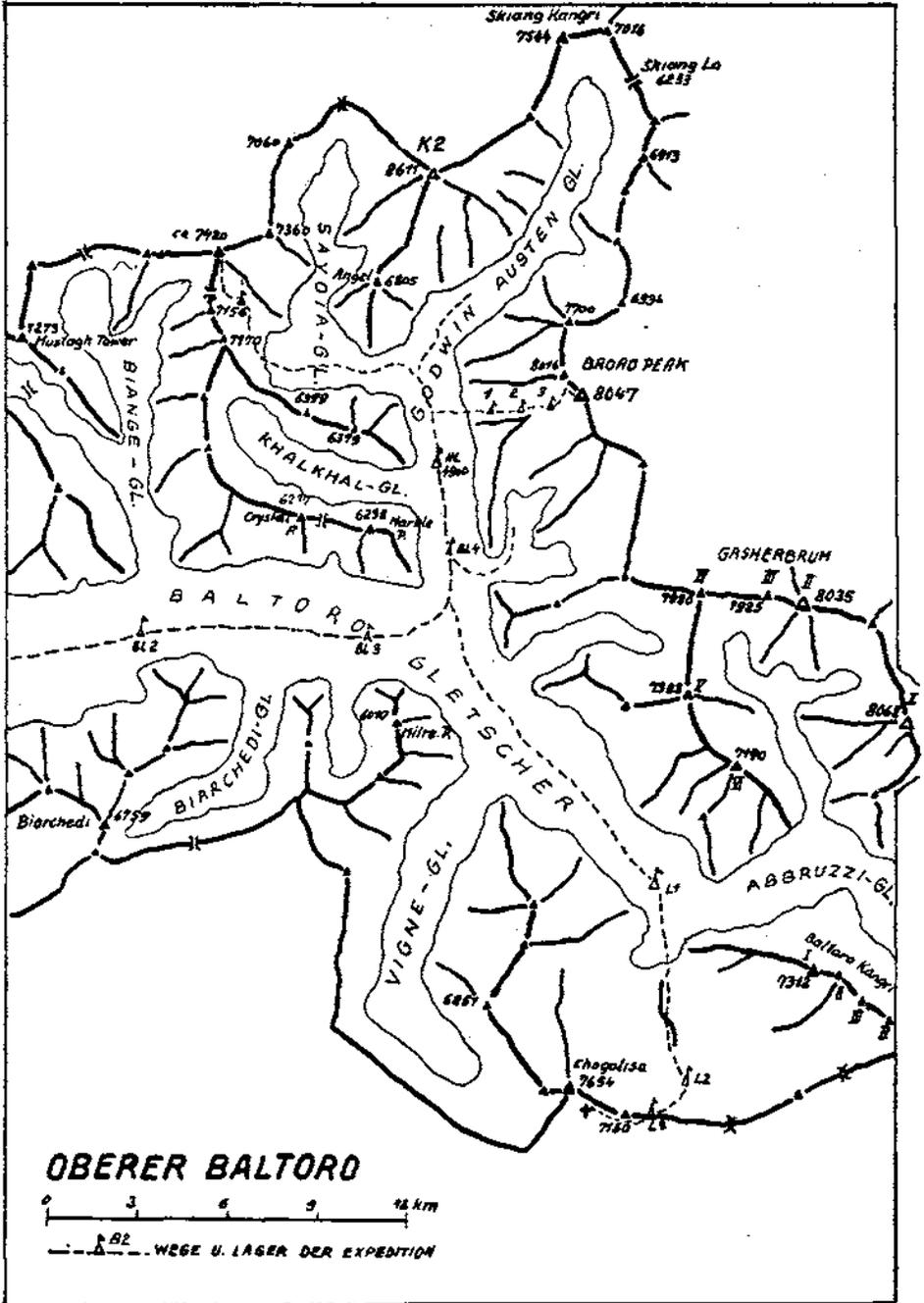
empor; vom Flußbett auf, nur unterbrochen durch Terrassen, auf denen kleine Siedlungen mit Gärten, Ädern, Marillenbäumen und Pappeln gleich Vogelneestern liegen, zieht sich in etwa 3500 m Höhe die Schneegrenze hin. Tief winterlich und steil erheben sich die Gipfel über 6000 m. Wir haben uns Mu-Risten im Kreise zusammengestellt, fünf als Sige, die sechste benutzen wir als Tisch, und stillen den ärgsten Hunger und Durst. An einer Feuerstelle hinter den Zelten bereitet der uns begleitende Balti-Polizist zwei Sühner als Abendessen zu, die, entsprechend gewürzt, ganz hervorragend schmecken. Die Sonne ist inzwischen hinter einem scharfen Firngrat, den westlichen Ausläufern der Biafoberge, verschwunden. Es beginnt zu dämmern und wird sogleich kühl.

Noch sitzen wir auf unseren Risten, Hermann und Kurt singen in gewohnter Weise Heimatlieder, die sie abwechselnd mit der Gitarre begleiten. Einzeln ziehen wir uns in die Zelte zurück. Eigenartige Rufe ertönen aus den Wänden, wir horchen auf. Neben dem Widerhall hört man nun Rufe weit entfernt im Westen und nun auch im Osten des Bralbotales. Ich frage unseren pakistanischen Begleitoffizier nach dem Grund dieser beinahe unheimlich klingenden Rufe in der späten Dämmerung. Es sind dies die Gebetsrufe des Mullah (Priester), wird mir erklärt. Ehrfurchtsvoll hören wir den Stimmen zu, die die Gläubigen zum Gebet rufen. Mehrmals wiederholen sich die beinahe schreienden Stimmen aus nah und fern, die folgenden Sinn haben: Gott ist groß, es gibt nur einen Gott, Mohammed war sein Prophet, erhebt euch zum Gebet und tut Gutes! Allmählich verklingen die Stimmen, nur ganz ferne hört man noch eine und dann ist alles still, beinahe totenstill. Wir liegen bereits in den Schlaffsäcken, eine Hälfte des Zeltes haben wir offen. In der Dunkelheit kann ich einen Granitgrat erkennen, über dem der Halbmond Asiens leuchtet.

Ein neuer Tag bringt wieder das tägliche Einerlei eines Anmarschweges. Einige Flußläufe sind zu überqueren, auf den etwas wackeligen Baumbrücken balancieren wir hinüber. Unser Weg führt am Flußufer entlang, das Tal verengt sich zur Schlucht und wird äußerst unwirtlich. Überhängende Geröllmassen, vom Fluß unterspült, drohen auf uns herabzustürzen. Zum Glück haben wir trockenes Wetter, denn Regenfälle würden sicher allerhand Gestein lösen; aber auch so stürzen zuweilen mächtige Felsblöcke in den Fluß. Die Träger kennen bereits die Gefährlichkeit des Weges und gehen fast ohne Raft bis Gomoro. Anderntags marschieren wir wieder in einer nahezu vegetationslosen, öden Gegend, einmal unten am Fluß, dann wieder 100 m darüber auf steilen, lehmigen Schutthalben, und erreichen den Ort Chongo, welcher 200 m über dem Fluß auf einer Terrasse liegt. Eine Grasmulde dient uns als Raft- und Zeltplatz. Während am gegenüberliegenden Hang sich ein 6400 m hoher Berg noch im Winterschnee erhebt, die Luften-temperatur im Tal nur mehr plus 3 Grad beträgt, ist es ein besonderer Genuß, in den heißen Schwefelquellen von Chongo zu baden. Ohne Zwischenfall erreichen wir am nächsten Mittag bereits die letzte Ansiedlung, Askole. Neuschnee- und Regenfall zwingt uns zu einer unvorhergesehenen Verlängerung unseres Aufenthaltes in diesem Ort.

Am 26. April verlassen wir nun für lange Zeit besiedelte Gegenden. Kurz nach dem Ort halten die Träger an; sie erflehen die Hilfe Mlahs und begeben sich in seinen Schutz für den weiteren Weg. Laut hallen ihre Rufe in den Wänden wider, und das Echo scheint gleichsam eine Antwort Mlahs zu sein. Nach Stunden erreichen wir die Zunge des gewaltigen Biafogletschers, es stürmt und schneit, so sind wir heilsoh, als wir gegen 15 Uhr den Korofon (großer Felsbrocken) erreichen. Trübes, kaltes und windiges Wetter begleitet unseren Weitermarsch über Bardumal nach Paju. Erstmals sehen wir die riesige Zunge des Baltorogletschers. Schmutziggrau liegt sie vor uns und dahinter ragen die gewaltigen Trangoberge auf. Ein kurzer steiler Aufstieg zu einem, wie sich später herausstellte, sehr windigen und staubigen Zeltplatz. Während für die Träger ein Rafttag eingeschaltet wird, begeben sich Hermann, Fritz und Kurt auf eine Erkundungstour. Ich habe mit dem Begleitoffizier verschiedene Trägerangelegenheiten zu regeln und stelle dabei mit Entsetzen fest, daß ein Trägersloß in unserem Lager Zuflucht gesucht hat! Die große Neuigkeit der Erkundungstour: der Broad Peak wurde gesichtet!

Am 30. April verlassen wir den Kasplatz Baju und befinden uns nach etwa eineinhalb Stunden auf der Zunge des Baltorogletschers. Nochmals erbeten die Träger den Segen Allahs. Unangenehm heiß brennt die Sonne auf uns nieder, dafür genießen wir aber nach Erreichung der Gletscherhöhe einen herrlichen Blick auf die Trango-Türme und die Bialegruppen, die sich in wilder, steiler Schönheit erheben. Der Dilligo Peak erglänzt



in Firn und Eis, und die weiße Sandfläche, die den Ursprung des Bajusflusses umrahmt, gleißt herauf. Glücklicherweise kommt etwas Wind auf, und man merkt bald an dem zunehmenden Tempo der Träger, daß wir dem Tagesziel nicht mehr ferne sind; müde erreichen wir um 16 Uhr Hiligo und bauen die Zelte neben den Geröllhalben des endlosen Baltorogletschers auf.

Der 1. Mai bringt eine Überraschung: ein Blick aus dem Zelt, und wir schauen in eine andere Welt. Alles ist mit Neuschnee bedeckt. Trotzdem können wir planmäßig um 7.30 Uhr weiterziehen. Vorsichtig stapfen wir im Nebel über die verschneiten Steine, brechen häufig tief im Neuschnee ein und es kostet jetzt schon einige Mühe zu spüren, um den nachfolgenden Trägern den Weg zu erleichtern. Um 16 Uhr kommen wir im winterlichen Urdofas weit später als vorgesehen an. Bei diesen schlechten Wetterverhältnissen — die Träger leiden sehr unter Nässe und Kälte — erwarten wir mit Bangen den kommenden Tag. Die Nacht über schneit es noch, und der Morgen bringt auch nicht viel besseres Wetter. Die Träger wollen nicht mehr recht weiter, sie stellen Bedingungen, bis wir uns endlich um 11.30 Uhr einigen und abmarschieren können.

Stundenlang stapfen wir durch den tiefen Schnee und, nur durch eine kurze Essensrast unterbrochen, erreichen wir trotz des verzögerten Abmarsches um 16.30 Uhr das Tagesziel, Baltorolager I. Wir wärmen uns etwas mit Tee auf und ziehen uns zeitig in die Schlafsäcke zurück, während sich die Träger eng zusammengedrängt auf die vereisten Steinplatten oder in den Schnee legen. Die durch den Nebel scheinende Sonne läßt uns am nächsten Morgen auf besseres Wetter hoffen und so brechen wir planmäßig auf. Der wieder einsetzende Schneefall kann unsere Stimmung nicht mehr besonders beeinträchtigen, da wir nur mehr zwei Tagesmärsche von unserem vorgesehenen Basislagerplatz entfernt sind. In dem ziehenden Nebel erkennen wir für einen Augenblick den Masherbrum und glauben den Kamm des Broad Peak ausnehmen zu können. Wir sind froh, als wir bei Sonnenuntergang auch diesen Tag hinter uns haben.

Das Erwachen im Baltorolager II bringt uns leider keine freudige Überraschung, wieder ist über Nacht Schnee gefallen, der Himmel ist bedeckt und es kommt ein leichter Wind auf. Wir stapfen den Trägern immer vor, um sie überhaupt weiterzubringen, bis um 15 Uhr in einer Mulde des oberen Baltorogletschers die Träger einfach nicht mehr wollen. Es ist nicht zu verwundern, denn unter diesen denkbar ungünstigen Bedingungen ist es ein Glück, daß sie so weit mitgekommen sind. Schließlich verlassen uns 44 Träger und begeben sich auf den Rückweg. Unverändert trostlos bleibt das Wetter, als Hermann und Fritz mit dem Rest der Träger das Baltorolager III (Flüchtlingslager) verlassen. Gegen 10 Uhr am nächsten Tag kommen dann auch die restlichen Träger schimpfend und frierend zurück. Ich weiß gleich was los ist, sie sind einfach umgekehrt und verlassen uns nun auch.

### Die Sahibs werden Träger

So sitzen wir mit 1200 kg Lasten noch etwa 16 km von unserem Basislagerplatz entfernt in Schnee und Sturm fest. Nur allmählich können wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß wir nun die bestimmt nicht geringen Lasten selbst weiterzuschleppen haben. Von den Trägern bleiben nur zwei Mann unter besonderen Bedingungen. Sie werden uns noch helfen, die Lasten ins Basislager zu transportieren und später für uns die Postkäufer sein. Schwer beladen machen wir nun den Weg vom Flüchtlingslager über diverse Depots zum Basislager. Immer wieder heißt es sich aufraffen, denn es sind noch beträchtliche Mengen heranzuschaffen. Auf diese Weise haben wir ein, wenn auch unfreiwilliges, aber hartes Training für weitere Strapazen.

So vergehen sechs Tage, immer auf dem Weg zwischen den beiden Lagern, und am 12. Mai schalten wir endlich einen wohlverdienten Rasttag ein. Trotzdem heißt es um 5 Uhr aufstehen, denn es muß ja die Post fertiggemacht werden, die heute mit den Postläufern abgehen soll. Ich überlege schon, ob man sie bei diesem stürmischen Wetter überhaupt loslösen kann, bis sie dann gegen 8 Uhr doch aufbrechen. Nach einem kalten,

windigen Tag kommen sie wieder zurück, sie sind bei diesem Sturm einfach nicht durchgekommen. Wir schreiben wieder einen 13. und das muß nun traditionsgemäß zu einem Start führen. Wir befinden uns auf einer Höhe von 4900 m und fühlen uns, den Umständen angepasst, sehr gut. Das Basislager steht gegenüber dem Westsporn des Broad Peak auf der Mittelmoräne des Godwin-Austen-Gletschers. Nachdem wir mit Mühe unsere Postläufer endlich auf den Weg gebracht haben, sind auch wir um 8.30 Uhr schon unterwegs. Ungefähr eine Stunde stapfen wir entlang der Mittelmoräne, der für unseren Angriff ausgesuchten Rippe an der Nordwestflanke des Broad Peak zustrebend. Wir folgen zwischen steilen Felsrippen einem Schneefeld, bis unser Weiterkommen von einem brüchigen Fels behindert wird. Zwei sehr steile Schneerinnen bilden eine Ausweichmöglichkeit. Wir benützen die linke zum Aufstieg, und da die Schneedecke günstig ist, können wir trotz der Steilheit von 30 bis 52 Grad gut aufwärtskommen, bis wir zu einem nur wenige Meter breiten Schluß kommen. Es ist dies nicht nur die steilste Stelle des bisherigen Anstieges, hier machen uns auch die Schneemassen gehörig zu schaffen. In einer Höhe von 5500 m erreichen wir über ein Schneefeld einen schneefreien Vorsprung, auf dem das erste Depot errichtet wird. Von dieser Kanzel aus wollen wir einen geeigneten Platz für das unterste Hochlager ausfindig machen. Im Krietiefen Pulverschnee spüren wir einen steilen Hang weiter aufwärts und gelangen in etwa 5800 m Höhe auf einen kleinen Sattel. Zwischen einem Felszahn und dem Hang wollen wir nun das erste Hochlager, das sogenannte Zahnlager, aufbauen. Der Abstieg erfolgt wesentlich schneller, zum Großteil auf dem Hosenboden, und so landen wir nach kaum einer halben Stunde wieder auf dem Gletscher.

Nun beginnt das Einrichten dieses und noch weiterer Hochlager. Vorerst ziehen wir mit etwa 15 kg dem Einstieg zu, und nachdem der nächtliche Wind sämtliche Spuren verweht hatte, haben wir eine fünfständige Stapperel. Am nächsten Morgen erfolgt derselbe Aufstieg mit den Lasten zum Zahnlager mit der anschließenden genußreichen Abfahrt. Ausnahmsweise bei schönem Wetter geht es anderntags den schon gewohnten Weg hinauf, zwei von uns sollten diesmal im Hochlager verbleiben, um einen weiteren Vorstoß zu erkunden. Wir bleiben in Funktverbinding. Wir gewöhnen uns gut an die hier herrschenden Temperaturen, heute hat es zum Beispiel minus 12 Grad im Basislager, der Durchschnitt liegt in dieser Höhe um minus 10 Grad. Nachdem am Vorabend die Lasten wieder vorbereitet wurden, begeben wir uns wieder auf den Weg. Der Vorstoß vom Hochlager 1 ist inzwischen auch erfolgt. In einer Höhe von 6100 m zwingt blankes Eis bei einer Steigung des Hanges von 40 bis 45 Grad zur Querung des vom Plateau herabziehenden Gletschers. Im Neuschnee wühlend geht es eine riesige Gletschermulde hinauf bis an den von der Plateaumächte anschließend sehr steil herunterziehenden Hang. Wegen der herrschenden Lawinengefahr wird eine senkrechte Spur gelegt. Etwa bei 6400 m wird das Plateau erreicht, und der eisige Wind zwingt schließlich unterhalb der Mächte Schutz zu suchen, wo dann auch das zweite Hochlager entstehen soll. Wir erfahren die Einzelheiten dieses Vorstoßes durch Funktspruch vom Hochlager 1 aus. Inzwischen schreiben wir schon den 18. Mai, als wir wieder beladen mit den Ausrüstungen für die Hochlager aufbrechen.

Wir versuchen nur durch die Nase zu atmen, einzuatmen beim Ausstreiten und auszuatmen beim Aufsetzen des Fußes. Dies wird uns bald zur gewohnten Übung. So transportieren vorläufig Kurt und ich die Lasten vom Basislager zum ersten Hochlager, während Hermann und Fritz für den Weitertransport sorgen. Der folgende Tag bringt uns wieder schwerbeladen zum Hochlager 1, wo wir erstmalig auch die Nacht verbringen, die beiden anderen Kameraden halten sich die erste Nacht im zweiten Hochlager auf. Am 20. Mai sind wir dann alle wieder im ersten Hochlager beisammen. Es ist bitter kalt und es kostet einige Überwindung, aus den Zelten zu kriechen. Nach einer nahrhaften Stärkung streben wir, die schweren Rucksäcke geschultert, unter Schneegeföber die steilen Hänge empor, dem zweiten Hochlager zu. Bei stürmischem Wetter und im Nebel erfolgt der Abstieg, dabei queren wir wohl die Mulde zu weit oben, so daß wir zu hoch in die



Lager III am Broad Peak, 2000 m tiefer der Konfordiaplatz

Aufn.: Karakorum-Expedition des DeW 1957



Die Savoia-Gruppe vom Lager III am Broad Peak mit Godwin-Kuften-Gletscher und Savoia-Gletscher

Aufn.: Karakorum-Expedition des DAV 1957

wilden, steilen Eisflanken 300 m über dem Lager 1 hineinkommen. Mit völlig vereisten Gesichtern, kaum daß wir uns noch erkennen können, landen wir aber doch mit großem Durst im Lager. Da wir die Lebensmittel bereits zum zweiten Hochlager gebracht haben, müssen wir uns mit dem Abjud der bereits weggeworfenen Teesäcken begnügen. Nach einer äußerst stürmischen Nacht, wir glauben schon, daß das Zelt diesen Windstärken nicht mehr standhalten kann, beginnt ein mühsamer Aufstieg bei einer Temperatur von minus 20 Grad zum Lager 2. Tiefer Schnee erschwert uns die Arbeit und wir sind etwas enttäuscht, daß die beiden aus dem zweiten Lager uns nicht entgegenkommen, die Stapferei durch ihre Abstiegsspur zu erleichtern, was aber wegen der Lawinengefahr nicht zu verwundern war. Dafür erfahren wir im Lager 2 allerhand Erfreuliches. Hermann und Fritz sind beim weiteren Vordringen zur Erkundung eines dritten Hochlagerplatzes am Beginn der sogenannten Eiskapelle auf Spuren der deutschen Expedition von 1954 gestoßen. Auf einer Höhe von 6600 m finden sie tief verschneit und eingeeist ein Depot dieser Expedition. Vollkommen vereiste Seile werden freigelegt, und dies bis zu einer Höhe von 6750 m. Dann erfolgt ein gemeinsamer Abstieg zu dem 1500 m tieferliegenden Basislager, welches wir dank unserer altbewährten Methode nach vor Einbruch der Dunkelheit erreichen. Wir wollen nun eine Erholungspause einschalten, nachdem die beiden unteren Hochlager vollkommen eingerichtet sind, die Ausrüstung für das dritte Hochlager zum Teil schon im zweiten Hochlager bereitsteht, und die derzeitigen Witterungsverhältnisse ein Weiterbordringen zu einem dritten Hochlager unmöglich machen. Am 25. Mai lacht uns endlich wieder einmal die Sonne, und wenn auch ein scharfer Ostwind um die Zelte bläst, machen wir uns zu einem endgültigen Aufbruch für den Gipfelgang bereit, hoffen wir doch auf eine längere Schönwetterperiode! Da wir neben der persönlichen Ausrüstung auch noch Lebensmittel mitzunehmen haben, bekommen die Rucksäcke, es ist immer dasselbe, ein beträchtliches Gewicht.

### Der erste Angriff auf den Broad Peak

Es ist ein klarer, sehr kalter Tag, wir messen schon im Basislager minus 20 Grad, als wir am 26. Mai aufbrechen. Während wir uns dem Einstieg nähern, beleuchtet die aufgehende Sonne den Gipfelaufbau des K 2, aber wir wollen uns nicht zu sehr ablenken lassen und müssen dem Aufstieg mehr Aufmerksamkeit zuwenden. In dem wiederum vollkommen schneeberwehten Schluß beginnt erneut der Kampf mit den Schneemassen. Abwechselnd spurend, stapfen wir hinaus. Nach einer kurzen Rast auf der Kanzel erreichen wir über den großen Gang um 9 Uhr das erste Hochlager. Die Lasten werden ergänzt und so schleppen wir nun etwa 20 kg weiter. Da der Schnee sehr tief ist, spüren wir auch bald die schwere Belastung. Oftmals benötigen wir mehr als einen Tritt, um einen sicheren Stand zu haben, was in der Folge unseren Atmungsrhythmus ungünstig beeinflusst. Senkrecht ziehen wir die Spur in den steilen, lawinengefährdeten Gang hinauf. Nach Stunden nähern wir uns dem Ende des Ganges, wo unterhalb der Plateauwächte das zweite Hochlager steht. Vergeblich schauen wir nach den Zelten aus, und dann erfassen wir, was geschehen ist. Das Lager ist zugeweht. Schneefall und Sturm der letzten Tage haben derartige Schneemengen auf unsere Zelte geworfen, daß sie erst nach anstrengendster Arbeit freigelegt werden können. Eines der beiden Zelte ist ziemlich beschädigt, teilweise eingerissen und das Gestänge verbogen. Es kommt uns daher das im Depot der deutschen Expedition gefundene Zelt sehr zugute.

Da noch restliche Ausrüstungen aus dem unteren Hochlager zu holen sind, heißt es früh aufstehen. Bereits um 7.30 Uhr sind Fritz und ich wieder im Aufstieg. Wir können die beiden Kameraden oben erkennen, wie sie sich vom Lager 2 zur Eisflanke über dem Plateau begeben, um diese für den weiteren Aufstieg zu präparieren. Als wir um 10 Uhr beim Wächtenlager ankommen, beobachten wir, daß die beiden sich schon über dem ehemaligen deutschen Depot befinden. Am Nachmittag tragen wir dann noch Lasten für das dritte Hochlager vor. Obwohl das Wetter noch immer unverändert schön ist,

müssen wir die Zeit nützen, denn noch haben wir keine passende Stelle für ein drittes Hochlager entdeckt. Während Hermann an der Seilsicherung der Eiskapelle weiterarbeitet, packen wir wieder Lasten, diesmal die persönlichen Ausrüstungen für das dritte Lager und den Gipfelgang. Mit dem Gewicht ist der steile Eisgang besonders anstrengend. Fritz ist dann noch mit der Fertigstellung des Lagers 3 beschäftigt, als ich mich zum zweitenmal im Abstieg befinde. Ein Eisschlag lähmt mir fast die Hand und nach einer kurzen Erholungspause steige ich weiter zum Depot in der Eiskapelle ab. Erneut im Aufstieg, treffe ich am späten Nachmittag Fritz, der unterwegs ist, eine zweite Last zu holen. Es ist eine richtige Schinderei, mit den Rucksäcken diese Eisflanke hinaufzukommen, und dann ist es endlich soweit, daß wir alle vereint im dritten Hochlager sind und wegen der herrschenden Kälte mit voller Ausrüstung im Schlafsaal liegen. Wenn auch die Temperatur hier von minus 30 Grad noch zu ertragen ist, empfinden wir sie nicht gerade als angenehm.

Um 5 Uhr ist Aufbruch, Schritt für Schritt geht es unserem Ziel entgegen. Bald dringt die eisige Kälte des trockenen, leichten Pulverschnees durch die Schuhe, tiefer wird der Schnee und die Kälte dringt weiter vor. In Abständen müssen wir anhalten, gestützt auf Eispickel und Schistöck schwingen wir die Beine, um die bereits gefühllos gewordenen Beine wieder etwas zu beleben. Kälte und heftige, von der Scharte herunterwirbelnde Windböen zwingen uns zum Anziehen der Windhosen und Perlon-Überschuhfolien. Um 8.30 Uhr bestrahlt die Sonne den linken Teil der Wandflucht, wir streben nun der Sonne zu, etwas von der geplanten Route abkommend. In 7500 m Höhe ist erste größere Raft, die hauptsächlich dazu benützt wird, die bereits weißen, gefühllosen Beine zu behandeln, die Schuhe werden ausgezogen und die Füße massiert.

Nach einer Stunde stapfen wir weiter, überqueren eine Spalte, und nun beginnt eine ungeheure Spurarbeit. Abwechselnd spuren wir je 20 Schritte, langsam kommen wir vorwärts. Wir stehen immer bis über die Knie in diesem endlosen, steilen Gang. Es ist weit über Mittag, als wir alle ziemlich ausgepumpt in die Mulde unterhalb des Scharthanges gelangen, der sich steil emporhebt. Endlose 250 m zur Scharte werden zu einer mörderischen Stafferei. Außerdem behagt es uns nicht, daß das bisher schöne Wetter sich zu verändern scheint. Die höheren Gipfel, wie K 2 und Masherbrum, werden immer wieder von den ziehenden Nebeln umfungen, auch den Broad Peak beginnt der Nebel einzuhüllen. Sehr behindert in der Sicht, können wir immer seltener die Scharte über uns erkennen — und das nur für ganz kurze Augenblicke. Der noch an Steilheit zunehmende Eisgang beansprucht unsere Atmungsorgane in erhöhtem Maß. Knapp unterhalb der Scharte treten steile Felsen aus dem Eis und nur eine laminartige, vereiste Verschneidung bietet die einzige Aufstiegsmöglichkeit zur Scharte. Es ist erstaunlich, wie sicher Fritz diese Felsstelle, die immerhin einen Schwierigkeitsgrad 4 aufweist, meistert. Um sicher nachzuklettern, ziehe ich es vor, Fritz die 80 m Reepschnur hinaufzuwerfen, was nach einigen mißglückten Versuchen auch gelingt; das Seil wird mittels eines Fadens fixiert und ermöglicht so ein sicheres Nachkommen. Es ist inzwischen 17 Uhr geworden und wir stehen auf der 7900 m hohen Scharte, die zwischen Mittel- und Hauptgipfel liegt und von der aus ein Erreichen des Hauptgipfels über den Nordgrat möglich erscheint. Fritz spurt gleich weiter, es ist dies eine enorme Leistung, denn bei jedem Schritt bricht er tief ein; mit letzter Kraft folgt Kurt. Nachdem nun auch Hermann nachgekommen ist, folgen wir den Spuren unserer jungen Stürmer. Nur für Momente gibt der Nebel die beiden Gipfel frei und unter erneutem Nebelbruch kommen wir über eine Felsstelle am Grat hinweg. Fritz zieht sich Schritt für Schritt am eingerammten Pickel auf, dem nahen Gipfel zu. Um 18.30 Uhr stehen Fritz und Kurt auf dem Gipfel, 40 m über uns. Durch den Nebel sehen sie schneebedeckte Felsen auf der anderen Seite hinunterführen, weiter drüben steigt dieser Grat abermals an und sie können nicht mehr ausnehmen, ob jener Ostgipfel höher ist als der, auf dem sie stehen. Nachdem nun auch leichtes Schneetreiben einsetzt, kehren sie auf unsere Zurufe zurück, um nicht den gesamten Abstieg in der Dunkelheit machen zu müssen. Wir haben einen 14stündigen Aufstieg hinter uns und die Zeit drängt,

um den 1100 m betragenden Höhenunterschied zum Hochlager 3 einigermaßen sicher im Abstieg zu bewältigen.

Bereits bei Dämmerung verlasse ich um 19.30 Uhr als letzter die Scharte, gleite mit äußerster Konzentration am Seil hinunter. Ich lasse es hängen. Es steht für uns fest, daß wir noch einmal herauf müssen, da wir nicht die Gewißheit haben, tatsächlich den Hauptgipfel erstiegen zu haben und außerdem keine einzige Gipfelaufnahme machen konnten. Es herrscht tiefe Dämmerung und nun beginnt ein mit letzten Kräften geführter Wettlauf gegen die hereinbrechende Nacht. Von Müdigkeit übermannt, lasse ich mich hinreißen, setze mich auf den Hosenboden und rutsche — oh, wie angenehm! — Hermann nach. Auf einmal spüre ich nicht mehr Schnee, sondern Eis unter mir. Sogleich erreiche ich ein unheimliches Tempo und im plötzlichen Bewußtsein einer großen Gefahr kann ich mich mit Eispickel und Steigeisen gerade noch fangen. Unter mir ein Eisabbruch von mindestens 50 m! Sehr beeindruckt steige ich zu Hermann auf, der nun oberhalb von mir der Spur nach rechts folgt, welche sich weiter drüben plötzlich verliert. 25 m tiefer ist die Spur wieder da. Wie Fritz diesen Eisabsatz zurücklegte, erfahre ich erst in der darauffolgenden Nacht im Lager: Es war ein Sturz mit mehreren Überflügen, erst im Pulverschnee des darunterliegenden Hanges blieb er unter Verlust von Eispickel und Handschuhen liegen. Um 21.30 Uhr sind wir alle wieder im Lager 3, Fritz liegt schon in tiefem Schlaf. Wortlos führen wir die mühevollen Bewegungen aus, die notwendig sind, um Steigeisen, Windhoje und Windbluse abzulegen. Fast übermenschliche Anstrengungen kostet es aber, aus den Schuhen zu kommen, die an den dicken Koffhaarsoden festgefroren sind.

Die Sonne steht hoch am Himmel, als wir aus tiefem Schlaf erwachen. Reisbedeckt sind unsere Schlaffäcke und sämtliche Getränke eingefroren. Wir nehmen die Plastikflaschen in die Schlaffäcke, um etwas Oromaltine und Sanddornsaft aufzutauen. Der Durst ist unbeschreiblich, und schon ein paar Tropfen Flüssigkeit helfen ein wenig auf die Beine. Wir wenden uns noch einigemal hin und her, bis wir uns endlich aufraffen, aufzustehen. Es wird uns klar, daß wir dringend hinuntergehören, denn unser Zustand bessert sich bei dem geringen Sauerstoffgehalt in dieser Höhe und Kälte, ohne warme Speisen und Getränke, nicht. Bis wir zum Abstieg bereit sind, ist es 13.30 Uhr. Auf die Schistöße gestützt steigen wir die vereisten Felsen den Seilsicherungen entlang ab. Schon am Beginn des Blankieles der Eiskapelle sind die Sicherungsseile völlig eingeeist. Mit äußerster Anstrengung kann ich immer nur etwa 10 m Seil losreißen. Ohne diese Seilsicherungen wäre ein Abstieg in unserer Verfassung nicht mehr möglich gewesen. Wir schlingen die fixierten 6-mm-Perlonreepschnüre um den rechten Unterarm, halten mit der linken Hand das durchlaufende Seil fest um die Hüfte und steigen mit anstrengenden, aber schnellen Schritten die steile Eiskapelle ab. Einigemal gehe ich in die Knie, wende mich mit dem Gesicht zum Eis, drücke die vorderen Jachen fest in die Flanke und halte mein Körpergewicht mit der Handschlinge fest, während ich für Sekunden die Augen schließe. Die Atmungsorgane sind noch in erhöhtem Maß beansprucht und so muß ich mich zwingen, den Rest der so gefürchteten Eisstrecke hinunterzustapfen. Vorbeischießende Eispitter und Steine mahnen zur ständigen Aufmerksamkeit und zum eiligen Verlassen dieser ungemütlichen Stelle.

Ich muß mich aufraffen, die letzten 150 m zum Plateau zu überwinden und auf der fast ebenen Fläche kostet es mich große Überwindung, nicht einfach liegen zu bleiben. Dann trennen mich nur mehr wenige Meter vom Lager und da sehe ich auch schon, daß ein großer Teil der Wächte über und neben dem Lager in die Tiefe gegangen ist. Es ist ein unwahrscheinliches Glück, daß lediglich die Zeltverankerung zerschmettert wurde und ansonsten das Lager unbeschädigt ist. In die Knie sinkend falle ich seitlich auf meinen Rucksack zwischen die Zelte und atme gedankenlos weiter. Mit Mühe lege ich den Rucksack ab, krieche zum Kochgerät, setze es in Betrieb und entnehme dem schmelzenden Schnee Wasser, um meinen übergroßen Durst zu löschen; einige Stücke Zucker stärken mich etwas. Die Sonne kommt langsam über die Wächte und leuchtet versöhnend auf die Zelte.

Kraft und Wärme spendend, richtet sie mich langsam wieder auf. Mehrere Liter Tee vermögen erst den Durst zu stillen, trotzdem sitzen wir noch ziemlich angeschlagen vor dem Lager. Nach Überprüfung des Lebensmittelvorrates stellen wir fest, daß wir damit unmöglich einen zweiten Gipfelangriff wagen können und entschließen uns deshalb, so schnell wie möglich ins Basislager zurückzukehren.

⊕ Mit einem Schistöck und dem Eispickel stapfen wir den 50 Grad steilen Gang knapp unterhalb des Lagers 2 mit gemischten Gefühlen hinab. Wird die Schneedecke auf diesem Eisgang brechen oder nicht? Sie hält, aber daß man sich bei einem Abstieg noch derart plagen muß, hätte ich nie geglaubt! Wir schnappen nur so nach Luft, während wir der späten Stunde wegen den zerschundenen steilen Gletscher abwärtslaufen. Oft tief ein-sinkend, lassen wir uns nach hinten fallen, um so einige Sekunden zu rasten; dann geht es wieder weiter. Nach Ausquerung aus dem steilen Gletscher führen die Spuren schräg abwärts über die 35 bis 40 Grad steilen Schneeflanken zum Lager 1. Entsetzt sehe ich, wie sich Fritz auf den Hofenboden setzt und rutscht, hat er noch die Kraft, um rechtzeitig bremsen zu können? Ich hätte sie wohl kaum mehr. Sicher bremsst er in der Höhe des Lagers 1 ab, ich stapfe und treffe Minuten später dort ein. Nach einem vergeblichen Versuch, eine Fundverbindung mit dem Basislager, in dem sich der Begleitoffizier aufhält, herzustellen, halten wir uns nicht lange auf und steigen weiter ab. Nun ver-leitet uns die anstrengende Stapperei im Bruchharsch doch wieder zum Rutschen. Es geht sehr gut, und ohne Zwischenfall, vor allem aber ohne Anstrengung, kommen wir zur schwierigsten und steilsten Stelle, dem Schluß. Vorsichtig stapfend überwinden wir diesen und rutschend erreichen wir sicher den Gletscherboden.

Die Gefahren liegen nun hinter uns. Erleichtert werden Steigeisen und Pickel hinter-gelegt und wir treten mit einem Schistöck den Marsch zum Basislager an, erst den Gletscher überquerend, um zur Mittelmoräne zu gelangen. Schwankend bewegen wir uns vor-wärts, die kleinen Gegensteigungen zwischen den Gistürmen zwingen immer wieder zu einer Rast. Wir blicken auf den von der späten Sonne beleuchteten Gipfel des Broad Peak, unverbüllt zeigt er heute seine ganze Pracht. Es dämmt und hoch hinter uns leuchtet der K2 nur noch im eigenen Weiß. Weiterstapfend brechen wir ständig tief in den Schnee ein, feuchend müssen wir ab und zu stehen bleiben. Wir können nur mehr heißere Füße austoßen, als wir die Gegensteigung zum Basislager erreichen. Es wird Nacht im Zelt und dann ist der Captain auch schon bei uns. Wir legen die Kuckstade ab, setzen uns auf die Mu-Risten und erzählen, während der Captain für uns Getränke und Essen zubereitet. Die Gedanken können sich vom Broad Peak nicht lösen und trotz der Ungewißheit um diese Ersteigung liegen wir bald im tiefsten Schlaf.

Hunger und Durst lassen uns nur bis 9 Uhr schlafen! Und wie sehen wir jetzt aus? Zerfranste Lippen, eine aufgerissene Gesichtshaut, leicht angefrorene Fingerspitzen und gefühllose Beine sind das vorläufige Ergebnis dieses Gipfelangriffes. Unsere Lebens-geister beginnen sich bald wieder zu rühren; wenn auch der Vorstoß in die Achttausender-zone seine Nachwirkungen hat, haben wir keine ernstlichen, nennenswerten Schäden. Wir genießen mehrere Rasttage wie noch nie zuvor, wir waren aber auch noch nie so müde. Die wiederum herrschende schlechte Witterung bestätigt die Richtigkeit unseres Entschlusses, nach dem Gipfelangriff gleich wieder ins Basislager abzustiegen, und gibt uns die nötige Zeit und Ruhe, einen zweiten Vorstoß vorzubereiten.

Am 3. Juni werden die Postläufer zum zweitenmal auf den Weg geschickt, wir hoffen, daß sie diesmal mehr Nachrichten aus der Heimat für uns bringen. Es bleibt uns ge-nügend Zeit, Bekleidung und Ausrüstung zu pflegen, wir haben sogar Gelegenheit, mit dem Empfangsgerät verschiedene Sender mit europäischen Musikprogrammen zu hören. Am 6. Juni ist seit langem wieder Aussicht auf günstigeres Wetter.

### Der zweite Angriff auf den Broad Peak

Schönes Wetter veranlaßt uns zur Eile. Wir unterbrechen die Erholung im Basis-lager und erreichen nach zwei Tagen bei Überwindung von 2050 Höhenmetern das

Hochlager 3. Waren diesmal unsere Lasten nicht so schwer, so sorgten die Schnee- und Windverhältnisse für unsere volle Beanspruchung. Lager 2 mußte, bevor wir es beziehen konnten, wieder vom Schnee freigeschaufelt werden. Ein Zelt im Lager 3 wurde vom Wind aufgerissen, es mußte provisorisch gestickt und innen von Schnee und Eis befreit werden. Es ist Pfingstsonntag, der 8. Juni, am späten Nachmittag, als beim Vorkochen des Frühstückstränkes auch noch der Brennstoff ausgeht. Wir haben Gott sei Dank schon soviel Haferbrei und Tee vorgekocht, daß wir für den Abend und den folgenden Morgen leidlich auskommen. Wir sind alle in guter Verfassung, auch erscheint uns das Wetter verlässlich. Somit sind die Voraussetzungen für den geplanten Gipfelangriff, es sind noch 1100 m an Höhe zu überwinden, gegeben.

Es ist eine sternklare Nacht, Windböen wehen uns Pulverschnee ins Gesicht, das gerade zum Atmen noch freilegt. Um 2 Uhr morgens höre ich undeutlich die Stimme Hermanns, die von einem Aufbruch bei Mondlicht spricht. Im Halbschlaf antworte ich unklar. Unruhig bleiben wir noch bis 3.15 Uhr liegen, wir wollen bei Tagesanbruch um 3.30 Uhr aufbrechen. Ich bin der Meinung, daß wir bei Tageslicht wesentlich schneller unser Ziel erreichen und nicht durch unsicheres Stolpern die notwendigen Kräfte verbrauchen sollten. Angezogen liegen wir im Schlaffaß, denn jede Bewegung bei einer Temperatur von minus 20 Grad in einer Höhe von 7000 m kostet Mühe und Überwindung. Ich richte mich im angeführten Schlaffaß auf und versuche mit den Sturmzindern die Kerze anzuzünden. Es gelingt erst nach Öffnen des Zeltes, es fehlte anscheinend der nötige Sauerstoff! Noch in den Schlaffäden, beim fahlen Schein der Kerze, genießen wir den vorbereiteten Haferbrei mit Obomaltine und den halbwarmen Tee. Wir müssen unsere wärmenden Hüllen verlassen, um Windhohe und Überschuhe anzuziehen, dann aber wird das Zelt endgültig geöffnet. Eisige Kälte strömt uns entgegen. Ohne Handschuhe werden schnell die Steigeisen angezogen, was sogleich die Finger erstarren läßt.

Die Zelte werden verschlossen und mit SchiStock und Pickel stapfen wir den mit Schnee bedeckten Eisbuckel im Morgengrauen hinauf. Bald spüren wir trotz Koffhaarsocken, Wollstrümpfen, Filzpantchen, Schuhen und Perlonüberschuhen die Kälte in unseren Beinen. Wir bleiben mehrmals stehen und schwingen, vom Höhenhusten geplagt, keuchend die Beine, um die Blutzirkulation bis in die Beinhalspitzen, die bedenklich bedroht sind, aufrechtzuerhalten. Der K2, der zweithöchste Gipfel der Erde, leuchtet schon im oberen Teil im Sonnenlicht, während wir uns im Schatten des Broad Peak im lockeren und windgepreßten Pulverschnee gegen die zunehmende Kälte und den Sauerstoffmangel die steilen Flanken aufwärtskämpfen. Gegen 9 Uhr erreichen uns die ersehnten ersten Sonnenstrahlen in etwa 7550 m Höhe. Wir setzen uns sogleich zur ersten Rast nieder, ein Schluck Tee aus der Thermosflasche und ein Stück Zwieback schmecken uns hier noch ausgezeichnet. Wir raffen uns dann wieder auf, um den steilen Gang bis zur Mulde unterhalb der Scharte hinaufzustapfen. Abwechselnd spurend, erreichen wir die Mulde. Von hier zieht die Schartenflanke bis zu 45 Grad steil 250 m empor. Es sind dies wohl die anstrengendsten Meter, die uns auf dem ganzen Aufstieg bevorstehen. In der Sonne sitzend, massieren die anderen ihre Füße, während ich es noch mit dem Fußschwingen versuche.

Um 11 Uhr beginne ich mit dem Spuren an der Flanke, Fritz folgt und wir wechseln uns dann in der anstrengenden Stapserei ab. Jeder treibt die Spur 40 Schritte empor, tritt einen Schritt zur Seite, rammt den Pickel ein und stützt, sich mit geschlossenen Augen am Pickel haltend, in die Knie. Man versucht, die auf Hochtouren arbeitenden Atmungsorgane zu beruhigen und sich zu erholen. Fritz kommt an mir vorbei, wie eine Maschine stelle ich mich hinter ihm in die Stufen. Es ist eine große Erleichterung, nicht bei jedem Schritt bis zu den Waden einzubrechen oder plötzlich zu bemerken, man bricht nicht durch die Schneedecke, sondern steht auf blankem Eis und muß mit den Beinen und Vorderzacken der Steigeisen das ganze Körpergewicht vor dem Abgleiten in die Tiefe bewahren. So mühen wir uns, drei bis fünf Atemzüge pro Schritt machend, hinauf zu dem herab-

hängenden Seilende, welches wir beim ersten Versuch hängen ließen. Vor uns sind die letzten 40 m zur 7900 m hohen Scharte zwischen Haupt- und Wittelpgipfel des Broad Peak. Fünf Schritte ziehe ich mich am Seil entlang auf. Ich breche durch die Schneebedecke bis zu den Hüften ein und kann kaum das Weggleiten von dem verschneiten Felsen verhindern. Meine Atempausen berührt Fritz, um aufzuschließen. 100 m tiefer folgen Hermann und Kurt. Kriechend erreiche ich die Scharte, drehe mich um und sitze in dem noch schrägen Schartenhang, den Kopf auf die Knie gestützt und höre nur noch meine raschen Atemzüge. Es ist 12.45 Uhr. Wir liegen im Schnee und warten auf die beiden Kameraden, um von hier den Gipfelgang gemeinsam fortzusetzen.

Langsam erholen wir uns. Um 14 Uhr trifft Kurt ein, Hermann befindet sich noch unterhalb der gesicherten Felsstelle. In Anbetracht der fortschreitenden Zeit entschließen wir uns, die mörderische Stapserei fortzusetzen, während Kurt auf Hermann warten soll. Wir kommen dem Gipfel, den Fritz und Kurt vor elf Tagen erreicht haben, langsam näher. Ist dies der richtige Gipfel oder nicht? Diese Frage beschäftigt uns während des Gehens ständig. Beim ersten Versuch war es neblig und es konnte nicht festgestellt werden, ob dies die höchste Erhebung ist. Wir wußten, daß es mehrere Gipfelerhebungen gibt. Welche von ihnen aber ist die höchste? Wir kommen zur schwierigen Felsstelle am Grat, es ist ein kurzer Kamin. Mit Händen, Füßen und Körper arbeite ich, um mich überhaupt hinaufschleppen zu können. Oberhalb dieser Kletterstelle knie ich wieder im Schnee und muß meinen Atemorganen nachgeben. Inzwischen ist es 15 Uhr geworden. Rasend schreitet die Zeit fort, während wir nur langsam an Höhe gewinnen.

In der Achttausenderzone braucht eben der Gipfelgang um ein Vielfaches mehr an Anstrengung. Bevor wir wieder weitergehen, stellen wir fest, daß wir uns in der sogenannten Todeszone befinden und eigentlich noch in guter Verfassung sind, obwohl wir nie zusätzlichen Sauerstoff bekommen haben. Ich schreibe unsere gute Kondition nur der vielen Arbeit zu, die wir während des Aufbaues der Hochlager leisten mußten. Wir haben in der Erschließungsgeschichte des Himalaya als Erste und außerdem als Meinerpedition mit uns selbst experimentiert und haben ohne Hochträger bis zu 25 kg zwischen 5000 und 7000 m Höhe täglich oft mehr als 1000 m höher geschleppt. Die außerordentlich großen Höhenunterschiede zwischen den einzelnen Lagern betragen: Hauptlager 4900 m, Lager 1 in 5800 m Höhe (900 m), Lager 2 in 6400 m Höhe (600 m), Lager 3 in 6950 m Höhe (550 m), Gipfel 8047 m Höhe (1100 m). Es war keine Seltenheit, daß wir vom Basislager in einem Zuge zum Lager 2 aufstiegen.

10 m trennen uns noch von dem am 29. Mai erreichten Gipfel. Mit der letzten Willenskraft erreiche ich den von Fritz errichteten kleinen Steinmann. Ich bin nicht besonders begeistert, als ich weit drüben den etwas höheren Ostgipfel erkennen muß. Nach kurzer Schnaupause entschließen wir uns, mit den vielen Auf und Ab des zum Hauptgipfel hinziehenden Grates zu beginnen. Schon mahnt uns die Zeit, nichts zu veräumen, denn wir befinden uns in der 13. Aufstiegsstunde. Ich stapfe an der Westseite des Grates entlang, denn die Nordostseite fällt einige 1000 m fast senkrecht ab. Der letzte Gipfelaufbau ist nun vor uns. Wir stehen 20 m darunter auf dem letzten Felsen. Ein jeder fordert den anderen auf, die letzten Schritte zum Gipfel als Erster zu beginnen, bis wir sie schließlich gemeinsam tun.

Es ist 17.05 Uhr, als wir auf der riesigen Wächte des 8047 m hohen Hauptgipfels des Broad Peak stehen. Ein wortloser Händedruck, das Ziel ist erreicht. Wiederum kostet es uns viel Überwindung, um die unbedingt notwendigen Gipfelaufnahmen zu machen, unsere Wimpel werden aus dem Rucksack genommen, an dem Eispickel befestigt und aufgenommen. Dies hört sich sehr einfach an, doch die Handschuhe ausziehen, sich der Kälte aussetzen, den Rucksack öffnen, die Wimpel befestigen, die Photoapparate zu betätigen und alles wieder zu verpacken kostet viel unserer noch bescheiden vorhandenen Kräfte. Meine Apparate arbeiten nicht mehr, doch die Leica von Fritz funktioniert mit alter Sicherheit und so ist es möglich, auch das Panorama festzuhalten. Die Sonne steht schon drohend tief und wir haben noch einen langen Abstieg vor uns. Erst den langen

Grat mit vielen Gegensteigungen, dann ein 1100 m tiefer Abstieg über Schnee- und Eisflanken zum Lager 3. Wir können nur ganz kurz in die Stunde blicken, um das Meer der von der späten Sonne bestrahlten Karakorumberge zwischen tibetisch Sinkiang und Baltistan zu sehen. Im Norden der K2 mit 8611 m, im Osten die etwas niedrigeren Berge von Sinkiang, im Südosten und Süden die Aichtausender Gasherbrum II und Giddenspeak. Weiter draußen im Südwesten die stolze Pyramide des Masherbrum, der beinahe unser Ziel werden sollte, dann fließt wie ein Riesenstrom der Baltorogletscher hinaus, begrenzt von der imposanten Gestalt des Pojupeak. Unverkennbar ragt 200 km weiter westlich die massive Gestalt des Nanga Parbat über die letztgenannten Gipfel empor. Neben unzähligen Gipfeln im Nordwesten sticht besonders die kühne Gestalt des Mustagh Tower hervor. Da und wo sind unsere beiden Kameraden, wir wollten doch alle gemeinsam auf dem Gipfel stehen?

Wir erkennen am Vorgipfel eine Gestalt, die sich nun über den Grat zu uns herüberbewegt. Wir sind bereits im Abstieg. Unterhalb des Gipfels begegnen wir Kurt, der dem Gipfel zustrebt. Auf die Frage nach Hermann erfahren wir, daß er bereits am Vorgipfel ist. Wir begeben uns weiter auf den Abstieg, Fritz ist bereits voraus, während ich von den verschiedenen Steinen des Gipfelgrates kleine Stücke in meinen Anorak stecke. Kurz bevor ich den Vorgipfel erreiche, begegne ich Hermann, der sich trotz der späten Stunde für den Gang zum Hauptgipfel entschlossen hat. Damit geht unser großer Wunsch, alle vier auf dem Hauptgipfel zu stehen, in Erfüllung. In beiden Richtungen drängen wir auf größte Eile. Ost sehe ich im Schnee, um die Organe mit den Gliedern in Einklang zu bringen. Unten in der Scharte ist bereits Fritz im letzten Sonnenlicht und verlängert das Seil, um uns den Abstieg zu erleichtern. Um 19 Uhr erreiche ich die Scharte. In Eile und Gefahr halte ich mich an der Perlonschnur fest und steige so schnell als möglich daran hinunter. Einigemal muß ich anhalten, um nicht den Atem zu verlieren. Fritz sitzt 200 m tiefer beim Rucksack in der Mulde, dort ist ein Schluck Tee, das ist der Gedanke, der mich weiterzieht. Ungeheuer ist die Trockenheit in Mund und Schlund. Vorsichtig taste ich mich den Eiswulst unterhalb der Scharte hinunter, dann stehe ich in der steilen Schneeflanke. Rutschend, mit dem Bidel bremsend, fahre ich die Flanke hinein. Der Rucksack, die Thermosflasche, der Schluck Tee und darauf unzählige Atemzüge — eine Erholung.

Auf dem 2500 m tiefer liegenden Godwin-Austen-Gletscher liegen längst die Schatten der Nacht, die Gipfel leuchten noch im fahlen Weiß ihres Schnees, während der Mond über den Grat des Broad Peak herunterleuchtet. Es ist eine helle Nacht — unser Glück. Ich halte mich an die Spuren von Fritz, unzähligemale falle ich nach rückwärts, um mich von den Anstrengungen des Abstieges zu erholen. Am Rücken liegend, in die Sterne schauend, bin ich doch glücklich über unser Schicksal. Immer näher komme ich dem Lager 3, welches sich am Eisnie deutlich vom Abgrund abhebt. Es ist still um das Lager, ich werfe Schifstöcke und Eispickel hinter das Zelt, lege Steigeisen, Überhosen und Anorak noch ab und winde mich durch die Zeltöffnung. Fritz liegt bereits in tiefem Schlaf. Im verschneiten Schlaffack liegend, freue ich mich über unser Glück, den vierten Aichtausender für die Farben der Heimat bezwungen zu haben. Beunruhigt über die Kameraden, die noch den Abstieg zu bewältigen haben, jedoch von Müdigkeit überwältigt, verbringe ich eine unruhige Nacht in 6950 m Höhe. Ich bin dann sehr froh, als auch Hermann und Kurt um Mitternacht bei den Zelten eintreffen.

Nach langem Schlaf müssen wir uns zum Abstieg aufraffen. Das Wetter ist nicht mehr so schön, und es bläst ein eifig kalter Wind. Wir brechen das Zelt ab und steigen gegen 10 Uhr mit schweren Rucksäcken zum Lager 2. Hier wird Tee gekocht und wir entschließen uns nach zweistündiger Rast, heute noch ins Hauptlager abzustiegen. Zelte und andere Ausrüstungen werden in Seesack (70 kg) und Rucksäcken verpackt, und mit dieser Belastung erfolgt ein äußerst anstrengender Abstieg. Wiederholt müssen wir Atempausen einlegen. Fast ohne Aufenthalt passieren wir das Lager 1 und erreichen um 18 Uhr wieder den Gletscherboden, deponieren Seesack, Seil und Steigeisen. Müde

stapfen wir dem Basislager zu, wo uns Captain Dader Saeed auf das freudigste begrüßt. Lange sitzen wir berichtend an der Hochstelle. Nun möchte man wünschen, daß Tage der unbefchwerten Ruhe beginnen. Dies ist aber nicht möglich, die Ausrüstung muß überholt werden und unzählige Grusfarten wollen geschrieben sein. Aber wir schlafen wenigstens ausreichend und tochen sehr viel. Wieder ist es ein 13. und heute erwarten wir die Postläufer, die gegen Abend ankommen. Es herrscht große Freude im Lager, jeder zieht sich mit seinen Briefen zurück und dann wird bis spät in die Nacht geschrieben. Noch einmal steigen wir zum Lager 1 auf, um auch dieses abzubauen, diesmal von Captain Saeed begleitet, der noch nie zuvor auf einem Berg war. Es hat ihm trotz der Anstrengung sichtlich große Freude gemacht.

### Der unbekante Siebentausender

Immer wieder liebäugeln wir mit der näheren und weiteren Umgebung. Welch herrliche, schier unerschöpfliche Möglichkeiten für ein begeistertes Bergsteigerherz! Uns sticht besonders ein Siebentausender ins Auge, der ohne besondere Vorbereitung erstiegbar erscheint. Am 18. Juni wandern wir dann bei strahlendem Sonnenschein entlang der Mittelmoräne des Godwin-Austen-Gletschers dem Savojagletscher zu. Das anfangs fast gemüthliche Gehen wird nun beschwerlicher, häufig müssen wir Spalten und Gletscherschründen ausweichen, bis wir dann über eine fast spaltenlose glatte Gletscherfläche mit den Schiern gehen können. Heiß brennt die Sonne von dem noch wolkenlosen Himmel, wir ziehen uns deshalb in den Schatten einer Spalte zurück und essen etwas. Dann überzieht sich der Himmel und es wird kühler, wir rüsten zum Aufbruch, steigen einen steilen Hang auf, der oft von großen Querspalten durchzogen ist, und kommen gegen Nachmittag auf eine riesige Hochfläche, die von einigen gewaltigen Querspalten zerrissen ist. In einer 40 m breiten und 20 m tiefen Spalte schlagen wir das Zelt in einer Höhe von 6060 m auf und haben also morgen noch über 1400 m zu überwinden; wir verschwinden deshalb bald in den Schlassäden. Obwohl noch müde, stehen wir bei Morgenrauen auf, ein Schlud aus der Thermosflasche, und dann geht es los. Noch mit den Schiern überqueren wir das Hochplateau und kommen auf 6200 m zur Randkluft. Die Schier werden mit den Steigeisen vertauscht, es geht über die Randkluft und dann eine 300 m hohe Flanke empor. Ein schräges Blanteisband drängt uns nach rechts zu einer steilen Rinne zwischen großen Abbrüchen, und wir stapfen wieder einmal im tiefen Schnee. Unter zwei Felsstürmen queren wir links aufwärts über schneebedecktes Eis und halten auf 6900 m die erste Raft. Dann beginnt wieder eine wilde Stapserei, es erscheint uns dies ärger als auf den Broad Peak. Gefährliche, schneebedeckte Felsen und ein stark überwächter Grat führen zum Gipfel.

Schritt für Schritt arbeiten wir uns hinauf. Es fällt Nebel ein und es wird zusehends kälter, so daß wir die Überkleider anziehen. Ganz nahe sehen wir den Gipfel schon und trotzdem dauert es noch eine halbe Stunde, bis wir endlich um 16 Uhr oben sind. Der Höhenmesser zeigt 7420 m! Wir verweilen nicht lange, auf der einen Seite bricht der Felsgrat steil ab und auf der anderen die überhängende Wächte. Nach dem zum Teil wieder mittels des Hosenbodens vollbrachten, aber doch sehr ermüdenden Abstieg ist es herrlich, mit den Schiern dem Zelt entgegenzufahren. Wir sind glücklich und freuen uns über diesen zweiten, nicht minder schwer erkämpften Erfolg. Nach einer kalten Nacht beginnen wir unsere wohl höchste Schitabfahrt von 6100 m Höhe. Wieder im Basislager, stärken wir uns und schlafen bald.

### Chogolisa, Hermanns letzte Bergfahrt

Während Hermann und Kurt sich noch auf einer Tour befinden, widmen wir uns der mitgenommenen Ausrüstung. Das Wetter verschlechtert sich, es schneit wieder. Wir schreiben Briefe, erwarten wir doch noch einmal die Postläufer. Immer schauen

wir aus, ob nicht vielleicht Hermann und Kurt infolge des Schlechtwetters zurückkehren. So vergehen einige Tage. Am 28. Juni, gegen 16 Uhr kommt plötzlich einer der anwesenden Postläufer ins Zelt gestürmt und meldet uns die Ankunft Kurts. Schon sind wir aus den Zelten und Kurt kann uns nur ganz heiser mitteilen: Hermann ist auf der Chogolisa abgestürzt! Erschüttert erfahren wir die näheren Einzelheiten. Sogleich bereiten wir das Notwendige für eine Bergung vor und brechen nach einer schlaflosen Nacht um 5 Uhr morgens auf. Nach einem zehnstündigen Marsch kommen wir an den Zeltplatz der Internationalen Himalayaexpedition (IHE), wo auch wir unsere Zelte aufstellen. Unentwegt suchen wir die Absturzstelle mit unseren Gläsern ab. Es ist nichts anderes auszunehmen als unzählige Lawinenbahnen, die sich unterhalb der Nordwand in einem Kessel vereinigen. Die Dämmerung nimmt uns jede Sicht und wir müssen den Morgen abwarten.

Beim ersten Morgenlicht sind wir schon unterwegs, über die zweite Moräne des Baltorogletschers kommen wir auf den vom Capersattel herunterziehenden Gletscher. Immer wieder bleiben wir mit unseren Lasten stehen, um die Wand einzusehen. Lawinenbahnen und die darin liegenden Eisabbrüche werden abgesehen. Wir hoffen, irgendeine Spur von Hermann zu finden. Sichernd arbeiten wir uns über die umfangreichen Spalten und Brücken zum Eisbruch hinauf, die Sorge um Hermann treibt uns weiter bis zu einer erhöhten Stelle in 5700 m, wo wir Absturzstelle und Kessel nach allen Seiten hin einsehen. Immer neue Lawinen rufen in den Kessel, die Schneemassen türmen sich im alten Lawinenbett hoch auf. Daß Hermann aus diesen Schneemassen nie lebend geborgen werden kann, ist uns klar und ein Vordringen in den Kessel bei den augenblicklich herrschenden Verhältnissen ist unmöglich, es würde den sicheren Tod der Suchenden bedeuten. Machtlos sind wir hier und wollen es einfach nicht glauben, daß unsere Aktion ohne Erfolg sein sollte. Immer wieder suchen wir die Wand und die Lawinenbahnen ab, aber es ist vollkommen vergebens. Schließlich gebietet uns die Vernunft, um nicht weiteres Leben aufs Spiel zu setzen, aufzugeben. Es ist hart für uns, aber es bleibt keine andere Wahl. Kälte und einsetzender Schneefall mahnen uns zum Aufbruch. Mühsam erfolgt unser Rückweg. Schweigend ertichten wir unserem Kameraden eine letzte Gedächtnisstätte und nehmen erschüttert von ihm Abschied. Am 1. Juli treffen wir müde und erschöpft im Basislager ein, mechanisch beginnen wir unsere Arbeit, um den Rückmarsch vorzubereiten. Die Lasten werden gepackt und zum Teil schon zum Flüchtlingslager gebracht.

### Rückmarsch

Am 5. Juli brechen wir auf, es geht in Eilmärschen nach Westen. Am 8. Juli treffen wir in Askole ein und sind nach weiteren vier Marschtagen in Skardu, wir haben eine Strecke von 228 km zurückgelegt. Bereits am 17. Juli landen wir in Rawalpindi, fliegen nach einer Zwischenlandung in Lahore nach Karachi, das wir am 22. Juli erreichen. Der Weiterflug erfolgt am 25. Juli von Karachi, wir befinden uns auf der Heimreise. Auf dem gesamten Rückweg sind wir wohl nie recht zur Besinnung gekommen, erst hoch über dem Mittelmeer, und als wir uns den Alpen nähern, erfassen wir ganz, was dies bedeutet: Wir kehren heim.

## Hermann Buhl zum Gedenken

Hermann Buhl verunglückte nach einem beispiellosen Bergsteigerleben am 27. Juni 1957 bei einem Besteigungsversuch der Chogolisa (7654 m) im Karakorum. Mit Kurt Diemberger war er bis etwa 7300 m gekommen, als sich Wetter und Sicht verschlechterten. Die beiden Bergsteiger, die gemeinsam Anstrengung und Glück am Broad Peak erlebt hatten, beschlossen umzukehren. Sie folgten dem überwächerten Grat abwärts. Kaum mehr zu erkennen waren die verweschten Aufstiegs Spuren. Plötzlich spürte Diemberger ein Vibrieren der Schneedecke: Eine Wächte war abgebrochen und hatte Buhl mit in die Tiefe gerissen. Was von ihm sichtbar blieb, war die Spur seiner letzten Schritte: sie führte in den Abbruch der Wächte hinaus.



Nach ergebnisloser Umjchau kämpfte sich Diemberger zum Hauptlager durch. Ein von sämtlichen Expeditionsteilnehmern unternommener Bergungsversuch endete in 5700 m Höhe, da das Gletscherbecken, in das Buhl wohl gestürzt war, von Eislawinen bestrichen wurde. So blieb Hermann Buhl in seinem Eisgrab unter der Nordwand der Chogolisa.

Mit Hermann Buhl ist wieder ein Stern am Bergsteigerhimmel erloschen. So wie sie hell aufblitzten in allen Epochen des Alpinismus, bestaunt, bewundert, aber auch kritisiert und umstritten und schließlich betrauert. Denn ihr Schicksal war meist ein jähes Ende am Berg. Es waren die Traumwandler an der Grenze des Möglichen, die Berg-

befessenen, die befähigt und entschlossen waren, immer wieder einen Griff über das Höchsterreichte hinaus zu wagen. In der Bergsteigerchronik wird der Name Hermann Buhl in einer Reihe stehen mit Georg Winkler, Paul Preuß, Emilio Comici . . .

Hermann Buhl wuchs in Innsbruck auf, verlor früh die Mutter, kam ins Waisenhaus und später zu einem Spediteur in die Lehre. In diesem Duzendmenschenalltag entzündete sich die Begeisterung für die Berge. Ringsum und ganz nahe reckten sie sich auf. Da waren die grauen Felszacken der Nordkette! Da wollte er hinauf! Wollte auch jemand sein und etwas gelten. Ein Bergsteiger werden, wie es in Innsbruck so viele gab mit klangvollen Namen.

Als ihm einmal einer von den Prominenten sagte: „Du gehörst nicht in die Berge — aus dir wird nie ein Bergsteiger“, da überprüfte Hermann Buhl sein Wollen: „Gewiß hätte ich Fehler gemacht, wenn ich die Vorwürfe zunächst auch als verletzende Ungerechtigkeit empfand. Aber aus der Demütigung wuchs der Trost. Wenn ich auch noch ein halber Knabe war, der in seiner Schwächigkeit das Gegenteil von dem schien, was man sich landläufig unter einem Helden vorstellte, fühlte ich mich den anderen doch in einem überlegen: in dem schier verzehrenden Feuer der Leidenschaft für den Berg!“

Alsierzehnjähriger stellte er sich selbst die Frage: „Gibt es auf der Welt etwas Schöneres als Klettern?“ Es gab für ihn nichts Schöneres, wenn er auch oft blutig geschlagen und abgerissen vom Berg heimkehrte, wenn er auch die Gefahr, das Verderben tödlich nahe gefühlt hatte. Und das Glück schien Hermann Buhl nie zu verlassen, wenn er auch Tolles wagte. Da zerbarst ein Felsblock auf einem Stand, den er eben verlassen hatte . . . da stürzte er an der Fleischbank 60 m tief in einen Kamin, und Knochen und Seil hielten es aus . . . da entran er knapp einer Lawine.

Als Siebzehnjähriger wagte er sich 1942 in den Bereich des 6. Grades. Ein erfolgreiches Bergjahr im Wetterstein, Kaiser und in den Kalkfögeln!

Im nächsten Sommer stand er selbstgrau eingekleidet im Kasernenhof von St. Johann, verlockend nahe waren die Gipfel des Ostkaisers. Manchmal schlich er sich fort, mit einem Stück Kommissbrot in der Tasche. Und einmal konnte er von der Erstbesteigung der Mauk-Westwand berichten, der schwierigsten Kaiservand. Er wurde aber nicht gelobt, sondern wegen Übertretung der Dienstordnung an die Front geschickt. Bald darauf piffen bei Cassino die Kugeln um ihn.

Aber auch in der Zeit des Krieges, der Gefangenschaft und des Hungerleidens vergaß er die Berge nicht. 1947 konnte Hermann Buhl 134 Gipfel, darunter 35 äußerst schwierige Wände, und 11 Erstbesteigungen in sein Tourenbuch einschreiben. Schwarz ging es auf Schmugglerpfaden über die italienische Grenze in die Dolomiten. Große Zinne-Nordwand! Er verschrieb sich der harten Schule von Winterbegehungen. In 33 Stunden überkletterte er 26 Gipfel der tiefverschneiten Gletschkette im Karwendel.

Nachdem er das Eis der Ostalpen bereits kennengelernt hatte, erstreute ihn 1948 eine Einladung aus Frankreich nach Chamonix. Er erlebte der Alpen größtes Schauspiel, den Montblanc, und durchstieg die Nordwände der Chatmoz und Triolet. Er war gereift, seine Ziele waren gewachsen, und sein Stern am Bergsteigerhimmel leuchtete immer heller: Vorassess-Walker-Pfeiler, Überschreitung sämtlicher Aiguilles von Chamonix, Eiger-Nordwand . . . Ein verzweifeltes Ringen im Wettersturz mit Steinschlag und Lawinen, ein kameradschaftliches Zusammenstehen mit einer Allgäuer Seilschaft und Franzosen unter der Führung Rebuffats.

Hermann Buhl radelte von Innsbruck ins Bergell, kletterte allein in viereinhalb Stunden durch die plattige Nordostwand des Piz Badile und stieg über die Nordkante ab. Tollkühn waren diese Alleingänge, seit er ohne Gefährten die Fleischbank Südostwand als Nachmittagsstour machte. Damals sagte er: „Es macht mir unbändig Freude, so allein höher zu turnen, ohne hemmendes Seil und ohne schweren Ballast. Das ist wirkliches Klettern! Ich will mich selbst auf die Probe stellen, möchte meine eigene Grenze kennenlernen. Ein unwiderstehlicher Drang beflügelt mich, der mir befiehlt, immer Höheres, immer Schwereres zu wagen, das Letzte aus mir herauszuholen.“

Auf die Spitze getrieben hat Hermann Buhl dieses Alleingehen im Februar 1953, als er in einer Mondnacht die verschneite 1800 m hohe Wagmannostwand auf dem schwierigen Salzburger Weg durchkletterte. Das sollte letzte Vorbereitung auf den Himalaya sein, denn Buhl stand auf der Teilnehmerliste der Nanga-Parbat-Expedition. Und damit stieg sein Stern auf den Höhepunkt. So lange man vom Bergsteigen sprechen oder schreiben wird, bleibt Hermann Buhls Alleingang auf den 8125 m hohen Gipfel des Nanga Parbat unbergessen. Wie er knapp vor dem Monsuneinbruch alles auf eine Karte setzte, den letzten Gefährten am Silberfattel zurückließ und mit einem unmenschlichen Willensaufgebot bis zum höchsten Punkt stieg, den er am 3. Juli 1953, abends um 19 Uhr, erreichte. Wie er dann in 8000 m Höhe eine Nacht durchstand und sich zurückkämpfte zu den Freunden, mit einem von der Todeszone gezeichneten Gesicht, mit sonnenverbrannter Haut, aber glücklichen Augen.

Vor dieser einmaligen Tat muß aller Zwist und Hader, der später laut wurde, verstummen.

Trotz aller Widerwärtigkeiten, trotz ekstatischer Begehren, seinem Bergführerberuf und der Gründung einer Familie konnte Hermann Buhl dem extremen Bergsteigen nicht entsagen. An der Ostwand des Grand Capucin, an den abschreckenden Westwänden der Aiguille Noire und der Petit Dru bewies er, daß er als Dreißiger noch nicht zum Alten Eisen gehörte.

Im Frühjahr 1957 zog er mit Marcus Schmund, Fritz Wintersteller und Kurt Diemberger noch einmal auf große Fahrt ins Karakorum, zum Broad Peak (8047 m). Über die Erstbesteigung dieses Achttausenders berichtete Hermann Buhl in einem nachstehend wiedergegebenen Brief an die Sektion Bergland des DAV.

Basislager (4900 m) am

Godwin-Austen-Gletscher, 14. Juni 1957

Am 10. Mai 1957 haben wir unser Basislager am Godwin-Austen-Gletscher am Fuße des Broad Peak in ungefähr 4900 m Höhe erstellt, etwa 10 km vom K 2 entfernt. Gleich darauf begannen wir mit dem Errichten der Hochlager. Der Anmarsch zum Basislager ist zwar im Karakorum immer ein Kapitel für sich, ging aber, bis auf die letzte Etappe, verhältnismäßig reibungslos vonstatten. Wir waren für das Karakorum zeitlich sehr früh dran und hatten schon mit unserem Flug nach Starbu viel Glück. Der einzige schöne Tag innerhalb eines Monats war unser Flugtag und der war so, daß man gerade noch fliegen konnte. Zum Glück hatten wir nur so viel bzw. so wenig Gepäck, daß alles in einer Maschine Platz fand, so daß die Ausrüstung gleich mitgeflogen wurde; sonst wäre es uns wahrscheinlich so ergangen wie den Amerikanern hinter uns. Diese waren wenige Tage nach uns in Starbu gemeldet; das war vor etwa sechs bis sieben Wochen, und bis Mitte Juni sind sie noch immer nicht am Baltorogletscher eingetroffen. Man sagte uns, das Flugwetter war etliche Wochen so unsicher, daß unmöglich eine Maschine nach Starbu starten konnte.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in Starbu erschienen die Träger aus Askole und dann begann der über 200 km lange Anmarsch zum Basislager. Zuerst von Starbu nach Askole über 100 km in einer Woche mit Tagesetappen von 10 bis 15 Meilen, ständig bei schlechtem Wetter. Man prophezeite uns nichts Gutes am Baltorogletscher, da noch nie so viel Schnee lag wie heuer und die Schneegrenze schon bei 3500 m begann. Doch interessanterweise stieg die Schneegrenze mit dem Ansteigen des Tales. Askole liegt bereits 3000 m hoch. Hier wechselten wir die Träger. Es gab allerlei Schwierigkeiten, die üblichen halt, die jede Expedition hat, mit den Anmarschschuhen, mit der Verpflegung, denn ab nun mußten auch die Träger für den ganzen An- und den Rückmarsch verpflegt werden, weil keine Ortschaften mehr vorhanden sind.

Nach Tagen war alles wieder geregelt, dank der kleinen Expedition und einer Träger-schar von nur 80 Mann. Es konnte weitergehen bei immer noch schlechtem Wetter, bei

Regen und Schneetreiben. Damals erlebten wir bis Mitte Juni den letzten Regen, seither nur mehr Schnee.

Korofon, Bardumal und Baiju sind die Tagesetappen. In Baiju, am Beginn des Baltorogletschers, gab es wieder einen Tag Aufenthalt. Die Träger haben den ganzen Tag Tschapati, ihr Brot, gebacken, denn hier ist das letzte Holz. So kamen nun noch einige Lasten Tschapati zum Gepäck hinzu.

Kurt Diemberger und ich nützten den Rasttag in Baiju zu einer Exkursion auf den Baltorogletscher, und wir ersteigen dabei einen Punkt 4400 m als Ausläufer der Uli-Biaho-Türme, wobei man einen wunderbaren Einblick auf die Trangotürme und Baiju Peak, das Wahrzeichen von Baiju, hat und wir konnten auch eine Ersteigungsmöglichkeit auf diesen schier unersteigbar erscheinenden Berg erkennen. Damit waren wir sehr zufrieden, und nach einem wilden Geröllhatscher waren wir abends wieder im Lager.

Am nächsten Tag ein letztes Wollbad im eiskalten Gletscherbach, dann begann der Marsch über den Baltorogletscher. Zuerst ging es zwei Tage nur über Geröll nach Liligo, an dessen Lagerplatz noch die Spuren einer früheren Expedition waren. Der nächste Rastplatz war Urdofas, wo sich schon so mancher Trägerstreik abgespielt hatte. Hier war noch tiefer Winter und es begann die durchgehende Schneedecke. Abends schien noch alles gut, doch am nächsten Tag forderten die Träger plötzlich Brillen. Mit argen Bedenken hatten wir dieser an sich berechtigten Forderung entgegen gesehen, denn wir hatten nur 25 Gletscherbrillen für 80 Mann und das gab ein tolles Durcheinander. Doch als wir die restlichen Träger, die leer ausgingen, dafür auszahlten, statt einer Brille 3 Rupies, hatte plötzlich jeder irgendeine Brille, teils deutscher, teils italienischer Herkunft und alles war wieder beruhigt. Es konnte weitergehen.

Außer dem einen Tag in Baiju war es noch immer schlecht Wetter und nur hier und da sah man hinauf zu den Trangotürmen, die wie Dolomitengipfel aufragen. Der Schnee wurde immer schlechter, man brach bei jedem Schritt im Bruchharsch ein, die Laune der Träger wurde nicht besser und drei Tage nach Urdofas erklärten sie, hier sei das Basislager, sie gingen nicht mehr weiter. Normalerweise sei immer noch drei Tagen das Basislager erreicht, sagte man uns. Doch wir hatten infolge der Verhältnisse kürzere Tagesetappen machen müssen und waren noch weit von Concordia entfernt, von einem Basislager nicht zu reden. Mit Mühe und Not konnten wir 20 Träger unter besonderen Bedingungen behalten, die am anderen Tage weitergingen, und wirklich kamen wir mit List und Tücke sogar über den Concordiaplatz hinaus, aber noch immer nicht zum eigentlichen Basislager. Am nächsten Tag streikten auch diese Träger. Noch 40 Lasten lagen draußen am Baltorogletscher — am Abend waren alle Träger fort.

Nur zwei konnten wir für die gesamte Dauer der Expedition als Postkäufer und Mädchen für alles behalten, dazu wir vier Mann und der Captain, den uns die Regierung als Verbindungsoffizier mitgegeben hatte und der sich als ein ganz pfundiger Bursche erwies und überall mitmachte. So waren wir insgesamt sieben Träger und nach vielem Pendeln konnten wir auch die notwendigsten Lasten bis zum vorläufigen Basislager und dann noch 10 km weiter bis zum eigentlichen Basislager schleppen. Dabei waren wir meistens mit 25 bis 30 kg und mehr beladen. Wie schon gesagt, am 10. Mai endlich wurde das Basislager am Fuße des Westsporns des Broad Peak errichtet. Also nicht dort, wo Herrligkoffer angelegt hatte, dies erschien uns zu gefährlich. Wir wollten den zwar sehr steilen, aber dafür relativ sicheren Weg über den Westsporn versuchen. Die Aussichten waren günstig und wir packten gleich einige Tage später voll Lusttrieb an. Eine Stunde führte der Anstieg noch eben den Godwin-Küsten-Gletscher entlang, dann quert man die vielen bizarren Eisnadeln im wilden Auf und Ab des Gletschers zum anderen Ufer und dann kommt anfangs ein steiler Lawinengang. Der war schon sicher, es lagen nur alte Reste hier von Schneelawinen, über welche man mühelos ansteigen konnte. Zwischen Felsen führen Steilrinnen hinauf, an der steilsten Stelle über 50 m Höhe erreicht man einen Vorsprung, eine Art Kanzel, mit großartigem Blick auf den Godwin-Küsten-Gletscher hinunter. Der Weiterweg ist ebenfalls ein sehr steiler, 300 m Höhen-

unterschied aufweisender Schneehang ohne irgendeine Verflachung und mit einer schmalen Gratkanzel in 5800 m Höhe, die wir ebenfalls erst planieren mußten. Sie bot einen Platz für ein Zelt und somit für Lager I, welches unerhört kühn aufgebaut wurde.

Einige Tage schleppten wir nun die Lasten mit allem Erforderlichen zu Lager I; teils bis zu 20 und 25 kg; es ist zu bedenken, daß Hochträger nur 15 bis 18 kg tragen. Bald war auch alles oben und Fritz Wintersteller und ich überjiedelten nach oben und wir stiegen dann weiter an, ebenfalls noch über Steilhänge, bis uns Blanteis nach rechts in eine Gletschermulde abdrängte. Durch diese ging es weiter, zum Schluß kam noch ein sehr steiler Hang, wiederum mit ungefähr 50 Grad Neigung und mit tiefem Pulverschnee auf Eisunterlage und mit 150 m Höhenunterschied, dann standen wir auf dem Plateau in 6400 m Höhe, dort, wo feinerzeit Herrligtoffers Bergsteiger, von der anderen Seite kommend, Lager III errichtet hatten. Unterhalb einer Wächte arbeiteten wir drei Tage lang, schaufelten und gruben, trugen etwa 20 cbm Schnee ab und einige cbm Eis, dann war der Platz geebnet für Lager II. Auch dieses Lager lag phantastisch kühn, mit großartigem Tiefblick.

Fritz und Marcus übernahmen nun die Arbeit, Lager II auszubauen und alles Erforderliche nachzuschleppen, während ich mit Kurt daranging, die vollkommen blanke, vielleicht 50 Grad geneigte Eiswand über uns zu präparieren. Vorher war ich schon einmal mit Fritz ein Stück oben, fand ein altes Depot mit einigen gestorenen Konferven und etwas Seil vor, sowie alte, tief im Eis festgefrorene Seile, die es galt freizulegen. Eine nicht leichte, sehr anstrengende Arbeit, bis die alten Seile, die bis zu einer Höhe von 6700 m reichten, aus dem Eis befreit und wieder befestigt waren. Dann wurden neue Seile figiert, zuletzt über Fels, bis zu einer Höhe von 7000 m. Dies alles meist bei schlechtem Wetter, denn vier Wochen lang war nicht ein schöner Tag, und erst gegen Ende dieser Periode wurde es etwas besser. Kurt schlug eine Stufenleiter durch das harte, spröde und sehr steile Eis, und hinterher folgten Marcus und Fritz mit Lasten, während jeder seine persönlichen Sachen noch zusätzlich selbst mitrug.

So konnten wir dann, nach einer Zwischenerholung im Basislager, droben in 7000 m Höhe Lager III errichten, ebenfalls wieder nur eine schmale Plattform, ins Eis geschlagen, am äußersten Rand einer steilen Eisflanke, die direkt vom Zelteingang abfällt und wobei man beinahe Steigeisen braucht, um ins Innere des Zeltens zu gelangen. Es gab sonst keine andere Möglichkeit, und dort standen nun zwei kleine Sturmzelte. Ich glaube, es war der 24. Mai, überall herrschte noch tiefer Winter. Alle Berge waren in Weiß gefüllt, weit und breit kein Mensch, obwohl eine amerikanische Expedition, die den Hidden Peak zum Ziel hat, schon seit Wochen angemeldet ist. Morgen wollten wir zum Gipfel. Das sind immerhin noch 1100 m Höhenunterschied, sehr steil. Da Fritz erst spät mit den letzten Utensilien heraufkam, wurde es mit dem Abendessen sehr spät und erst gegen 23 Uhr war die erforderliche Menge Tee für den nächsten Tag bereitet. Um 2 Uhr morgens weckte ich. Das Wetter war gut, aber sehr kalt und erst um 6 Uhr kamen wir wegen der Dunkelheit, der Kälte, des Kochens usw. fort. Steile Eis- und Schneehänge führen weiter hinauf, dann kommt Schnee, immer tief. Es war saukalt, vielleicht an die 30 Grad minus, und durch das Spuren im tiefen Pulverschnee froren einem die Füße buchstäblich ein. Bei 7500 m, um 9 Uhr vormittags, kamen wir in die Sonne und machten eine kurze Rast. Dann ging es wieder weiter, immer mühsamer. Wir mußten uns im Spuren öfter ablösen und zuletzt kam ein sehr steiler Hang mit Blanteis, der das Letzte in dieser Höhe abberlangte. Erst am Nachmittag gegen 4 Uhr erreichten wir die Scharte zwischen Mittel- und Hauptgipfel des Broad Peak in etwa 7800 m Höhe.

Der Weiterweg ist wunderbar: ein Felsgrat mit einer phantastischen Schneeauflage, mit kühnen Schneefürmen und steilen Aufschwüngen. Fritz und Kurt spurten voraus, ich folgte mit Marcus, aber es wurde immer später. Aus dem Norden kamen Nebel herauf, ein kalter Wind pfiß und mahnte zur Umkehr. Gegen 6 Uhr abends erreichten die beiden Ersten eine Erhebung, die wie der Gipfel erschien; es war aber nur der Vorgipfel, etwa 8000 m hoch. Noch 50 Höhenmeter fehlten uns bis zum Gipfel, aber, es

half alles nichts, der Weiterweg zum Gipfel ist noch lang und durch einen scharfen Grat getrennt. So drehen wir wieder um. Um 10 Uhr nachts sind wir wieder in unserem Lager III angelangt, müde und abgekämpft. Zur Erholung und wegen einer nachhaltigen Wetterverschlechterung müssen wir zurück ins Basislager, bleiben dort eine Woche, dann hatten wir uns richtig erholt und vollgeessen, Auftrieb gesammelt, besseres Wetter abgewartet. Anfangs Juni stiegen wir neuerdings an. Diesmal war alles entsprechend vorbereitet. Wir kannten den Weg und so ging alles ruckzuck. Am ersten Tag stiegen wir mit etwas Proviant und Brennstoff durch bis Lager II in 6400 m Höhe. Am nächsten Tag ging's zeitig zum Lager III; mittags war dieses bereits erreicht. Der Tag verging mit Vorbereitungen, wir kochten Unmengen Tee für den Abend, für den nächsten Morgen und zum Mitnehmen. Dann schlüpfen wir rechtzeitig in den Schlafsack und standen am nächsten Tag, dem Pfingstmontag, um 2.30 Uhr auf. Das Frühstück war in Thermosflaschen bereits vorbereitet und so ging alles rasch. Schon um 3.30 Uhr konnten wir das Lager verlassen. Es war wiederum unheimlich kalt. Um 8 Uhr morgens waren wir in 7600 m Höhe und kamen in die Sonne. Meine Füße, besonders der rechte, waren gefühllos; so mußte ich sie massieren, eine Stunde lang, bis wieder Gefühl in die Beine kam, die ich mir beim ersten Versuch leicht angefroren hatte. Marcus und Fritz waren inzwischen weitergegangen, Kurt war bei mir geblieben und hatte meine Füße behandelt. Mittags waren wir auf der Scharte. Die beiden anderen hatten nun einen Vorsprung von einer Stunde und mir machte die Kälte noch immer derart zu schaffen, daß ich auch keinen Appetit hatte und mein Allgemeinzustand sehr darunter litt. Kurt und ich gingen nun den Grat weiter bis zum Vorgipfel, doch da war es bereits wieder 5 Uhr nachmittags. Während die beiden anderen gerade den Gipfel erreichten, äußerte Kurt nun schwere Bedenken, nicht mehr rechtzeitig hinaufzukommen: so sagte ich ihm, er solle allein losgehen, ich bliebe entweder hier oder käme langsam nach. Ehrlich gesagt, hatte ich im Augenblick keinerlei Ambitionen, doch dann war die gewisse Verlockung wieder da und so raffte ich mich trotz gefühlloser Füße und nicht gerade guten Befindens wieder auf und ging weiter. Inzwischen kamen Marcus und Fritz zurück, später auch Kurt, und als er bemerkte, daß ich doch noch zum Gipfel wollte, drehte auch er wieder um und ging mit mir weiter. Gerade bei Sonnenuntergang, es war gegen 7 Uhr abends, standen wir oben auf dem Gipfel des Broad Peak in 8047 m Höhe. Es war ein unwahrscheinlich schöner Augenblick. Unten war es überall schon dunkel, nur die höchsten Gipfel leuchteten blutrot und zuletzt nur noch der Gipfel des Broad Peak. Ich hoffe, daß auch die Aufnahme auf dem Gipfel mit dem Wimpel der Sektion noch gut geworden ist, obwohl es schon sehr spät war.

Im Mondschein stiegen wir dann ab und waren um Mitternacht wieder im Lager III. Zwei Tage benötigten wir für den Abstieg ins Basislager, wo wir nun schon seit vier Tagen sitzen, wieder erholt, und fest schreibend. 300 Karten muß allein ich schreiben und dann die diversen Berichte, denn morgen gehen die Postläufer weg und da muß alles erledigt sein. Drei Wochen wollen wir noch hier bleiben. Wir müssen die Lager abbauen. Einige Exkursionen haben wir noch vor, wollen photographieren, vielleicht den einen oder den anderen Sechshundert- oder Siebentaufender ersteigen, denn Berge gibt es hier wahrlich genug. Dann wollen wir hinaus nach Baiju, um dort noch zwei Wochen zu bleiben. Vielleicht können wir dann noch den Baiju Peak oder den Trangoturm machen, wenn es unsere Füße erlauben, die vor allem ich mir wieder etwas angefroren habe. Schließlich wollen wir, nach einer Dummeltour durch Pakistan, Ende August heimfahren.

So, dies wäre das Programm für die nächsten Wochen. Was diesen Bericht anlangt, so bitte ich um Nachsicht, da ich erstens im Freien im Wind schrieb und dann, um nur rasch den Bericht in aller Ausführlichkeit geben zu können, auf Stil keinen Wert legen konnte. Ich möchte mein Schreiben nun schließen, nochmals bestätigen, daß es mir gut geht, daß ich gesund bin und daß ich mich auf einige Herbsttage im Grünen, in unseren Bergen, freue.

# Vor hundert Jahren im Himalaya

Von Wilhelm Rief, Regensburg

Einige Himalayahabergsteiger haben die Verhältnisse vor dem zweiten Weltkrieg und die von heute kennengelernt und wissen aus nächster Anschauung um den schnellen Wechsel, der sich besonders in diesen Jahrzehnten in den politischen, sozialen und technischen Gegebenheiten vollzogen hat. Um nur jeweils eine Tatsache dafür in Erinnerung zu bringen: Anstatt der obersten englischen Verwaltung von damals bestimmen jetzt Indien und Pakistan, an Stelle der damaligen Trägerlöhne zahlt man heute ein Mehrfaches davon und anstatt viele Tage langer Fußmärsche kann man gegenwärtig einen erheblichen Teil davon in einer Stunde mit dem Flugzeug überwinden. Man braucht aber gar nicht selbst hinzugehen; es genügt, von hier aus sich der allerletzten Zeit zu erinnern, wieviel noch die Presse vor ganz wenig Jahren aus den Erstbesteigungen der ersten Achttausender machen konnte und wie wenig Zeilen solchen Ereignissen heute gewidmet werden. Dann wird deutlich, daß ein bestimmter Abschnitt der Erschließung des Himalaya eben in unserer Zeit zu Ende gegangen ist.

An einem solchen markanten Punkt der Himalayageschichte sollte man rückblicken, um sich zu orientieren. Denn die Besitzergreifung des Menschen von den höchsten Bergketten, von der Erde „drittem Pol“, ist mit den Erstbesteigungen nicht abgeschlossen, sondern nur eingeleitet. Die „Erschließung“ wird in jeder Weise fortgesetzt werden. Nur wird das nicht mehr so überwiegend wie bisher eine Aufgabe der Europäer bleiben, und vieles wird sich anders vollziehen als bisher.

Das Jahr 1957 liefert einen ganz besonderen Anlaß zur Besinnung: Es jährt sich zum hundertstenmal, daß der Himalaya- und Asienforscher Adolf Schlagintweit sein junges Leben — er war 28 Jahre alt — für die Wissenschaft gab, der Fremdenfurcht und dem Fremdenhaß zum Opfer fiel. Fast drei Jahre war er, ebenso wie seine Brüder Hermann und Robert, kreuz und quer durch Indien und Zentralasien gezogen, durch Kaschmir, Nepal, Tibet und Turkestan, hatte mehrmals die Ketten des Himalaya überschritten, war bis auf den Hauptkamm des Karakorum gekommen und hatte schließlich als erster Europäer das Rinlinggebirge überquert. Alle drei Brüder aus München waren Bergsteiger gewesen und ganz besonders Wissenschaftler, deren Hauptinteresse der Hochgebirgsforschung gegolten hat.

Schon vor ihrer großen Asienreise hatten sie in den Ost- und Westalpen für die damalige Zeit beachtliche alpine Leistungen — z. B. die Erstbesteigung des Monte Rosa — vollbracht und als Ergebnis ihrer naturwissenschaftlichen Beobachtungen ein zweibändiges Werk 1850 und 1854 herausgegeben (Lit. 6). Als die Ostindische Kompanie in London gebirgsferne Wissenschaftler suchte, um sie auf eine Mission zur geographischen und geologischen Erforschung des noch weitgehend unbekanntem Territoriums außerhalb des besetzten Indiens zu senden, hatte der weltberühmte Alexander von Humboldt die Brüder Schlagintweit empfohlen. Im bestimmten Auftrag und doch nach Wunsch und eigenem Willen bereisten dann die drei Brüder auf meist getrennten Wegen die riesigen indischen und zentralasiatischen Gebiete und sammelten und arbeiteten mit bewundernswertem Eifer und mit einem universalen geographischen Interesse. Sie bestimmten ihre Position mit Hilfe von Sternbeobachtungen, stellten mit Barometern die Höhen fest, führten erdmagnetische Messungen durch, erkundeten die üblichen Verkehrsrouen der Einheimischen, sofern sie diese nicht selbst begangen hatten, notierten die verschiedensten meteorologischen Daten, stellten Gletscherbeobachtungen an, studierten die Wasser-

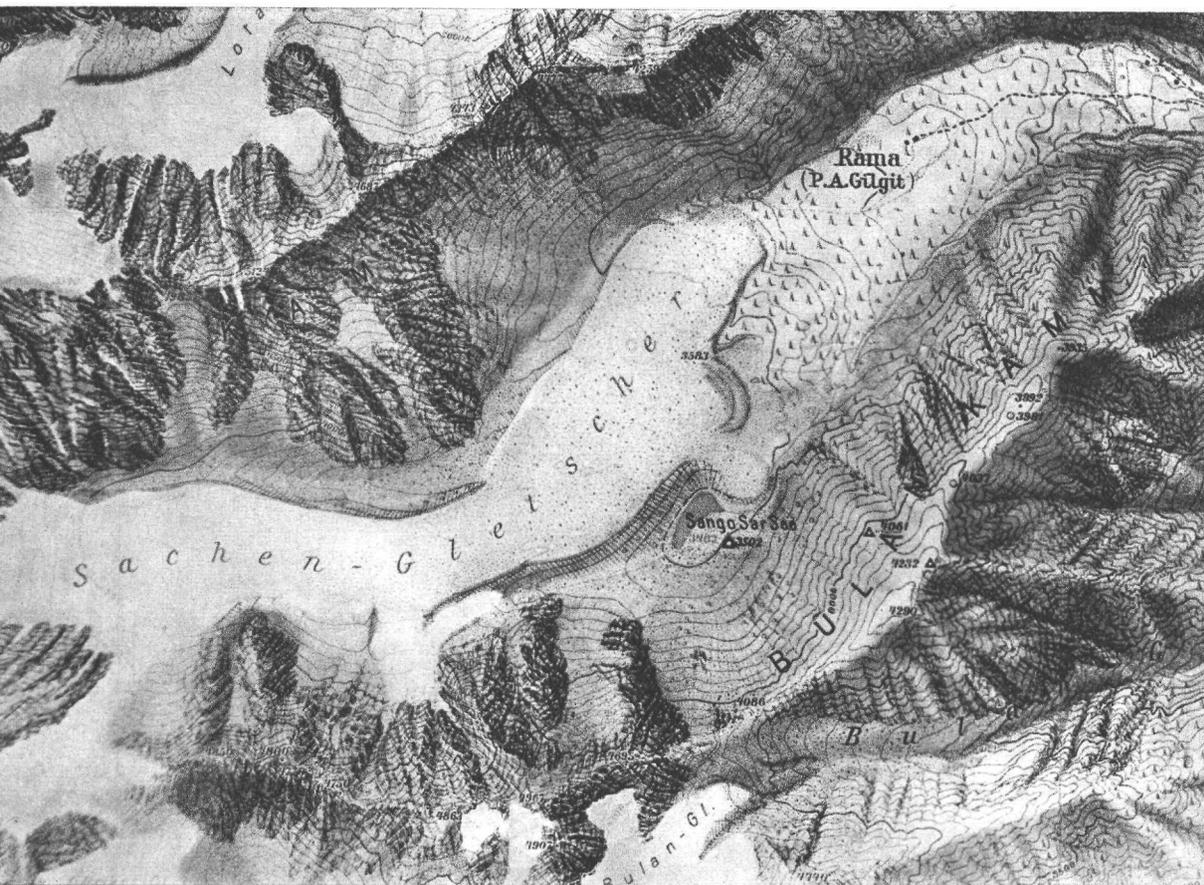


Sachengletscher, Ranga-Parbat-Südseite. Gemalt von Adolf Schlagintweit am 28. August 1856. Eigentum des Originales von Dr. C. Schlagintweit, Bad Wiessee



Sachen-Gletscher, Messphoto

Aufn.: Prof. Dr. R. Finsterwalder am 14. Juni 1894



Ausschnitt aus der Rama-Parbat-Karte mit dem Sachen-Gletscher, seiner großen Ufermoräne und dem Sango-Sar-See



Chorfonda-Gletscher am Südfuß des Masherbrum

Gemalt von Adolf Schlagintweit im Juli 1856 (Tafel 10 des „Atlas“)

verhältnisse, sammelten Pflanzen, Sämereien, zoologische Präparate, trieben Mineralogie und Geologie, erkundeten einheimische Ortsnamen, erwarben tibetische und indische Handschriften und brachten eine große Zahl von Skeletten und Gesichtsmasken mit. Alles zusammen dürfte ihre Ausbeute eine beachtliche Schiffsladung ergeben haben, die den weiten Weg nach Europa machte. Als das Material in langer Arbeit gesichtet und geordnet war, ergaben sich nahezu 15.000 Registernummern. Ein vierter Bruder, Emil, gefellte sich in der Heimat dazu, half sein Leben lang bei der Auswertung und trug selbst ebenso Wertvolles zur Asienforschung bei.

Welches Entdeckerglück müssen die drei Brüder in diesen Jahren erlebt haben, in denen sie in zum Teil ganz unbekanntem Gebieten so viel Neues schauen, beschreiben und mit in die Heimat nehmen durften! Man spürt etwas von diesem Glück, wenn man die wohl großartigste Frucht ihrer Reisen zu Gesicht bekommt, ihre nahezu 800 Aquarelle, Ölbilder, Kohle- und Federzeichnungen, die mit so viel Liebe und Kunstsinne und mit so viel wissenschaftlicher Wahrheitsstreue geschaffen sind. Dieses Riesenswerk ist in den 100 Jahren nur wenigen zugänglich gewesen und bis heute ist es noch keineswegs voll genützt. Denn nur ein kleiner Bruchteil davon konnte lithographiert im „Atlas“, einem Teil der von Hermann und Robert verfaßten „Results“ (Lit. 7), veröffentlicht werden. Von diesen Resultaten hatten die zwei heimgekehrten Brüder neun nach Fachgebieten geordnete Bände geplant, aber nur vier wurden fertig und sind 1861 bis 1866 zusammen mit dem erwähnten Atlas herausgekommen. Auch zu letzterem waren dreimal mehr Tafeln geplant als erschienen sind. Das andere Material aus etwa 46 Beobachtungsmanuscripten, die in der Bayerischen Staatsbibliothek aufbewahrt sind, blieb unausgewertet. Später, zwischen 1869 und 1880, ist auch noch eine kürzere Zusammenfassung in vier Bänden in deutscher Sprache erschienen (Lit. 8).

Die Schlagintweits gelten unbestritten in aller Welt als Pioniere in der Erschließung des Himalaya. Ein Teil ihrer Routen war noch nie vorher von Europäern begangen worden. Sie brachten aus verschiedenen Gegenden überhaupt die erste geographische Kenntnis, so z. B. aus der nordöstlichen Ecke von Ladakh, wo Adolf die einsamen Hochflächen von Lingzi thang und Akhai chin zum Karakaschfluß überquert hatte, oder aus Teilen des Kumaunhimalaya, so um den Abi Gamin, heute Kamet genannt.

Der Italiener Dainelli, der sich in unserem Jahrhundert am eingehendsten mit dem Karakorum befaßt hat, urteilt (Lit. 2, S. 84): „In den Brüdern Schlagintweit haben wir zweifelsfrei die bemerkenswertesten Erforscher unseres Gebietes vor uns, zum mindesten was die wissenschaftliche Erschließung anlangt.“

Wie gewissenhaft und mit welcher hoher Genauigkeit die Schlagintweits ihre Berichte und Messungen gefertigt haben, lassen ihre nachprüfbaren Höhenmessungen erkennen. Sie wurden auf zweierlei Art durchgeführt: Mit Barometer und durch Siedepunktmessung, unter Berücksichtigung aller beeinflussenden Faktoren, verglichen und korrigiert mit den gleichzeitigen Luftdruckschwankungen im indischen Vorland und bei Verwendung der für die damalige Zeit genauesten Instrumente (beschrieben in den Results, Bd. 2, 1862). Deswegen ist die Genauigkeit dieser vor 100 Jahren angegebenen Höhen für manche Gebiete des Himalaya bis heute noch nicht übertroffen! Dies kann z. B. für die Täler des Shigar, Staldu und Bascha im Karakorum, sogar für deren bewohnte Teile, gesagt werden. 1954 fand ich im Washatal die wichtigsten Höhen in den neuesten amtlichen Karten bis auf 100 m falsch, während demgegenüber die Bestimmungen der Brüder Schlagintweit in nachprüfbaren Fällen größtenteils genauer sind. Wie schwer aber ein solcher Zuverlässigkeitsgrad erreichbar ist, zeigen manche Ergebnisse späterer Expeditionen. 50 Jahre nach Schlagintweit bestimmte das Forscherhepaar Wortman bei seinen Karakorumexpeditionen ebenfalls mit Barometer viele Höhen von Gipfeln, Pässen, Gletschern und Ortschaften in mehreren Gebieten. Die Wortmans haben ihre Ableitungen ebenfalls auf Grund der gleichzeitigen Luftdruckschwankungen auf besetzten Stationen, z. B. in Stardu, korrigiert. Ihre Ergebnisse wurden dementsprechend ernst genommen und waren bis jetzt in der Literatur und auch in amtlichen Karten maß-

gebend. Mit Ausnahme der Arbeiten auf ihrer letzten Expedition 1912 müssen aber alle ihre topographischen und damit auch ihre Höhenangaben mit Vorbehalt verwendet werden. Den Gipfel Spantil, den sie für den höchsten des Chogo-Lungma-Bedens hielten und Pyramid Peak benannten, bestimmten sie mit „mindestens 100 m höher als sein Nachbar“, der 7459 m hoch ist, und glaubten ihn bis auf 7120 m bestiegen zu haben. In Wirklichkeit ist er nur 7027 m hoch, also über 500 m niedriger als angegeben (erstbestiegen 1955 durch die Frankfurter Expedition). Auch andere Punkte der Wortmans sind oft mehrere 100 m falsch gemessen, so etwa der Haramoshpaß mit 5307 m anstatt 4800 m. Ein anderes Beispiel: 1909 versuchte Longstaff die Höhe des Teram Kangri im Siachengebiet zu ermitteln. Er maß eine relativ kurze Basis und beobachtete von deren zwei Endpunkten aus mit Kompaß und Klinometer, einem Gerät zur Messung von Höhenwinkeln, den Gipfel. Bei der Berechnung dieser Beobachtungen durch das Indische Landesvermessungsamt ergaben sich fast 9000 m, also eine größere Höhe als der Everest, und es gab einige Aufregung: Sollte der bisher Höchste entthront werden? In Wirklichkeit ist der Teram nur 7464 m hoch (Lit. 5, S. 137). Wie ungenau die Höhenbestimmungen mit dem Aneroid oder Barometer werden können, falls man nicht eine gut bekannte Ausgangshöhe einstellt, wird oft verkannt. Deswegen noch ein Beispiel, das der sonst so verdienstvolle Leiter der großen italienischen Expedition 1913/14, de Filippi, beisteuert: Er fand die Höhe des geographisch wichtigen Zusammenflusses des Zug-Schatagam mit dem Surukwat in Turkestan zu 3825 m anstatt zu 3435 m, also um fast 400 m fehlerhaft (Lit. 5, S. 182). Allgemein können solche Höhenbestimmungen ohne Kenntnis der ungefähr gleichzeitigen lokalen Luftdruckschwankung allein schon deswegen mit einer Unsicherheit von mehr als 300 m belastet sein.

Um so mehr überraschen die Ergebnisse der Schlagintweit'schen Höhenmessungen. Den Mascherbrumwestgipfel, den Adolf von Süden und von Norden aus verhältnismäßig großer Nähe gesehen und wahrscheinlich durch Einschneiden von Barometerpunkten aus bestimmt hat, gibt er mit 7811 m an (ungerechnet aus seinen Angaben im englischen Fußmaß), während die Kaschmirtriangulierung wenig später dafür den heute noch gültigen Wert 7820 m erbrachte. Natürlich spielt bei so geringen Differenzen auch der Zufall mit, aber er tut's nicht allein. Den Paß Skoro La in der Mascherbrumkette, den Adolf vor seinen Studien auf den Deosaihochflächen und am Nanga Parbat 1856 überschritten hat, bestimmte er mit 5040 m. Nach ihm wurde der gleiche Paß von anderen Expeditionen gemessen, die um Hunderte von Metern andere Resultate erzielten. Heute aber ist der Skoro La in den maßgebenden Karten mit 5070 m angegeben! Für das Zentrum der Provinz Baltistan oder Balti, wie Schlagintweit sagt, also für die Stadt oder das Dorf Stardu, hat er die Höhe des Indusflußpiegels mit 2177 m festgestellt. Unabhängig davon kommt der Geologe Drew später aus Daten der amtlichen Landesvermessung auf 2200 m und Destreich (Expedition 1902) ebenfalls auf 2200 m. Schlagintweit wird also auch hier keine 100 m abweichen. Nach der wohl genauesten Messung im Winter 1913/14 durch die italienische Expedition unter de Filippi wurde die Höhe einer Schweremessungsstation auf dem Terrassenplateau von Stardu zu 2236 m ermittelt. Der Flußpiegel ist ungefähr 50 m darunter, das heißt 2186 m, und damit noch näher am Schlagintweit'schen Wert. Professor Finsterwalder konnte im Nanga-Parbat-Gebiet vier Höhenangaben von Adolf nachprüfen: Davon stimmen drei innerhalb von 10 m (1), eine hat einen Fehler von 200 m (Lit. 4).

Es wurde schon erwähnt, daß die Gemälde der Schlagintweits für die Himalayaforschung noch nicht genügend genutzt wurden. Zwei Beispiele und Anregungen seien dafür gegeben.

Es bestehen im einzelnen heute noch Zweifel über die Routen der drei Brüder. Einer der besten Karakorumkennner, Professor Desio, vielen als Leiter der erfolgreichen italienischen Expedition 1954 zum K 2 bekannt, vermutet z. B., daß Adolf 1856 nicht auf dem alten Mustagpaß gestanden ist, sondern auf dem sogenannten neuen (Lit. 1, S. 242 ff.). Dies zu wissen, wäre für die Geschichte der Verkehrsrouten im Karakorum, wie sie bis

um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Einheimischen benutzt wurden, von Wichtigkeit. In ähnlicher Weise zweifelt der englische Geograph R. Mason in seiner 1955 erschienenen Geschichte der Himalayaerschließung (Lit. 5, S. 69), ob die Brüder Schlagintweit den nicht leichten Traill's Paß (5400 m) überschritten haben. Alle diese Unsicherheiten könnten verhältnismäßig leicht durch die Originalgemälde beseitigt werden. Vom Mustagpaß hat Adolf von der Paßhöhe selbst in beide Richtungen, nach Turkestan und zurück nach Baltistan, Ansichten gemalt, und mehrere Bilder sind unterwegs zum Paß entstanden (siehe Bild). Ebenso sind die Bilder vom Traill's Paß und die Ansichten nach dessen Überschreitung einzusehen. Man sollte sie mit heutigen Photographien vergleichen!

Eine noch wichtigere Rolle könnten die Schlagintweitschen Gemälde für die Gletscherforschung im Himalaya bekommen. Es ist nämlich noch keineswegs geklärt, wie weit die Himalaya- und die alpine Vergletscherung zeitlich gleichlaufend zu- und abgenommen haben, wie denn überhaupt die genauen Ursachen der Vereisungsschwankungen noch nicht feststehen. Während man die jüngste Geschichte der Vergletscherung in den Alpen bis ins Mittelalter zurück mit Hilfe historischer Quellen einigermaßen rekonstruieren kann, bestehen naturgemäß für den Himalaya nahezu gar keine Anhaltspunkte dafür. Um so wertvollere Hinweise werden sich aus den zahlreichen Gletschergemälden der Schlagintweits gewinnen lassen. Die einzigen Angaben aus der Zeit vor 100 Jahren sind einige Erzählungen Einheimischer, die uns von den ersten wenigen europäischen Himalayareisenden im 19. Jahrhundert überliefert sind und die natürlich nur sehr allgemeine und ziemlich unsichere Aussagen erlauben. Außerdem sind da noch die zwei kleinen Rundungletscher, die zufällig an einer wichtigen Karawanenroute liegen und diese zeitweilig behinderten, so daß deswegen über sie Berichte, aber keine Bilder existieren. Viel mehr als eine Beschreibung sagen aber immer Bilder aus. Meines Wissens gibt es aus dem gesamten Himalaya keine bildliche Darstellung von Gletschern aus so weit zurückliegender Zeit, wie die der Schlagintweit-Brüder. Fünf Jahre nach ihnen, 1861, hat Godwin-Austen je ein Aquarell des Daktoro-, Panmah- und Chogo-Lungma-Gletschers gemalt, und vielleicht kann doch noch die eine oder andere Darstellung eines Himalayagletschers aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts oder gar aus noch früherer Zeit entdeckt werden. Aber es hat damals niemand außer den Brüdern Schlagintweit gegeben, der gerade gletscherkundlich so sehr interessiert und auf diesem Gebiet in den Alpen schon tätig gewesen war und der eine so große Zahl von Gletschern aus den verschiedensten Gegenden des Himalaya im Bild festgehalten hätte. Freilich wird nur ein Teil davon bestimmte Fragen der Gletscherforschung beantworten können, sei es, daß das Jüngenende mit heute verglichen werden kann, oder das Aussehen der Oberfläche Schlüsse auf die damals andere Geschwindigkeit erlaubt, ausgeaperte Felsfenster die Eishöhe bestimmen lassen oder aber die Gletscherufer mit heute verglichen werden können und dadurch die Entstehungszeit der gegenwärtig häufig vorhandenen, auffallenden Ufermoränen ermittelt werden kann. Bisher wurde nur eines dieser Gemälde für solche Zwecke ausgewertet, nämlich ein Aquarell der Nanga-Parbat-Südseite, das Adolf Schlagintweit im September 1856 gemalt hat. Professor Finsterwalder, Leiter des wissenschaftlichen Teiles der großen deutschen Nanga-Parbat-Expedition 1934 (Gesamtleitung Willi Merk) verglich dieses Bild eingehend mit dem Stand, den er selbst nach 78 Jahren mit modernen Mitteln, nämlich auf photogrammetrischem Weg, festgehalten hat. Man konnte erwarten, daß die gleiche Gewissenhaftigkeit und hohe Genauigkeit, mit der die Schlagintweits ihre Berichte und Messungen gefertigt haben und die oben am Beispiel ihrer Höhenmessungen gezeigt sind, auch in ihren Bildern wiederzufinden sein werden. Und wirklich fand Finsterwalder diese Erwartung bestätigt. Hören wir ihn selbst nach der Untersuchung des Nanga-Parbat-Panoramas darüber:

„Aus Messungen, die jetzt auf Grund der neuen (Nanga-Parbat-)Karte gemacht werden können, geht hervor, daß Schlagintweit ein regelrechtes Meßbild angefertigt hat ... Alle wichtigeren Punkte sind nach Seite und Höhe eingemessen und in dieses Bild ein-

konstruiert worden ... Aus einer von mir in der Staatsbibliothek in München aufgefundenen Deckpaufe ... konnten auch gletscherkundliche Bemerkungen entnommen werden. Jedenfalls verdient das Bild großes Zutrauen in bezug auf Richtigkeit, insbesondere der Gletscherdarstellung" (Lit. 4, S. 152 ff.).

Nach einer eingehenden Diskussion der Einzelheiten wird festgestellt: „Das Gemälde ist von großer Wichtigkeit und vermittelt uns sichere Anhaltspunkte über Größe und Zeitpunkt des letzten Gletschervorstosses am Nanga-Parbat ... Dieser muß um 1850 bis 1860 stattgefunden haben, in seinen Ausmaßen allerdings wesentlich kleiner als der gleichzeitige in den Alpen.“

Der Standpunkt des Malers vor heute 100 Jahren in der Nähe von „Rampur-Ga“ konnte mit großer Genauigkeit in die Nanga-Parbat-Karte 1:50.000 eingetragen werden!<sup>1</sup>

Während der Ausarbeitung der Expedition 1934 war noch nicht bekannt, daß ein erheblicher Teil der Schlagintweitschen Bilder damals, seit 1889, in privatem Besitz in Wien gewesen war. Er ist mittlerweile von einem Neffen der drei Brüder, dem Internisten Dr. Erwin Schlagintweit in Bad Wiessee, zurückgekauft worden. Ihm schulde ich Dank, da er bereitwillig mehrmals Einsicht nehmen ließ. Unter diesen Bildern sind auch zwei weitere Gemälde aus der Nanga-Parbat-Gruppe, die hier zum erstenmal veröffentlicht werden. Es handelt sich um zwei spezielle Gletscherdarstellungen, den „Sango-Sar-“ und den „Lami-Ghüt“ (Sprich Ischüt)-Gletscher der Nanga-Parbat-Südseite. Natürlich sind die Namen nicht die gleichen wie auf den heutigen Karten, was bei dem seit jeher bestehenden Durcheinander in der Himalayanomenklatur nicht anders sein kann. Ursache für dieses allgemeine Namenbabel sind einmal die einheimischen Sprachen, die man nur auf Umwegen sich dolmetschen lassen konnte, weiter die Tatsache, daß die Bewohner verschiedener Täler das gleiche Objekt verschieden, oder aber gerade Gipfel und Gletscher, die den Europäern als das wichtigste erscheinen, auch gar nicht benennen. Oft hat man sich aber auch gar nicht um vorhandene Namen gekümmert und hat neue erfunden. Um so höher muß man es den Brüdern Schlagintweit anrechnen, daß sie, wenn immer möglich, die vorhandenen Ortsnamen erkundeten und mit größter Sorgfalt lautlich richtig wiederzugeben versuchten. Wenn also heute in den Karten andere Namen stehen als die der Schlagintweits, so ist nicht immer gesagt, welche die „richtigen“ sind. Der Einfachheit halber wird man die Angaben in den amtlichen Viertelzollkarten der Survey of India als einigermaßen endgültig verwenden, zumal die neueren Ausgaben auch namensmäßig sorgfältig bearbeitet sind. Aber in den Routenbeschreibungen der Brüder Schlagintweit (Lit. 7, Bd. III) ruht wegen der Ortsnamen und ihrer Erklärungen weiteres Material, das noch der Nutzung durch die erst einsetzende Ortsnamensforschung für diese Gebiete harret. Für zukünftige Expeditionen sollen hier einige Namengleichungen die Arbeit erleichtern und anregen, an Ort und Stelle Vergleichsphotographien der 1854 bis 1856 gemalten Gletscher zu liefern oder auch schon vorhandene Bilder zu vergleichen.

	Namen der Schlagintweit	heute übliche Namen
im Skatatorum	Bephogletscher	Niasogletscher, worin f wahrscheinlich falsch, da Baltitibetisch kein f kennt
	Brahadusfluß	Brahabusfluß
	Chorondogletscher	vielleicht der Gondocoro (= Chundugero-)gletscher, jedenfalls am Südfuß des Mascherbrum
	Mustat- oder Mustaghgletscher	Baltorogletscher
	Ste-Ste-Gletscher	ohne Namen am Nordfuß des Storo Ra
	Naktorfluß	Saltorofluß
	Thigletscher	Pannaghgletscher

<sup>1</sup> Das W.-Jahrbuch 1935 enthält einen Ausschnitt aus dieser Karte, in dem aber der südliche Teil mit diesem Standpunkt nicht enthalten ist. Dagegen sind Gemälde und die ganze Karte in Lit. 4 enthalten, das Gemälde auch als Titelbild in Lit. 3.

	Namen der Schlagintweit	heute übliche Namen
im Ranga-Parbat-Gebiet	Diamer oder Ranga Parbat	Ranga Parbat
	Nafora	Nfor
	Sangu-Sar-Gletscher	Sachengletscher
	Tami-Chüt-Gletscher	Wazhingletscher
	Tashinggletscher	Chhungphargletscher
im Kumaunhimalaya	Westlicher Zbi Gamin	Mufut Parbat
	Zentraler Zbi Gamin	Kamet
	Ostlicher Zbi Gamin	Zbi Gamin

Von den erwähnten zwei weiteren Gletscherbildern aus dem Ranga-Parbat-Gebiet erscheint das vom Sango-Sar besonders interessant. Es ist nicht allzu weit von der gleichen Stelle gemalt, von der 1934 Finsterwalder photographierte (vgl. die Bilder). Zunächst erscheint der obere Teil dieses Gletschers als Latwinenjammerstelle und Nährgebiet vor 100 Jahren stärker aufgefüllt als 1934. Das Bild zeigt den gleichen Sango-Sar-See, der an der Gletscherflanke vom Eis oder durch die Moräne gestaut ist, und am Seeufer den fast senkrechten Eisrand des Gletschers von 1856. Auf dem Aquarell ist wegen der dunkelblauen Farbe noch deutlicher als auf der Schwarzweißwiedergabe zu erkennen, daß damals keine seitliche Moränenbegrenzung bestand, sondern der Gletscherkörper an seiner Flanke wirklich mit blanker Eiswand geendet hat. Dagegen zieht sich 1934 und sicher auch heute noch an dieser Stelle eine 150 m hohe Ufermoräne hin, eben jene charakteristische Moräne, wie man sie in allen vergletscherten Alpengruppen und auch häufig im Himalaya vorfindet und die einen markanten Vorstoß im 19. Jahrhundert bezeugt. Für die Alpen wissen wir, daß dieser Eisvorstoß in den Jahren nach 1850 stattgefunden hat. Vom Himalaya kennen wir das Datum nicht. Die heute vorhandene große Ufermoräne des Sachengletschers ist sowohl in der Photographie Finsterwalbers als auch in der Karte sehr deutlich abgebildet. Die Eisoberfläche ist bei diesem für den Himalaya relativ kleinen Gletscher von etwa 9 km Länge nicht so weit unter den Firn der Moräne abgesunken, wie wir das aus den Alpen gewohnt sind; ja, an der Stelle unter dem See hat das Eis 1934 sogar die Moräne durchbrochen und überflutet. Das sind Besonderheiten einiger Himalayagletscher, die noch einer genaueren Erklärung harren. Dieses Überfluten der großen Ufermoräne aus dem vorigen Jahrhundert durch späteres erneutes Vorstoßen, meist nur an lokalen Stellen, konnte z. B. beim Lippurigletscher am Chogo-Lungma und an einer Stelle des großen Chogo-Lungma selbst festgestellt werden. Aber ein allgemeiner Höhepunkt der Vergletscherung bald nach 1850, für den Sachengletscher gemäß dem Schlagintweitschen Gemälde sicher bald nach 1856, scheint für den Himalaya ebenso bestanden zu haben wie für die Alpen und andere Gegenden der Erde. Finsterwalder konnte die gleiche Tatsache schon für den Wazhingletscher aus dem einen Ranga-Parbat-Panorama Wolfs ableiten: Der seit langer Zeit größte Vorstoß des Wazhingletschers, der heute durch die große Moräne bezeugt ist, wird durch das Bild datiert. „Er muß um die Zeit Schlagintweits, also um 1850 bis 1860 stattgefunden haben.“ 1954 konnte am Chogo-Lungma nachgewiesen werden, daß die dortige große Ufermoräne aus der Zeit nach 1861 stammen muß (beschrieben in „Berge der Welt“ 1956/57 und in 3. j. Gletscherkunde 1956). Nun könnten wahrscheinlich in ähnlicher Weise die vielen anderen Gletscherbilder der Schlagintweits diese eine Tatsache endgültig belegen. Weiter könnte mit ihrer Hilfe untersucht werden, ob der Gletscherrückgang seit damals im Himalaya allgemein relativ kleiner war als in den Alpen, wie dies für die Ranga-Parbat-Gruppe und für die großen Karakorumeisströme zuzutreffen scheint. Die dafür geeigneten Bilder befinden sich zum größeren Teil in Bad Wiessee, 225 Originale, darunter ebenfalls einige Gletscheransichten, sind in den staatlichen Grafischen Sammlungen in München aufbewahrt, und einige wenige sind in dem erwähnten „Atlas“ veröffentlicht. An diesen drei Stellen sind Gemälde der folgenden Gletscher:

im Panjabhimalaya    Buru-Nag-Gletscher in Lahol,  
speziell am Ranga Parbat die oben erwähnten Sachen und Wazhin

im Kumaunhimalaya und Garhwal	Nbi-Gamin-Gletscher Loanggletscher Milamgletscher Pindargletscher (Gebiet der Randa-Devi) Potigletscher vom Ranapaf aus Serfuttigletscher Lonsegletscher
im Karakorum	Chorfondagletscher am Südfuß des Rascherbrum mit mehreren Ansichten Vektorogletscher von verschiedenen Stellen mit Seitengletschern Pangtangagletscher im Rubragebiet Parangpaf und seine Gletscher Safferpaf im Rubragebiet, Ladakh, mit Seitengletschern Shind-La-Gletscher Sie-Ete-Gletscher, nördlich des Storo La
in Turkestan	Die Buzhiagletscher (Khotan) und die Eisfelder bei Akae-Chin

Wie schon oben für einige dieser Gletscher gezeichnet, so müssen für weitere erst noch die heute üblichen Namen ermittelt werden.

Die Brüder Schlagintweit haben alle großen Gruppen der 2500 km langen Himalaya-ketten kennengelernt, einige davon nur flüchtig, andere um so eingehender: Vom Bhutan am östlichen Rand über Sikkim, Nepal, Garhwal, Kumaun, Panjab-Himalaya bis zum Ranga Parbat als der westlichsten Gruppe, dazu Karakorum in seinem Zentrum und besonders den östlichen Teil und schließlich das Künlungebirge. Es wird selbst heute wenige geben, die Ähnliches von sich sagen könnten. Außer dem Hochgebirge haben sie aber südlich davon riesige Gebiete auf dem indischen Subkontinent und ebenso nördlich der Wasserscheiden Teile von Tibet und Turkestan mit den primitivsten Verkehrsmitteln — auch Indien noch ohne Eisenbahn — meist zu Fuß oder auf Pferden oder Kamelen oder in Booten bereift. Allein schon die Bewältigung dieser vielen tausend Kilometer bleibt eine gewaltige Leistung. Aber sie sind ja nicht nur durchgezogen. Sie haben auf allen ihren Wegen intensiv gearbeitet und gesammelt, gemalt und gezeichnet, gemessen und beobachtet.

Die eigenen Berichte der Schlagintweits sind für einen breiteren Leserkreis wenig interessant; denn sie enthalten kaum persönliche Erlebnisse oder Empfindungen, nur wissenschaftliche Beobachtungen. Die Schlagintweits hielten ihre Person im Vergleich zur Sache kaum erwähnenswert. Sie passen in vieler Hinsicht gut zu den anderen Himalaya-erschließern ihres Jahrhunderts, von denen unter den bedeutendsten Bigne, Godwin-Austen, Drew und die Trigonometer und Topographen der Indischen Landesvermessung unter Everest und seinen Nachfolgern genannt seien. Darunter gab es solche, die Höhenweltrekorde für lange Zeit gebrochen hatten und nichts davon für erwähnenswert hielten. Sie alle hatten für ihre Tätigkeit ein ganz bestimmtes Ziel, sie standen im Dienst und arbeiteten für andere. Auf die Frage, warum und wozu sie so viele Opfer auf sich nahmen, hätten sie leicht Antwort geben können, ebenso leicht wie jene Missionare, die vor ihnen im 17. und 18. Jahrhundert als erste Europäer durch den Himalaya gekommen waren und seit der griechischen Antike wieder die erste Kunde aus dem Himalaya in das Abendland gebracht hatten. Erst seit etwa 1890, mit Nummery und Conway, beginnen ausgesprochene Bergsteiger ihre Erschließungstätigkeit, deren Nachfolger mehr und mehr die Eroberung bestimmter Hochgipfel als ausschließliches Ziel erstrebten. Vergleicht man die Zeit vor 100 Jahren mit der eben abgeschlossenen Ära europäischer Begegnung mit dem Himalaya, so scheint zunächst so vieles ganz anders und auch weiterhin in stärkster Veränderung begriffen. Und doch läßt sich eine Triebfeder und ein Grund erkennen, ein Lebensgefühl, das allen Erschließern im Himalaya gemeinsam war und bleiben wird. Ein Zeichen der Zeit ist es, daß ein Einheimischer — man sagte früher Eingeborener — Pandit Nehru, in der für ihn charakteristischen, einfachen und jedem verständlichen Sprache das wiedergibt, was allen Bergsteigern seit den Brüdern Schlagintweit, denen im Himalaya ebenso wie den vielen in den Alpen und anderstwo, gemeinsames

Erlebnis war. Nach 23jähriger Abwesenheit und nach bitteren Enttäuschungen und Schicksalsschlägen kam Nehru nach Kaschmir zurück und schreibt später über diese seine Wiederbegegnung mit dem Himalaya: „Ich durchwanderte das Tal und die höheren Berge und bestieg einen Gletscher und spürte, daß das Leben wert war, gelebt zu werden.“ Er empfand „die Schönheit jenes Zauberlandes und daß es, für eine Weile wenigstens, so etwas wie ein Enttrinnen aus dieser Welt gibt“. Für eine Weile wenigstens. Solche Vernunft und Verantwortung mögen immer die Ziele und Wege in den Bergen der Welt bestimmen.

#### Literatur

1. Aimonio di Savoia-Mosta e A. Desio: *La Spedizione Geogr. Ital. al Karakorum 1929*. Milano-Roma 1936.
2. Dainelli G.: *La Esplorazione della Regione fra l'Himalaja Occ. e il Caracorum*. Bologna 1934.
3. Finsterwalder, Raechl, Misch, Bedtold: *Forschung am Ranga Parbat*. Hannover 1935.
4. Finsterwalder R.: *Die geodätischen, gletscherkundlichen und geographischen Ergebnisse der Deutschen Himalajaexpedition zum Ranga Parbat*. Berlin 1938.
5. Mason R.: *Abode of Snow*. London 1955.
6. Schlagintweit S. und A.: *(Neue) Untersuchungen über die physikalische Geographie (und die Geologie) der Alpen*. Leipzig 1850 und 1854.
7. Schlagintweit S., A. und R.: *Results of a scientific Mission to India and High Asia*. Leipzig und London, 4 Bände, 1861 bis 1866, mit einem Atlas; Leipzig 1863.
8. v. Schlagintweit-Salkinlinski S.: *Reisen in Indien und Hochasien*. Jena, 4 Bände, 1869 bis 1880.
9. Verschiedene Berichte und Beiträge der Schlagintweit u. a. in:  
 Abhandlungen der Königlich-Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Math.-Phys. Cl.), 12. Band, München 1876.  
 Sitzungsberichte der gleichen Akademie 1865, 1866, 1874, 1878, 1880.  
 Petermanns Mitteilungen 1861, 1862, 1865.  
 Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde 1856, 1857, 1861, 1862.  
 Globus 1866, 1867, 1871, 1874, 1877, 1878.

---

Anschrift des Verfassers: Wilhelm Eid, Regensburg, Bischof-Konrad-Straße 14

# Adolf Schlagintweit

Ein Gedenkblatt zum 100. Todestag

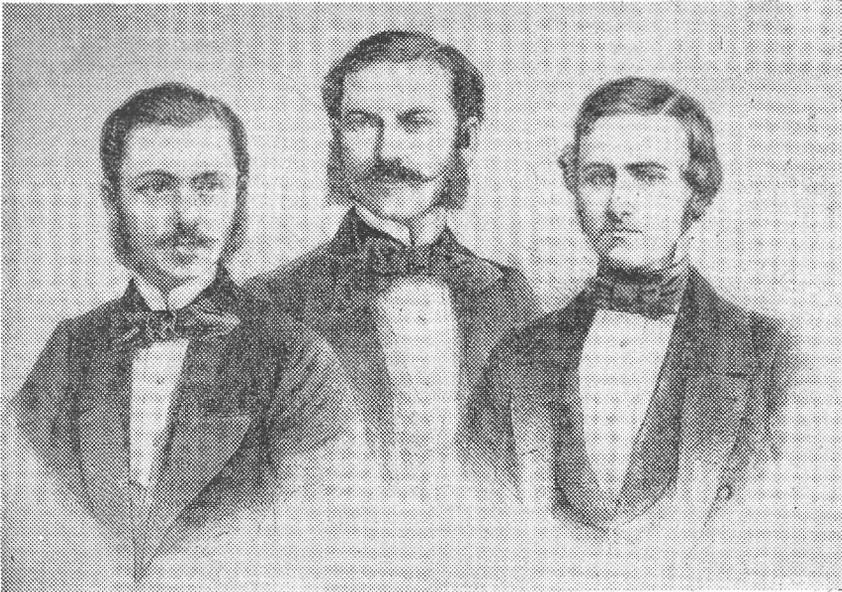
Von E. F. Hofmann †

Adolf Schlagintweit wurde am 9. Jänner 1829 in München geboren. Der Vater war bedeutend als ersinderischer Chirurg, Begründer der Augenklinik und Blindenanstaltsleiter, die Mutter, Kosalie Seidl, blutsverwandt mit der gleichnamigen Künstlerdynastie. Von den fünf Schlagintweit-Brüdern war Adolf der Feuerkopf. Vom Vater hatte er naturhaftes Empfinden, Gesundheit und Wanderblut geerbt, von der Mutter Ideenfülle und Künstlersinn. Dazu kam geldliche Sicherung und manche wichtige, ja entscheidende gesellschaftliche Beziehung für die Zukunft. Schon früh überkam ihn ein Drang in die Weite und eine innere Unruhe. Viele, denen für eine hohe Aufgabe die Jahre kurz bemessen sind, werden schon in jungen Jahren von dieser Unruhe erfaßt. Bruder Hermann war es, der 1842 auf einem ersten Dauermarsch von Wessobrunn nach Tirol Adolf die Schönheit der Berge zeigte. Seither war sein Wissensdrang kaum zu bändigem. Der Vater ließ den hochbegabten Söhnen eine ungewöhnlich gute Ausbildung zuteil werden. Privatlehrer gingen im Hause Schlagintweit aus und ein. Jede Anlage wurde gefördert, in weisem Wechsel mit der damals noch seltenen Körperstählung.

Nicht einer der fünf Brüder wählte den Arztberuf, obwohl dies die Eltern gerne gesehen hätten. Eines stärkeren Mannes Geist überstrahlte damals die väterlichen Wünsche. In jener Zeit vollzog sich der Umschwung zu einer wahrhaften, wissenschaftlichen Naturbetrachtung, wie sie Alexander von Humboldt eingeleitet hatte. Die Brüder Schlagintweit begeisterten sich am Wissen und Wirken dieses großen Mannes. Hermann sattelte von Heilkunde auf Naturwissenschaft um, Adolf verschrieb sich als Siebzehnjähriger der Geologie. Scheinbar untrennbar verlief der Lebensweg der beiden Brüder. Gehorene Forscher, schulten sie sich gegenseitig in unsäglich kurzer Zeit zu fachlicher Meisterschaft und Erkenntnisreise. Das Gebirge zog sie unwiderstehlich an. Bereits während ihrer Studienzeit begannen sie in den Alpen gründliche, systematische Untersuchungen, verbunden mit vergleichender Betrachtung. Sie beschäftigten sich mit Gletschern und Klima, mit Pflanzen, Tieren und Siedlungsverhältnissen, zunächst im Glocknergebiet und im Innerostal. Hier erwarben sie erste hochtouristische Erfahrungen. Bewundernswert war der kühne Streifzug durch die Ötztaler Gletschervelt, die Erstleistung der Wildspitze in jenen Tagen des Frühalpinismus. Als 1850 Band 1 der Schlagintweitschen Alpen-ergebnisse, reichbebildert mit Skizzen, Karten und Profilen, erschien, waren die Verfasser „berühmte Leute“ (Lauth). Humboldt stellte den Wert dieser Veröffentlichung Saussures Berichten an die Seite und empfahl das Brüderpaar König Friedrich Wilhelm IV.

Hermann und Adolf Schlagintweit erstrebten die Hochschullaufbahn. Nachdem man sich in München zurückhaltend zeigte, gingen die beiden nach Berlin. Hier umschwärmte man sie. Sie schrieben Abhandlungen für Fach- und Tagesblätter, wanderten und reisten und hielten viel beachtete Vorträge, die sie bis London führten. Adolf studierte Kohlengruben um Edinburgh. Durch diplomatische Verbindung erfuhr er viel Wichtiges über Englands politische Verhältnisse. Mit geweitetem Blickfeld kehrten die Brüder nach Berlin zurück, wo sich Hermann bald darauf habilitierte. Adolf mußte wegen seiner Jugend noch warten, das gab ihm aber Gelegenheit, sein Wissen noch vielseitiger auszubauen. Humboldt

riet den Brüdern, ihr Alpenbuch fortzusetzen. Durch eine Stiftung wurde ihnen eine Forschungsfahrt in die Westalpen ermöglicht, die 1851 zu einer bedeutsamen Erkundung des Monte-Roja-Massivs führte. 1852 schufen die Brüder Schlagintweit ihr bekanntes Zugspitzrelief. Im März 1853 ließ sich auf des Vaters Betreiben Adolf als Dozent in München nieder. Als Geologe durchstreifte er das bayerische Bergland, zumeist Wetterstein und Ammergau. Doch seine Sehnsucht galt den Gletschern, die Ferne war sein Magnet geworden. Die Eltern wollten, daß er in bayerischen Diensten sesshaft bliebe.



Robert

Hermann  
Schlagintweit

Adolf

Ihn aber lockte das Abenteuer. Grübelnd saß er bei einschlägiger Literatur, ihn reizten die Unklarheiten des Himalaya und Kuenlun, Indiens Stromnetz, seine Völkerschaften und Kulturen. Wie lückenhaft war hier noch alles Erdgeschichtliche! Mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr reiste er nach Preußen. Aber er kam nicht mehr zurück, meldete seine Vorlesungen ab, um verfügbar zu sein für die Beratungen beim König und mit Humboldt, für die Ostindische Compagnie und die drängende Herausgabe des Alpenbandes. Er hezte die Drucker und sich selbst und hatte seine Buchverpflichtungen bis Vänner 1854 erledigt. Nach London! Durch kluge Verhandlungen mit der Ostindischen Gesellschaft erhielt er den Auftrag zu einer Expedition in großem Stil, an der sich auch sein Bruder Robert beteiligen konnte. Von England aus erwirkte der noch nicht ganz Volljährige die väterliche Erlaubnis. Hermann brachte unterdessen neben seinen Vorbereitungen für die Asienreise das Buch zum Abschluß. Dieses Prachtwerk „Neue Untersuchungen über die physikalische Geographie und Geologie der Alpen“ bietet einen Querschnitt achtjähriger angestrengter Tätigkeit. Frohgestimmt reiste der junge Physiker nach London, kurz hernach folgte Robert. Sie fanden ihren Bruder Adolf in der Hast der Vorbereitungen; er fand nicht einmal die Zeit, um zu Hause Abschied zu nehmen. „Ich werde Euch nach ein paar Jahren alle um so freudiger wieder umarmen können“, schrieb er im Brief vom 4. August. Eine Woche später war der Vater tot, durch Cholera hinweggerafft. Ein schmerzlicher Augenblick in Adolfs glücklichem Leben.

Im September 1854 verließen die drei Schlagintweits auf dem Dampfer „Indus“ die englische Küste. Ende Oktober landeten sie in Bombay. Ihre Aufgabe begann, sie wurde zu einem Weltereignis. Als erster brach Adolf am 2. Dezember auf. Nun war

die Ferne da. Mit den Gefährten wollte er sie entschleiern. Außer der erdmagnetischen Neuaufnahme der Gesamtkolonie war gefordert, den Einfluß von Gesteinsarten und Gesteinsmassen auf die Magnethadel zu ergründen. Ein ungeheurer Auftrag, der neben täglichen Vermessungsarbeiten unteruchendes Eindringen in unbekannte Zonen erforderte. Indien, der Himalaya mußten durchstreift werden, vom Karakorum wußte man damals noch nichts. Obwohl von den Engländern verschiedentlich Vorarbeit geleistet war, fehlte der allgemeine Überblick. Kein Europäer hatte es bisher gewagt, zum Nordrand des Kuenlun vorzudringen. Meist ging es durch unwegsame Bezirke, und es war mit dem Widerstand der Bevölkerung zu rechnen. Gefahren und Mühsale standen Adolf bevor. Er scheute sie nicht. Die Compagnie versprach jedmögliche Erleichterung. Trotzdem mußte er Strapazen überwinden und die häufige Trennung von den Brüdern als notwendig ertragen lernen. Tausende von Meilen ging es durch Urwälder, reißende Gewässer, Steppen und Eisregionen. Jede wissenschaftliche Erkenntnis mußte mühsam errungen werden.

Großartig war die Leistung Adolf Schlagintweits, am sinnfälligsten das geographische Vordringen über Madras, durch die Gangesebene empor zum Hochgebirge. Wochenlang in Höhen zwischen 4000 und 6000 m, durchquerte er, teils mit Robert, die Bezirke von Kamaon und Garhwal, brach in das streng versperrte Tibet vor bis Gartok, besuchte das Buddhistenloster Mangang, und errang mit nahezu 6800 m den damaligen Höhenrekord am Tsi Gamin. 63 Gletscher wurden entdeckt und in Karten eingetragen.

Nach reicher Winterernte 1855/56 wandte sich Adolf Schlagintweit dem Westhimalaya zu. Als erster abendländischer Gletscherforscher erreichte er das Südkarakorum und wählte sich dabei in Kuenlun. Aus drei Quertälern des Shayof erklimmte er die Kammhöhe, um nach Norden abzustiegen. Auch beim Mustagh versuchte er den Übergang nach Turkestan. „Zehn Tagemärsche hätten mich nach Karakand geführt“, schrieb Adolf bedauernd in sein Tagebuch. Er durfte nicht hinüber. Über Skardu wandte er sich dem Deomir, unserem Kanga Parbat, zu. Es blieb ihm versagt, zum Hindukusch durchzubrechen, doch gelang ihm von der Kimibargruppe aus ein guter Einblick in das Gipfelmeer jenseits des Indus. Über den Burzilpaß kehrte er nach Srinagar zurück und traf hier wieder mit seinen Brüdern zusammen. Die Mission war erfüllt, das magnetische Netz für die Kolonie gespannt, ihrer Länder geologisch-physikalische Beschaffenheit erstmals umrissen, der Gebirge starke magnetische Kräfteäußerung nachgewiesen und eine Menge wertvollster Anschauungsmittel gesammelt. Mehr von der Fülle der Forschungsergebnisse anzudeuten, ist auf knappem Raum unmöglich.

Nicht genug für Adolf! Hermann und Robert waren in Turkestan gewesen, hatten das Karakorum als wasserscheidendes Gebirge entdeckt. Auch ihn zog es nach Norden, nach Turkestan auf der gleichen Route. „Zu gefährlich“, warnten die Brüder. Aber starrköpfig hielt er an seinem Plan fest, als sie durch das Ithelumtal nach Rawalpindi zogen. Wieder wählte er das Abenteuer und ließ die anderen heimwärts ziehen. Er blieb in Indien und durchstießte den verrufenen Nordwestzipfel von Pandschab und Kaschmir. In Peshawar hatte er mit Leuten aus Karakand gesprochen. In Sultanpur stellte er eine Karawane zusammen und zog mit bunt zusammengewürfeltem Gefolge nordwärts, bis er in den ersten Julitagen vor Ladaks Grenze stand. Er bemühte sich nirgends aufzufallen und erfuhr auch nichts vom Wahabitenaufstand, den Kodscha Wali Khan, ein Abkömmling ehemaliger Thronerben, in Turkestan gegen China ausfocht. Durch völlig unbekanntes Gelände kam er bis auf die Nordostseite des Westkuenlun. Schlechtwetter setzte ein. Karakandis entwichen mit Pferden und Proviant. Trostloses Gelände bot nur dürftige Weideplätze und zwang Adolf nochmals zurück zum Verweilen auf der Südseite. Nach fünfwöchiger Einsamkeit traf er wieder mit Menschen zusammen. Flüchtlinge aus Karakand rieten wegen des Wahabitenaufstandes zur Umkehr. Adolf sandte Kundschafter aus. Während der Wartezeit arbeitete er rastlos und verglich die Forschungsergebnisse mit seinen Himalayabeobachtungen.

Schwer wiegt sein Aufenthalt im Westkuenlun. Diesen beendete die Nachricht, daß durch das auftrufsfreie Kiliantal in Khotan ein Durchbruch möglich sei in russisches

Schutzgebiet. Also weiter nach Norden! Am 4. August 1857 — vor drei Jahren hatte er brieflich von den Seinen Abschied genommen — saß der Weitgereiste, von feindlich eingestellten Eingeborenen umlagert, am Kilianpaß und malte sein letztes Aquarell. In Chisganlik teilte er die Karawane, in Kargalik schrieb er am 11. August die letzten Einträge in sein Tagebuch. Auf den Eingeweiheten wirkten sie wie ein Testament. Die Schrift läuft flüchtig, wie von böser Ahnung gedrängt. Dann löste er die Hauptkarawane auf, um sie vor Plünderung zu bewahren, und sandte das Wichtigste mit den Papieren südwärts, Indien zu. Ihn selbst trieb es in die Umgebung von Yarkand, ja, er zog sogar gegen Altaschgar, das Hauptlager der Wahabiten. Der kleine Trupp wurde gefangen genommen und Wali Khan ließ Adolf Schlagintweit am 26. August 1857 enthaupten.

Emil Schlagintweit hat nach verschiedenen Berichten das tragische Ende seines Bruders wie folgt dargestellt:

„Den Auftrag zur Tötung hatte Wali Khan gegeben; er war ein Nachkomme von Hazrat Afsa, einem Khotandi, der als Kodscha oder Heiliger im 17. Jahrhundert seiner Familie die Macht in Kaschgar verschafft hatte. 1759 werden die Chinesen Herren von Kaschgar. Im laufenden Jahrhundert gelingt den Mitgliedern der Kodschafamilie viermal der Versuch, diese Provinz China wieder zu entreißen; sie wurden aber jedesmal nach Verlauf weniger Monate in ihr Heimatland Khotand zurückgetrieben. Wali Khan beteiligte sich am Einfall von 1845, wiederholte ihn als Führer in den Jahren 1855 bis 1856 vergeblich, hatte dann 1857 Erfolg. Sein Einzug in die Altstadt Kaschgar erfolgte am 17. Mai 1857, die Neustadt wurde von den Chinesen gehalten und es gelang Wali Khan die Einnahme während der 115 Tage seiner Herrschaft nicht.

Als Adolf aus seinem Versteck in den Kilianbergen am 4. August in die Ebene hinabstieg, hatten die Chinesen in den nördlichen Provinzstädten die Herrschaft Wali Khans bereits beseitigt. Nach den übereinstimmenden Aussagen der Diener Adolfs und der Führer indischer Handelskarawanen, die mit ihm zusammentrafen, kam Adolf in Yarkand an, als die Chinesen zum Angriff gegen die Kodschas übergingen und reiste sofort weiter. Adolfs Tagebuch reicht nicht bis Yarkand, sondern hört am 11. August mit dem Eintrag auf:

Kargalik, Abgang.

Die vorhergehenden Tageseinträge lauten:

9. August: Ankunft in Kargalik.

10. August: Halt.

Nach den Angaben der Diener wurde Adolf in Kargalik drei Tage aufgehalten durch Hadjschi Misser, den Ortsvorstand; Adolf hatte seine Hilfe angerufen gegen Pferdediebe, und dieser hinwieder ließ sich von Adolf an einer Säbelwunde behandeln. In ganz anderer Weise als die Diener schildert die Vorgänge seit Abgang aus dem Lager bei Kilian der Karawanenführer Kattah Ali Schah aus Yarkand. Kattah hatte einen Warentransport nach Indien übernommen, wurde aber von Hadjschi an der Weiterreise gehindert und war bereits vier Wochen in Gewahrsam gehalten gewesen, als Adolfs Abgeordnete beim Hadjschi eintrafen. Nach der Aussage dieses Händlers wurde Adolf vom Hadjschi als Gefangener behandelt und schließlich dem Oberbeamten in Yarkand zugeführt. Adolf selbst sah die Lage sehr ernst an und beauftragte Kattah, der wegen seiner Kenntnis des Hindostani bei der Unterredung mit dem Hadjschi als Dolmetscher beigezogen war, von seiner Gefangenschaft, die zu seiner Tötung führen könne, in Indien Kenntnis zu geben. Schon den englischen Beamten, welche die Angaben der Diener zu Protokoll nahmen, war aufgefallen, daß sie den Hadjschi als Gönner von Adolf hinstellen; aus dem Inhalt des Tagebuches ist zu folgern, daß Adolf ab Kargalik in der freien Bewegung gehindert wurde und sich Berühren wie einer Beaufsichtigung unterworfen sah, die einer Gefangennahme gleichkommen konnte.

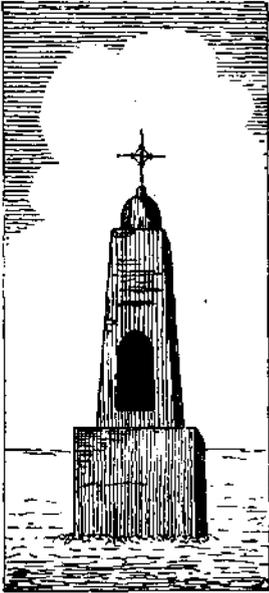
Die Reise von Karakand nach Kaschgar beansprucht sieben Tage; Adolf begab sich an dem Tag nach seiner Ankunft zu Wali Khan und erhielt sofort bei der ersten Unterredung den tödlichen Streich. Demnach berechnet sich auch nach diesen Zeitangaben, übereinstimmend mit der Mondstellung am Todestage, wie sie der Diener Abdullah bekrundet, der 26. August 1857 als der Tag, an welchem Adolfs kühner Reise durch Turkestan ein jähes Ende bereitet wurde.

Es erleidet keinen Zweifel, daß Adolf das traurige Geschick bechieden war, mit seinem Kopfe zur Schädelpyramide beizutragen, welche Wali Khan nach alttatarischer Sitte zum Wahrzeichen der Verdrängung der Chinesen aus dem flachen Lande an der Ksilbrücke vor Altfaschgar hatte errichten lassen.

Das Denkmal, das von den russischen Behörden unserem Bruder bei Kaschgar errichtet wurde, befindet sich auf dem Platze, auf welchem Adolf sein Leben aushauchte. Es wurde eine Tafel mit folgender Inschrift angebracht:

„Dem Reisenden Adolf Schlagintweit, gefallen zu Kaschgar als Opfer seiner hohen Ergebenheit für die geographische Wissenschaft am 14./26. August des Jahres 1857. Dieses Denkmal ist errichtet von dem russischen Konsul Nicolai Feodorowitsch Betrowski unter Mitwirkung von Mitgliedern der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft im Jahre 1887.“

Das Jahrhundert, das seit dem Tode Adolf Schlagintweits verstrich, und die bergsteigerischen und wissenschaftlichen Erfolge, die in jüngster Zeit im Himalaha erzielt wurden, sind uns Anlaß, an das Leben und Wirken Adolf Schlagintweits, des kühnsten der drei Brüder, zu erinnern. Die Bergsteiger und Wissenschaftler von heute und morgen werden ihn als einen erfolgreichen Pionier und Forscher betrachten und ehren.



← Denkmal für Adolf Schlagintweit bei Kaschgar.  
Zeichnung: S. Bögel

#### Quellen:

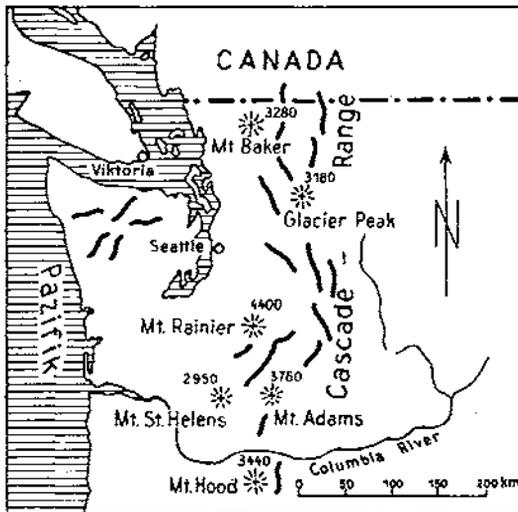
Einblättrige Literatur, Briefschaften, Notizen und mündliche Berichte der Familie Schlagintweit; Schriftensammlung in der Bayerischen Staatsbibliothek. Bericht von Emil Schlagintweit über das Denkmal in Kaschgar.

Emma Felicitas Hofmann, die Nichte von Karl Hofmann, dem Mitbegründer des Deutschen Alpenvereins von 1869, starb am 1. Juli 1957 in München, während sie den Beitrag über Adolf Schlagintweit schrieb. Sie hat auch früher durch Biographien bekannter Alpenvereinsmänner am „Jahrbuch“ mitgearbeitet.

# Der Mount Rainier, Vulkan- und Gletscherberg im amerikanischen Nordwesten

Von Walther Hofmann, München

„The Mountain“ nennen Amerikas Bergsteiger den Mt. Rainier, diesen Berg, der die volkreiche Küstenlandschaft im Nordwesten der USA weithin überragt und beherrscht. Jeder, der ihn einmal über dem Häusermeer Seattles oder von einem seiner Nachbargipfel in der Cascade Range aus gesehen hat, wird sich diesem Sprachgebrauch anschließen,



der den Mt. Rainier als „den Berg“ schlechthin bezeichnet. Damit entgeht er zugleich dem Zweifel, ob er den offiziellen Namen englisch oder französisch aussprechen soll. In der Tat wären beide Aussprachen gerechtfertigt. Der englische Kapitän Vancouver war es, der 1792 vor der pazifischen Küste ankernd — als erster weißer Mann den Berg erblickte. Aus den Nebeln der vorgelagerten Niederungen hob sich im Morgenlicht seine riesige, glänzende Kuppel empor und so groß war Vancouver's Begeisterung über diese „luxuriant appearance“, daß er dafür den Namen seines besten Freundes wählte, des Admirals Rainier, der zwar in englischen Diensten stand, aber aus Frankreich stammte. Vancouver konnte nicht wissen, was die ersten Siedler am Puget Sound wenige Jahrzehnte später erfuhren: daß nämlich die Indianer längst einen weit besseren Namen für den Berg gewählt hatten: Tacoma, was so viel wie „Sitz der Gottheit“ heißt. Dem Berg blieb der englisch-französische Admiral als Taufpate, während er selbst seinen indianischen Namen an eine Küstensiedlung weitergab, die heute die zweitgrößte Stadt im Staate Washington ist, Tacoma, der Hafen mit dem großen Schmelz- und Hochofenwerk, 60 km südlich von Seattle.

Was ist der erdgeschichtliche Hintergrund für die großartige Stellung des Mt. Rainier im amerikanischen Nordwesten? Er erhebt sich mitten aus dem westlichen Zug der nordamerikanischen Nordbillerie, der dort den Namen Cascade Range führt, und ist doch ein Einzelberg. Längst war dieses Gebirge aufgebaut, längst hatten die Kräfte der Abtragung

es in Kamm- und Talssysteme aufgegliedert, als in geologisch junger Zeit, im Tertiär, vor etwa zwei Millionen Jahren aus dem unruhigen Untergrund ein Krater aufbrach und in immer neuen, gewaltigen Ausbrüchen der Vulkankegel des Mt. Rainier entstand. Lava-, Aschen- und Bimssteinschichten legten sich über die Höhen und Täler der Cascade Range, bis der Kratertrand eine Höhe von 4400 m erreicht hatte. Zwischen 2000 und 2200 m verläuft die Gipfelflur der Cascade Range; hoch hinauf, bis 1800 m erstreckt sich in ihrem feuchten Klima der Wald und in ihrem Gesamtcharakter erinnert sie stark etwa an die bayerischen Voralpen. Aber über 2000 m wird sie von der Riesenkuppel des Vulkans überragt. Der Krater ist längst erloschen, kein Ausbruch in historischer Zeit ist bekannt und was manchmal wie eine Rauchwolke um den Gipfel zieht, ist nichts als eine Wolke von Lavastaub, den der ständig wehende Westwind von den nackten Flanken des Berges hochwirbelt. Derselbe Westwind bringt aber auch reichliche Niederschläge vom pazifischen Ozean, die als Schnee fallen und sich zu Firn und Eis umbilden. An die Stelle der glühenden Lavaströme sind seit Jahrtausenden Gletscher getreten. Sie haben die ursprünglich glatten Flanken des Vulkans in klare zergliedert und tiefe Taltrübe in seinen Fuß gefurcht. Weit unter die Waldgrenze, bis 1200 m hinunter reichen sie mit ihren Zungen und geben so der Landschaft um den Mt. Rainier einen ganz besonderen Reiz.

Der Mt. Rainier ist freilich nicht der einzige Vulkanberg über der Cascade Range. 200 km weiter nördlich, dicht an der kanadischen Grenze, erhebt sich Mt. Baker mit 3280 m. 80 km im Süden stehen in einer Ost-West-Linie nebeneinander Mt. Adams (3760 m) und Mt. St. Helens (2950 m) und noch weiter südlich, schon über dem Columbia River im Staate Oregon, liegt Mt. Hood (3440 m), mit seinen offenen, glatten Hängen das schönste Schigebiet des amerikanischen Nordwestens. Durch seine Höhe aber und noch mehr durch das Ausmaß seiner Berggletschererung übertrifft sie der Mt. Rainier alle. Nicht weniger als 26 Gletscher fließen nach allen Seiten von der Gipfelfuppe des Vulkans ab. Dieser Reichtum hat ihm den Namen „The Nations Largest Single Peak Glacier System“ eingebracht und im Jahre 1899 zur Errichtung eines Nationalparkes rings um den Berg geführt. Pflanzen- und Tierwelt sind streng geschützt, kein Bauwerk darf im Park errichtet werden außer den Verwaltungs- und Herbergsgebäuden des Nationalparkdienstes, der aber auch für den Bau guter Zufahrtsstraßen zu den schönsten Punkten des Berges gesorgt und gut geführte Pfade rings um ihn angelegt hat. Unerföpflich ist die Bergblumenpracht der unbewaldeten Talböden vom Frühling bis in den Herbst hinein, der Reichtum an Bergwildarten vom schwarzen Bär bis zur zierlichen Spizmaus, die Jagd und Verfolgung nicht kennen und daher keine Scheu vor dem Menschen haben.

Bald nachdem die weißen Siedler im westlichen Küstenland festen Fuß gefaßt hatten, erwachte das bergsteigerische Interesse an dem eisgepanzerten Vulkan, der damals noch als der höchste Berg der Vereinigten Staaten galt. Den ersten Besteigungsversuch unternahm Leutnant A. B. Rauß im Jahre 1857 von Süden her über den später nach ihm benannten Gletscher. In den Eisbrüchen 600 m unter dem Gipfel mußte seine Partie umkehren. Es dauerte bis 1870, bis General G. Stevens und B. B. Van Trump die noch heute am meisten begangene Route von Paradiß über den Gibraltarfels zum Gipfel eröffneten. Nur wenige folgten ihnen bis 1890, dann aber wuchs die Zahl der Besteigungen schnell. Wenn auch das Bergsteigertum in den USA niemals so viele Anhänger fand wie in den europäischen Gebirgsländern, so brachte und bringt es doch immer wieder hervorragende Fels- und Eisgeher hervor. Sie griffen den Mt. Rainier von allen seinen Seiten an, so daß heute nicht weniger als 17 Routen mit vielen Varianten aller Schwierigkeitsgrade zur Kraterfuppe des Vulkans bekannt sind.

Die normalen Anstiege auf den Gipfel bieten durchwegs keine besonderen Schwierigkeiten, sie sind sogar bis zur Höhe 3000 m und wieder ab 3800 m, wo die firnbedeckte und spaltenarme Gipfelfuppe des Vulkans beginnt, als leicht zu bezeichnen. Dazwischen aber liegt eine Zone rings um den ganzen Berg, in der die Gletscher in milde Brüche zerrissen sind und auf den dazwischenliegenden Felsgraten und -rippen infolge der starken Verwitterung äußerste Steinschlaggefahr herrscht. Nur vor Sonnenaufgang kann man

dort den Aufstieg wagen und schon deshalb ist eine Besteigung des Gipfels auf mindestens zwei Tage anzusehen.

Bis Ende 1956 dürften nach den Statistiken des National-Park-Service etwa 9000 Bergsteiger den Gipfel des Mt. Rainier erreicht haben. Dieser Zahl kommt deshalb eine hohe Zuverlässigkeit zu, weil die besonderen Bestimmungen, die für die Besteigung des Mt. Rainier gelten, einen genauen Überblick gestatten. Ein Staatsgesetz bestimmt nämlich unter Strafandrohung, daß die Besteigung des Berges zwischen dem 2. September (Labour Day) und dem 1. Mai verboten, im übrigen Jahr nur nach vorheriger Anmeldung beim National-Park-Service erlaubt ist. Die Anmeldung geschieht mit Formblättern, auf denen die bisherige bergsteigerische Erfahrung darzulegen und die mitgeführte Ausrüstung anzugeben ist. Diese wird durch die Ranger des Parkes auf ihre Vollständigkeit geprüft und dann erst wird — stabile Wetterverhältnisse vorausgesetzt — der Weg zum Gipfel freigegeben. Dem europäischen Bergsteiger werden solche Einschränkungen, die er aus den Alpen selbst bei schwierigen Bergen nicht gewohnt ist, zunächst sonderbar erscheinen. Schon nach ein paar Tagen am Mt. Rainier aber wird er ihre Zweckmäßigkeit einsehen. Gerade weil der Berg von der Waldgrenze aus, etwa von Paradise, das bequem mit dem Auto zu erreichen ist, so einfach aussieht, würden sich ohne strikte Bestimmungen viele bergungsgewohnte Parkbesucher verleiten lassen, mit völlig unzureichender Ausrüstung den Aufstieg zu versuchen. „Ein paar Stunden“, so denkt man, „über Schneefelder hinaufwandern — kein Problem, bis Mittag sind wir zurück.“ Lang ist das Register der Bergungsunternehmen, die der Parkdienst zusammen mit dem wohlorganisierten Bergrettungsdienst der alpinen Vereine im Staate Washington durchführen mußte, um Touristen, die ahnungslos aufgebrochen waren, vom Berg zurückzuholen, und aus diesen Erfahrungen heraus sind die strengen Einschränkungen entstanden.

Bei einem derartigen Rettungsunternehmen, das ursprünglich und irrtümlich meinen amerikanischen Begleitern und mir galt, konnte ich selbst mitwirken. Wir waren mit Sondererlaubnis am 4. September 1956 auf den Gipfel aufgebrochen, um dort und unterwegs geodätische Messungen auszuführen. Im Abstieg blieben wir am Abend in einem kleinen Unterstand in 3000 m Höhe. Wie wunderten wir uns, als am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang Flugzeuge um den Berg kreisten, sichtlich in seinen Flanken nach Menschen suchend. Diese Suchaktion konnte nur uns gelten, der einzig registrierten Partie am Berg. Dabei hatten wir unsere Rückkehr für den Morgen angekündigt und keinerlei Notzeichen gegeben. Das Wetter war klar und warm. Schnell stiegen wir nach Paradise ab und trafen dort schon auf die ersten Bergsteigergruppen, die zur Suche und Hilfe für uns aufbrachen. Sie begrüßten uns sichtlich erleichtert, wenn auch erstaunt über unsere Unversehrtheit. Von ihnen erfuhren wir, daß in der vergangenen Nacht Notsignale, gegeben mit einem Blinklicht, in etwa 3900 m Höhe am Berg beobachtet worden seien und daß man auf Grund der Registrierungen nur unsere Partie in Bergnot habe vermuten können. Der Parkdienst hatte Alarm gegeben, aus Seattle und Tacoma waren etwa 30 Bergsteiger zur Unterstützung der Ranger herbeigeeilt, die Air Force hatte Suchflugzeuge ausgesandt. Wir konnten sie überzeugen, daß wir wohlbehalten und die Notrufe nicht von uns ausgegangen waren. Wer also mochte noch am Berg sein, unregistriert und — nach dem Ausgangsort der Lichtzeichen zu schließen — sichtlich auf falscher und gefährlicher Route? Wir schlossen uns sogleich dem Suchunternehmen an und trafen sie um 5 Uhr nachmittags: zwei junge Kanadier, in Sporihemd, leichten Hosen und Tennisschuhen. Sie hatten ahnungslos versucht, den nicht einfachen Success Cleaver, einen Felsgrat, der zur Gipfelfuppe führt, zu besteigen. Als sie in die Nacht gekommen waren, hatten sie sich in Lavastaub eingegraben, aber doch schutzlos, wie sie in ihren leichten Kleidern waren, gefürchtet, zu erfrieren. Damit man wenigstens ihre Leichen fände, so sagten sie, hatten sie mit ihrer Taschenlampe, dem einzigen Ausrüstungsstück, das sie außer 2 m Wäscheleine, ihrem „Natterseil“, mitführten, die Notsignale gegeben. Am Morgen waren sie jedoch keineswegs erfroren, sondern konnten sogar langsam den Abstieg durchführen, bis sie in etwa 2500 m auf unsere erste Suchkolonne trafen.

Das gerichtliche Nachspiel war äußerst interessant. Es begann um 11 Uhr nachts im Hauptquartier des Parkes, als der hierfür zuständige Richter aus Tacoma eingetroffen war. Der stellvertretende Superintendent des Parkes war der Ankläger, ein angesehenere Bergsteiger aus Seattle der Verteidiger. Eine Anklageschrift wurde verlesen mit den Hauptpunkten: Unerlaubter Besteigungsversuch mit mehr als mangelhafter Ausrüstung. Die Angeklagten bekannten sich schuldig. Trotzdem wurde die Verhandlung mit Beweisaufnahme und Zeugenvernehmung peinlich genau durchgeführt. Sie endete um 1 Uhr nachts mit dem Schuldspruch und der Strafverkündung: 25 Dollar Geldstrafe für jeden der beiden Sünder. Sie konnten diese Summe gerade noch aus ihrer Burschaft aufbringen und taten dies erleichtert, so wie wir alle erleichtert darüber waren, daß sie mit dem Schrecken und dieser kleinen Geldstrafe davongekommen waren. — Die Suchaktion hatte ungefähr 2000 Dollar gekostet, doch die übernahm der Staat.

Sehr bald und intensiv beschäftigte sich jedoch auch die Wissenschaft mit dem Mt. Rainier. Vom National-Park-Service wurden geologische, botanische, zoologische und meteorologische Untersuchungen angeregt und unterstützt, die bald zu einer umfassenden Kenntnis der Mt. Rainier-Landschaft führten. Zum hauptsächlichsten und ständigen Studienobjekt aber wurden die Gletscher am Mt. Rainier, sind sie doch zusammen mit denen an den übrigen Vulkanbergen des Westens die einzigen innerhalb der Vereinigten Staaten. Schon im Jahre 1902 richtete der Parkdienst einen ständigen Gletscherdienst ein, der jährlich die Veränderung der Gletscherstände festzustellen hatte.

Die Mt. Rainier-Gletscher sind mit unseren alpinen Gletschern nicht unmittelbar vergleichbar. Was ihnen fehlt, ist das breit angelegte Firnzfeld, in dem sich die Schneemassen sammeln und zu Eis verwandeln können. Soweit sie mit der Firnkappe des Vulkans verbunden sind, verlassen sie dieses relativ spärliche Nährgebiet in steilen, zerrissenen Strömen und Fällen. Erst in der Zone maximalen Niedererschlages, die am Mt. Rainier zwischen 2300 und 3100 m liegt, werden sie mächtiger, vor allem auch durch den Zutrom von Nebengletschern, die keine Verbindung mit der Gipfellope haben, sondern aus den großen Karen dieser Zone fließen. Aber auch hier bleibt das Gefälle steil und es findet sich kaum eine spaltenfreie Stelle. Man vermißt die harmonische Ausgewogenheit, mit der sich unsere Alpengletscher in die Hochgebirgsregionen einfügen. Sie haben durchwegs etwas Wildes und Elementares an sich und der Vergleich mit frostigen Lavaströmen, die an die Stelle der vorzeitlichen glühenden getreten sind, liegt nahe. Da die Gletscher der anderen Vulkanberge im Nordwesten der USA denselben Charakter zeigen, faßt man sie am treffendsten unter dem Begriff „Vulkangletscher“ zusammen.

Wie alle Gletscher der Erde sind auch sie heute weit zurückgeschmolzen. Gewaltige Moränenflanken zeigen frühere Hochstände an, besonders deutlich den von 1850. Die Zungen sind infolge der starken Verwitterung des Lavagesteines meist mit einem so dichten Schuttmantel bedeckt, daß man glaubt, ein Bloßmeer, nicht aber einen Gletscher vor sich zu haben. Der Schutt schützt das darunterliegende Eis vor der Strahlung und erhält die Zungen in einer Länge, die den tatsächlichen klimatischen Verhältnissen nicht mehr entspricht.

Dem Gletscherrückgang in Nordamerika nachzugehen und ihn mit dem in den Alpen zu vergleichen, war der Zweck einer Unternehmung, die ich im Jahre 1952 mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft durchführen konnte. Wie erstaunt war ich aber, als ich aus Gesprächen mit amerikanischen Glaziologen in Seattle erfuhr, daß die Vulkangletscher Nordwestamerikas seit 1945 begonnen hatten, sich zu regenerieren, und seit 1949 die ersten Zungenvorstöße zeigten. Darüber war in den internationalen Zeitschriften noch nichts bekannt geworden. Die Vorstoßerscheinungen waren durch Meßtischaufnahmen in bestimmten Querprofilen der Gletscher festgestellt worden, es fehlte aber noch ihre genaue zahlenmäßige Bestimmung über die Gesamtoberfläche der Gletscher. Hierfür eine zuverlässige Grundlage zu schaffen, war durch die photogrammetrische Aufnahme in kurzer Zeit möglich.



Der Peitlerkofel (2877 m) über Welschellen (Gadertal)

Aufn.: L. Fränzl, Bozen



Der Nord-(NNW-)Abfall der Geißlerspitzen (Willsnöß)

Aufn.: L. Fränzl, Bozen



Der Schlern vom Ritten aus

Aufn.: L. Fränzl, Bozen



Der Rosengarten vom Ritten aus

Aufn.: L. Fränzl, Bozen

Das Hauptgewicht der Aufnahme wurde auf den Misquallygletscher gelegt. Er ist der größte der vom Mt. Rainier nach Süden abfließenden Gletscher. Unter den insgesamt 26 Gletschern des Berges wird er an Größe nur vom Winthrop- und Emmons-gletscher übertroffen, die beide auf der Nordseite des Berges liegen. Durch die Nähe von Longmire, dem Hauptquartier des Parkdienstes, und durch die Autostraße, die von dort nach Paradise in fast 1700 m Höhe hinaufführt, ist der Misquallygletscher besonders leicht und schnell zugänglich. Dies hat ihn schon früh zum bevorzugten Studienobjekt unter den Rainiergletschern gemacht.

In sieben Tagen gelang eine Gesamtaufnahme des Misquallygletschers mit insgesamt 21 Meßbildern aus sechs Standlinien. Sie konnten zu einer Höhenlinienkarte im Maßstab 1:10.000 ausgewertet werden, die den Gletscherstand von 1952 mit hoher Genauigkeit wiedergibt.

Der Vorstoß der nordamerikanischen Vulkangletscher hielt seitdem mit gleicher Intensität an. Das Jahr 1956 gab mir die Möglichkeit, ein zweites Mal den Mt. Rainier zu besuchen und die Aufnahme des Jahres 1952 zu wiederholen. Allein der Blick auf die aktiven Zungen der Gletscher bewies ihr weiteres Wachstum. Jedem, der den Verfall der Gletscherzungen in den Alpen während der letzten Jahrzehnte beobachtet hat, werden diese Bilder eine Ermutung sein.

Die vorstößenden Eismassen am Misquallygletscher stammen vor allem aus einem Zweigbecken des Gletschers, das mit der Gipfelpuppe des Vulkans nicht in Verbindung steht. Der Eisstrom, der aus diesem Kar hervortritt und sich mit dem eigentlichen Misquallygletscher vereinigt, hat den Namen Wilsongletscher erhalten, in der richtigen Erkenntnis, daß es sich dabei um einen selbständigen Gletscher handelt. Der Vorstoß erweist ihn sogar als den stärkeren der beiden Teilströme, die den unteren Misquallygletscher bilden, und läßt so das Hauptnährgebiet der Mt.-Rainier-Gletscher erkennen: Die Zone maximalen Niederschlages zwischen 2300 und 3100 m, die Zone der großen Kare.

Die Auswertung der Aufnahmen von 1956 und ihr Vergleich mit denen von 1952 liefert einen genauen zahlenmäßigen Überblick über den Vorstoß des Misquallygletschers. Die Front aktiven Eises ist in diesen vier Jahren um 300 m vorgerückt, gemessen in der Horizontalen. Die Oberfläche hat sich dabei bis zu 60 m aufgehöhht. Die Aufhöhung nimmt nach oben hin ab und erreicht in 2000 m Höhe einen Mittelwert von rund 10 m, der über den ganzen Wilsongletscher hin zu beobachten ist, also bis 3100 m. Von 3100 m an aufwärts sind am eigentlichen Misquallygletscher keine Aufhöhungen mehr zu bemerken, was einerseits durch die Abnahme des Niederschlages zu erklären ist, zum anderen mit dem sehr steilen Gefälle der oberen Gletscherpartien, das einen raschen Abtransport zusätzlicher Auftragsmassen zur Folge hat.

Die gesamte Volumenzunahme des Misquallygletschers in den vier Jahren beträgt 35,5 Millionen cbm, pro Jahr also durchschnittlich 8,9 Millionen cbm Eis. Diese Zahl erhält mehr Anschaulichkeit, wenn man aus ihr die durchschnittliche Gesamtaufhöhung des Gletschers berechnet. Sie beträgt 7,2 m in vier Jahren oder 1,8 m im Jahresdurchschnitt.

Mit Hilfe der Karte von 1952 war es möglich, durch den Vergleich mit früheren Karten den Rückgang des Misquallygletschers seit 1920 zwar nicht genau zu bestimmen, aber doch abzuschätzen. Das Ergebnis ist eine Abnahme um etwa 7 Millionen cbm im Jahresdurchschnitt. Wenn diese Zahl auch nur mit vielen Vorbehalten benutzt werden kann, so zeigt sie doch, daß der derzeitige Vorstoß des Misquallygletschers etwa im selben Rhythmus erfolgt wie der vorausgegangene Rückzug.

Ein besonders interessantes Ergebnis ist aus den Messungen der Fließgeschwindigkeit des Gletschers in einem charakteristischen Querprofil seiner Zunge abzuleiten. Die maximale Geschwindigkeit, die ungefähr in der Gletschermitte zu beobachten ist, betrug im Jahre 1952 90 m pro Jahr. Sie war 1956 auf 126 m pro Jahr gestiegen. Zusammen mit der Aufhöhung des Gletschers im Meßprofil ergibt sich hieraus eine Zunahme des Eisdurchflusses um rund 47 Prozent. Berechnet man damit die Zunahme der Gletscher-

oberfläche unterhalb des Meßprofils, die theoretisch dem neuen Gleichgewicht zwischen Ernährung und Ablation entspricht, so zeigt sich, daß der Misquallygletscher bereits im Jahre 1956 diese neue Gleichgewichtslage eingenommen hat, das heißt, daß das Ausmaß seines Vorstoßes genau der Zunahme der Ernährung entspricht. Der Misquallygletscher und mit ihm die anderen Vulkangletscher Nordwestamerikas erweisen sich so als besonders empfindliche Indikatoren von Schwankungen — auch geringfügigen — des Gletscherhaushaltes. Mit ihren relativ kleinen Massen, mit ihrem starken Gefälle bei geringer Tiefe können sie auf jede Änderung in Auftrag oder Ablation sofort reagieren. Ihre Beobachtung ist daher für das Studium der Gletscherschwankungen besonders ergiebig.

Es wäre verfrüht, sich schon jetzt auf eine Erklärung für den Vorstoß der nordamerikanischen Vulkangletscher festzulegen. Dazu ist seine Dauer noch zu kurz und dafür liegen noch nicht ausreichende Beobachtungsdaten vor. Sicher ist jedoch, daß der Vorstoß durch eine Klimaänderung hervorgerufen wird. Einige schwere Winter und kühle Sommer, die der Nordwesten Amerikas durchlaufen hat, genügen nicht für einen derartig intensiven und anhaltenden Gletschervorstoß. Es müssen sich vielmehr die Jahresmittelwerte für Niederschlag und Temperatur systematisch geändert haben. Es kann sein, daß eine solche Änderung sich auf den Nordwesten der USA beschränkt und rein lokalen Charakter trägt. Es kann aber auch sein, daß die Vulkangletscher der USA bereits eine weltweite Klimaänderung anzeigen, die sich auf die Gletscher der Alpen und anderer Kettengebirge infolge ihrer andersartigen Struktur noch nicht so sichtbar auswirken kann wie auf die empfindlichen Vulkangletscher. Für den Bergsteiger wie für den Wissenschaftler wird der weitere Gang dieser Entwicklung von besonderem Interesse sein. Für beide gehört daher der Mt. Rainier mit seinen Gletschern zu den Blickpunkten, die ihn immer wieder anziehen werden.

#### Literatur-Hinweise

- B. A. Bender und A. L. Haines, W. Hofmann, C. Troll: Der Mt. Rainier, Washington, und seine Gletscher. *Erdfunde*, Bd. 9, Heft 4, 1955, S. 263—286 (mit Karte 1:25.000).
- W. Hofmann: Terrestrisch-photogrammetrische Gletschermessungen in den USA, 1952. *Zeitschrift für Vermessungswesen* 1953, S. 16—21.
- Terrestrische Photogrammetrie und Gletscherforschung im Nordwesten der USA. *Bildmessung und Luftbildwesen* 1957, S. 18—22.
- Der Vorstoß des Misquallygletschers am Mt. Rainier, USA, von 1952 bis 1956. *Zeitschrift für Gletscherkunde und Glazialgeologie* (erscheint demnächst).
- D. Molenaar: A Summary of Ascents of Mount Rainier. — *The Mountaineer*, Vol. 50, Nr. 1, 1956, S. 46 bis 54.

# Der Südtiroler Dolomiten-Rand

## Landschaft und Geologie

Von R. Alebelsberg, Innsbruck

Mit 4 Bildern (Tafel 9 u. 10)

Südtiroler Dolomiten — wer denkt da nicht gleich an Gröden und die Seiser Alpe, an Colfuschg oder Cortina? Mit Recht; denn wirklich sind das Musterbeispiele der Dolomiten-Landschaft, zumal auch vom geologischen Standpunkt aus, der hier ja besonders in Frage kommt: schon im Meere der Trias-Zeit ist der Grund zu der großartigen Landschaftszenerie von heute gelegt worden, indem auf engem Raum nebeneinander hier von Meeresorganismen mächtige Kalkmassen, „Riffkalle“, abgefordert wurden, die dann zu den himmelstrebenden Dolomittfelsen wurden, dort aus der Tiefe dunkle, vulkanische Massen, Laven und Aschen, empordrangen, die die sanften, üppiggrünen Alpenmatten tragen.

Ja, so gilt es für das Dolomiten-Innere. Anders am Dolomiten-Rand, von Sexten entlang dem Puster- und Eisacktal über Fleims bis nach Primör. Auch hier herrscht im Bilde der Landschaft der Gegensatz der Dolomittfelsen zu ihrem Vorfeld. Das Vorfeld aber wird ganz anders als im Dolomiten-Innern von ungleich älteren Gesteinen gebildet. Der Szenerie tut der Unterschied keinen Eintrag, mit großartigste Landschaften kommen hier zu jenen des Dolomiten-Innern hinzu, ja, es stellt sich heraus, daß manch berühmtestes Dolomitenbild gerade dem Rande angehört, der Rosengarten z. B.

Gemeinames Wahrzeichen, im Innern und am Rande, ist der Dolomit aus dem Meere der Trias-Zeit<sup>1</sup>. Er bildet hier wie dort die fahlen, bleichen, gelb bis rot leuchtenden Felsen. Er setzt oft schon gleich am Rande, mit den ersten Spuren des Trias-Meeres überhaupt, in großer Mächtigkeit ein, nicht etwa, daß er erst nach dem Innern hin Bedeutung erlangte. Im Genaueren sind es, wie im Innern so auch hier am Rande, dreierlei Dolomittkomplexe, die durch dünne Zwischenschaltungen voneinander getrennt werden. Ein unterer, vergleichsweise wenig dicker bildet eine Art Sockel-Lage, sie zieht als relativ niedrige (30—40 m hohe) basale Wandflucht entlang. Der mittlere und obere Dolomittkomplex hingegen sind ungleich mächtiger, bilden je Hunderte von Metern hohe Felsaufbauten und -wände, sie sind die Haupt-Felsbildner der Dolomiten und bestimmen, wie im Innern so auch am Rande, den Grad der Dolomiten-Szenerie. Der untere Dolomit wird nach der Mendel bei Bozen meist Mendel-Dolomit genannt, der mittlere nach dem Schlern, den er zur Hauptsache aufbaut, Schlern-Dolomit, der obere nach einem größtenteils gleich alten Gestein der Nördlichen Kalkalpen Dachstein-Dolomit. Die Zwischenschaltungen entsprechen vorübergehenden Unterbrechungen der Riffkalkbildung im Trias-Meer, statt des Riffkalks sind in diesen Zwischenzeiten mergelige (Kalk-Lon-Gemische) bis tonige Schlamm-schichten abgesetzt worden, zwischen

<sup>1</sup> Reihe der geologischen Perioden (Formationen) vom Älteren zum Jüngeren (die Zahlen geben die Millionen Jahre an, die nach einer üblichen, unverbindlichen Schätzung seit dem Beginn jedes Abschnittes vergangen sind): Kambrium (550), Silur (450), Devon (350), Karbon (300), Perm (250) — diese fünf bilden zusammen das geologische Alttertum oder Palaeozoikum —, Trias (200), Jura (175), Kreide (140) — diese drei das geologische Mittelalter oder Mesozoikum —, Tertiär (60), Quartär (1) — diese zwei die geologische Neuzeit oder das Känozoikum; das Quartär umfaßt „die Eiszeit“ und die geologische Gegenwart.

Mendel- und Schlern-Dolomit die sogenannten Buchensteiner Schichten (nach ihrem Vorkommen in Buchenstein), zwischen Schlern- und Dachstein-Dolomit die sogenannten Raibler Schichten (nach Raibl im alten Kärnten). Der obere oder Dachstein-Dolomit ist schon für den Blick aus der Ferne deutlich geschichtet, besonders bei Neuschneebedeckung tritt diese Schichtung weithin als feine waagrechte Linierung hervor, der Schlern-Dolomit entbehrt solcher Schichtung grotzenteils ganz, im Mendel-Dolomit ist sie nur eventuell undeutlich entwickelt. Mit dem Anteil jedes dieser drei Dolomite wechselt, wie im Innern, so auch am Rande das Bild.

Das Vorfeld wird am Nordrand, vom Pustertal bis ins Eisaktal, von den alten Schiefem (Quarzphyllit) aufgebaut, die hier unter den Dolomiten heraus zum Vorschein kommen. Im Südwesten breitet sich weithin der Bozner Porphyr aus, der hier zwischen den Quarzphyllit und die Dolomiten-Gesteine eingeschaltet ist, sein Südrand steigt zum Fleimser Kamm auf.

Auf dieser Unterlage randen die Dolomiten-Gesteine, besonders der Dolomit selbst, grotzenteils anscheinend unweit ihrer ursprünglichen Ablagerungsgrenze. Es ist in der Hauptsache ein Abtragungs- oder Erosionsrand ohne „tektonische“ Vorzeichnung etwa durch Fugen des Gebirgsbaues, die hier in die Tiefe setzen würden. An einem grotzen solchen Fugensystem grenzen die alten Schiefer der Unterlage, der Quarzphyllit, an der Nordseite des Pustertals gegen die Zentralalpen, der Nordrand der Dolomiten-Gesteine aber wird davon nicht unmittelbar betroffen, läuft ein paar Kilometer weiter südlich entlang, ja auch die Tiefenlinie des Pustertals tritt nur zwischen Innichen und Toblach dicht an die Dolomiten heran, westlich Toblach rückt sie mehr und mehr nach Norden ab und breitet sich das Schiefervorland auch südlich von ihr, im topographischen Dolomiten-Bereiche, weit aus.

Wo der Dolomiten-Rand vom Kreuzberg her nach Südtirol eintritt, ragt, über Sexten-Innichen, gleich eines seiner grotzartigsten Wahrzeichen auf: die Dreischuster Spitze (3152 m). Schon mancher hat da schier seinen Augen nicht getraut, wenn er, in „guter alter Zeit“, mit dem Nacht Schnellzug von Wien kommend, bei Bierschach im Morgen grauen zum Fenster hinausschaute und vor sich über dem dunklen Wald in unnachahmlicher Majestät diesen riesigen Obelisken aufragen sah: über sanften, walbigen Vorhöhen tausend Meter hoch auf und auf Dolomit, halb Schlern-, halb Dachstein-Dolomit, durch die Raibler Schichten nur unscharf voneinander getrennt (der fußwärtige Mendel-Dolomit tritt nicht sonderslich hervor). Die hohen schroffen, lichten bis leuchtenden Felsen kommen um so mehr zur Geltung, je sanfter, niedriger, dunkler das Vorfeld ist, die zahmen, stumpfen Schieferberge (bis 1900 m), die vom Helm an die Nordseite des Pustertals hinüberwechseln (Innichenberg, Eggerberg), — wie eine andere Welt, alt, ruhig, abgeklärt liegen sie den himmelftürmenden Dolomitgaden vor und gegenüber.

Zwischen Innichen und Toblach treten die Dolomitzfelsen des Haunold (2884 m) unmittelbar an das Pustertal heran, trotzdem läßt die Wirkung nach, weniger wegen der geringeren absoluten Höhe, als weil die Dolomit-Mächtigkeit um ein paar hundert Meter kleiner ist: es fehlt hier der obere oder Dachstein-Dolomit. Kaum nimmt auch dieser wieder, wenn auch nur mit den Gipfelsfelsen, an der Einfassung teil, steigert sich, im Blick von Bad Maiflats bei Niederdorf auf den Birkenkofel (2906 m), die Szenerie zu einem zweiten grotzartigen Randbild. Das breite grüne Tal im Vordergrund, die sanften, niedrigen Schieferberge, die es nördlich begleiten, steigern die Wirkung.

Westlich des Hellensteiner Tals — durch das der Blick von Toblach tief ins Dolomiten-Innere geht, für Augenblicke auch der Bahnfahrt bis zum Antelao südlich Cortina (31 km) — sinkt die Kontur ab, die randliche Dolomit-Entwicklung wird geringer. Am Sarlkofel (2379 m) wird der Rand von dem nur wenig mächtigen unteren oder Mendel-Dolomit gebildet (der von hier auch den Namen Sarl-Dolomit hat), erst ein paar Kilometer weiter südlich ragt am Dürrenstein (2848 m) wieder mächtigerer Schlern-Dolomit auf, er schwingt sich aus dem Weichbild von Welsberg nochmals zu einer schönen, ein-drucksvollen Randform empor. Im übrigen aber hält das Abklingen an, auch der Schlern-

Dolomit bescheidet sich am Rande zu nur mehr mäßiger Mächtigkeit. In den Olang'er Dolomiten, die die Weitung von Olang südlich erfassen, erhebt er sich nur mehr unwesentlich über Mittelgebirgshöhen und -formen. Der Dachstein-Dolomit tritt kilometerweit zurück ins Innere der Pragser Dolomiten, nur durch die Öffnung des Pragser Tals, zwischen Niederdorf und Welsberg, schaut er, vom Cristallo (3199 m, 18 km) und der Hohen Gaisl (3148 m), großartig vor.

Am Westrand der Olang'er Dolomiten biegt der bisher Ost—West verlaufene Dolomiten-Rand nach Südwesten, zunächst fast Süden, ab, die Schiefervorberge, die sich schon am Kronplatz (2273 m) südlich Bruneck sehr ausgebreitet haben, gehen noch mehr in die Breite. Durch sie greift das Gadertal mit seinen beiden Ästen, St. Vigil und St. Martin, in den Dolomiten-Rand ein. Führte dieser am Ausgang der Taler Hellenstein und Prags fast geradlinig vorbei, so buchtet er hier stark ein, die Rand- wird zur Tallandschaft.

Erst im Hintergrund von St. Vigil, im Kau-Tal, schließen die Dolomiten-Gesteine, besonders der Dolomit selbst, wieder zusammen, talaustrwärts steigen sie beiderseits an und die Schieferunterlage kommt hoch. Mit dem Ansteigen der Schichten gegen den Rand hin bleiben die größeren Dolomit-Mächtigkeiten im Süden zurück, nur mehr die unteren paar hundert Meter reichen noch bis zum Rand hinan, Piz da Peres (2507 m) und Peres-Berg (2353 m) sind die vorgestreckten, emporgeredeten Schichtköpfe rechts (Nordosten) und links (Südwesten), mit denen der Dolomit schließlich, von Norden her steil zurückerwittert, ausläuft. Die hochgestiegenen alten Schiefer (Quarzphyllit) bauen allein, ohne jüngere Überlagerung, die flache Höhe des Kronplatzes auf. Je breiter sie sich vorderstreckt, um so weiter rückt der an sich schon in Höhen und Formen gemäßigte Dolomiten-Rand ab, nur die Fernsicht ins innere Gadertal macht den Dolomiten-Blick vom Kronplatz aus so schön, wie er in Bruneck gerührt wird.

In dem anderen Zweig des Gadertals, bei St. Martin, ist es anders. Da kommen an der Ostseite, von Wengen her, statt des Schlern-Dolomits die dunklen, zum Teil vulkanischen Gesteine des Dolomiten-Innern dem Rande nahe, nur unbedeutende Schrofen werden von Mendel-Dolomit gebildet, und erst aus großer Entfernung schaut, darüber hinweg, die mächtige Dolomitmauer (zur Hauptsache Dachstein-Dolomit) des Heiligkreuzkofels ins Tal. Der Dolomiten-Rand hat hier insofern eine Lücke, als er nicht von Dolomit gebildet wird.

Im Westen hingegen springt mächtiger Schlern- (über Mendel-)Dolomit bis an den äußersten Rand vor und bricht mit 600 m hoher Wand zu dem Schiefervorland nieder. Es ist der gewaltige nordwestliche Eckstein der Dolomiten, der Peitlerkofel (2877 m). Wieder eines der schönsten, durch den Gegensatz der unmittelbar aneinander grenzenden Gesteins- und Formenvelten großartigsten Bilder des Dolomiten-Randes: der Gipfel zwar stumpf, sein Nordabbruch aber eine der großen und durch ihre Schwierigkeit berühmten Wände — unten, kaum 1 km vom Fuß, setzen mit der breiten flachen Senke des Würzjochs (2006 m) die Schiefervorberge ein. Ein kurzer (4 km) kaum zugeschräfter Rücken (Mauterberg, 2326 m) verbindet zu der breiten langgezogenen Kammlandschaft der Lüsner (Ellner) Alpe, die zwischen 2200 und 1900 m Meereshöhe 10 km weit dem äußeren Gader- und westlichen Pustertal (Ehrenburg—Sintl) entlang verläuft. Es ist schönstes altes Flachrelief, das sich hier vor dem Dolomiten-Rand, bis dicht an ihn heran, ausbreitet, ein größtes, besterhaltenes Stück der hochgelegenen Abtragungsoberfläche, die hier in etwa mitteltertiärer Zeit im Gebirgsinnern entstanden ist. Über die weiten Flächen hinweg schaut das massige Haupt des Peitlerkofels in die Niederung am Ausgang des Laufener Tals nördlich Bruneck, bis in die Tiefe das Wunderreich kündenb, das sich hinter den schlichten Vorbergen verbirgt.

Der Peitlerkofel ist auch nach der Brigner Gegend hin das Wahrzeichen des Dolomiten-Randes. Um ihn biegt dieser hier nach Südwesten und Süden an die Seite des Eisaltals ab. Gewaltig herrscht der mächtige Berg mit seinem Steilabbruch über den Almen und Wäldern im Scheitel der Taler Lüssen und Afers, soweran gebietet er über die

stumpfen Schieferberge der Plose. Diese sind ein Gegenstück zur Lüsner Ape: ist dort die alte Abtragung bis fast zur Verflachung fortgeschritten, so hat sie hier ein Mittelgebirgsrelief übriggelassen mit stumpfen, bis ein paar hundert Meter erhabenen Kammrücken und Kuppen, deren Hänge unterwärts in das Flachrelief übergehen. Auch diese Mittelgebirgsformen stehen in lebhaftem Gegensatz zu den Schrofen, Zacken und Wänden des Dolomiten-Randes.

Ein kurzer Anhang, die „Aferer Geißeln“ (Kuesen, 2665 m), setzt den Beitlerkofel nach Westen fort, tritt aber nach Höhe und Wucht zurück. Der Dolomit ist hier viel weniger mächtig; dafür gibt seine Fergliederung ein Vorspiel zu berühmten Hauptakten. Und noch schöner als schon am Nordfuß des Beitlerkofels sind hier die tieferen Glieder der Schichtfolge, unter dem Dolomit, erschlossen, wie die Seiten eines Geschichtsbuches folgen sie übereinander. Zunächst über dem Schiefer, der sanft von der Plose her abdacht, unten im „Rodelwald“, der rote „Grödnert Sandstein“ — die Wiege des Namens ist schon nahe, rot schaut er zwischen den Zirben vor —, über ihm, von weißen Gipslagen gebändert, der bräunlichgraue Komplex der „Vellerophon-Schichten“ (nach einer verfeinerten Schnecke namens Vellerophon so benannt). Das ist das oberste, jüngste Schichtglied der Perm-Formation und die erste sichere Meeresablagerung. Darüber beginnt mit den ähnlich schön geschichteten, nach oben hin rötlichen „Werfner Schichten“ (nach Werfen im Salzburgerischen) — manche Schichtplatten sind ganz bedeckt mit Meeresmuscheln — die Trias-Formation. Nahe über den Werfner Schichten tritt als basales Schrofenband der Mendel-Dolomit vor, über ihm, durch dünne „Buchensteiner Schichten“, streckenweise fast nur durch eine Fuge getrennt, setzt der Schlern-Dolomit ein. Aus den Scharten zwischen den Felszacken ziehen breit ausladend helle Schutthalben bis in den Wald herab. Kaum bekannt im Schatten der Großen, sind die „Aferer Geißeln“ ein Modell der Dolomiten im Kleinen.

Dann in einer hinteren Kulisse, treten alsbald die (Billnöder) Geißlerspizzen vor und mit ihnen ein neues Glanzstück des Südtiroler Dolomiten-Randes. Ein klassisches Bild der Dolomiten überhaupt: wahrhaftige Geißeln, himmelstrebend, aus blankem, lichtem oder leuchtendem Dolomit, mit prallen, fast senkrechten, bis 600 m hohen Wänden. Von links nach rechts Furchetta (3027 m), Saß Rigais (3027 m), dann die Reihe der Fermeda-Türme (2867 m). Alles ist Schlern-Dolomit, nur ganz unten, über den hohen hellen Halben, hebt sich da und dort noch ein schmaler Sockel Mendel-Dolomit ab. Ob aus der Nähe, ob aus der Ferne, ob man von unten, vom Fuß ausblickt, aus dem „Schwarzwald“ oder von den innersten Siedlungen in Billnöß (Ranui, St. Johann), ob die Kühne Zackenreihe in der Ferne auftaucht, etwa beim „Goller Bild“, wo die Straße von Brigen herauf um die Bergflanke nach Aferer einbiegt, oder drüben beim Geburtshaus des Fragmentisten Jakob Phillip Fallmerayer im Ischöttscher „Mittelgebirge“ — immer ist es eine Offenbarung großartigster Naturschönheit. Nie vergesse ich auch, bei Albeins (unter Brigen) aus dem Zug zu schauen nach dem Mahnmahl der Furchetta im Einschnitt des Aferer Tals. Für einen ersten Blick von Norden her ragen die Fermeda-Türme schon bei Franzensfeste über den südlichen Horizont auf.

Dort, in Außer-Aferer, bald nach dem „Goller Bild“, schauen übrigens aus dem Quarzphylit schwarze graphitische Schiefer vor, in denen eine Grazer Paläontologin<sup>1</sup> Graptoliten gefunden hat, Medusen-Verwandte aus der Silur-Periode, die ältesten bisher bekannt gewordenen Spuren organischen Lebens aus Südtirol und das älteste dem Alter nach bestimmbare Gestein am Dolomiten-Rand. Aus gleichen schwarzen Schiefeln im Quarzphylit entspringen im äußeren Billnöder Tal die Eisen-Schwefel-Quellen des altberühmten „Bauernbads“ Frol, neuere Zeit hat sie als die stärksten radioaktiven Wässer Tirols erwiesen (bis an 100 Mache-Einheiten; Bad Gastein bis 250).

Im Westteil der Geißlerspizzen kommt unter den Schichten der Dolomiten, unter dem Grödnert Sandstein heraus erstmals der Porphyrt zum Vorschein. Am Nordrand,

<sup>1</sup> Ida Pelzmann, Verhandlungen der Geologischen Bundesanstalt Wien 1935, S. 195—196. Die Fundstelle liegt etwas weiter Südost.

dem Pustertal entlang, fehlt er — nur ganz drüben, am Kreuzberg in Serten, gibt es ein paar kleine Vorkommnisse — und liegt der rote Sandstein unmittelbar auf dem Quarzphyllit. Nun schaltet er sich in westwärts rasch zunehmender Dicke dazwischen ein. Wo der durch seine landschaftliche Schönheit berühmte „Munkel-Weg“ — er verläuft bis hierher größtenteils im roten Sandstein — über die Brogles-Alm nach St. Ulrich hinüberführt, da tritt der Porphyrt stärker hervor, er macht sich gleichsam selbständig und bildet den ans Eisfaktal bei Klausen vordringenden, weit nach Norden blickenden Höhenrand der Raschöber Alpe (2300—2100 m).

Mit dem Porphyrt kommt ein neues Element in die Landschaft. Wenn schon die große „Südtiroler Porphyrtplatte“ — sie setzt sich aus bis zu 1500 m Dicke übereinandergedackten Lavabedern und Wäsen- („Luff“-) Schichten zusammen — weit über das Eisfaktal hinüber bis in die Gegend von Meran reicht, bildet sie hier an der Nordseite des äußeren Grödnertals doch eindeutig den Dolomiten-Rand. Von Außer-Raschöb (2283 m, nahe unterhalb steht eine Kapelle) ist der große Bergsturz niedergegangen, der mit riesigen Porphyrttrümmern den Talgrund innerhalb des „Bräuhauses“ an der alten Grödnertstraße erfüllt.

Gegentüber, an der Südseite des äußeren Grödnertals, tritt, nach Höhe und Form fast korrespondierend, doch von ganz anderem Bau, der Pustlatz (2176 m) vor. Der Porphyrt dacht mit der schiefen Ebene von Raschöb auch geologisch bis in den Talgrund ab und über ihm baut sich an der Südseite, mit dem roten Grödnert Sandstein beginnend (von hier hat er den Namen), wieder die Schichtfolge bis zum Mendel-Dolomit hinauf auf. Statt höheren Dolomits aber reichen dann hier die dunklen, fast schwarzen Laven, Wäsen und mit Asche vermischter Meereschlamm der Seiser Alpe aus dem Dolomiten-Innern bis an den Rand vor, von ihnen wird der steile Abbruchrand des Pustlatz gebildet.

Die Oberseite der Porphyrtplatte hingegen liefert das breite, reich bewegte Hochflächengelände von Kastelrut (1095 m)—Seis (1002 m)—Völs (908 m)—über die enge Schlucht des „Kunterweges“ (das Eisfaktal von Waidbruck bis Karbaun) hinweg setzt es sich in den Ritten (Klobenstein, 1149 m—Oberbozen, 1173 m) fort. Die Porphyrtplatte bildet fortan bis südlich Bozen die breite Bühne, über die sich der Dolomiten-Rand erhebt.

An diesem selbst vollzieht sich alsbald wieder ein Wechsel. Südost über Seis werden die geologischen Verhältnisse der Seiser Alpe, die bis an den Pustlatz vorreichen, abgelöst von jenen des Schlern. Das Bauprinzip des Dolomiten-Innern greift hier bis an den Dolomiten-Rand durch: auf kurzen Abstand, binnen 1 bis 2 km, hatten im Meere der Trias-Zeit neben den vulkanischen Einflüssen wieder die Riffkalk absondernden Meeresorganismen die Oberhand gewonnen und den bis 600 m mächtigen Dolomit geliefert, der den Schlern aufbaut (nur unwesentliche unterste Lagen entsprechen dem „Mendel-Dolomit“). Mit 500 m hohem Steilabfall tritt er gegen Seis—Völs vor. Aber ganz anders als an den Geißlerstippen: in geschlossener, größtenteils unzergliederter Masse, mit dem Schlern-Plateau obenauf. Das ist die Folge des Lageverhältnisses. Im Raum Seis—Völs—Tiers liegt die Porphyrtplatte verhältnismäßig tief (bei 1000 bis 900 m ü. M.), mit ihr ist hier auch der Dolomit tief zu liegen gekommen und daher weniger der Erosion ausgesetzt gewesen, so daß auf ihm auch noch die nächsthöheren, jüngeren Schichten erhalten blieben, die Raibler Schichten — man sieht sie von weitem, schon vom Ritten herüber, am Plateaurand hoch über den Dolomitwänden flach austreichen —, die nun ihrerseits wie ein Dach das Wasser nach außen ableiteten und den darunter liegenden Dolomit vor der Erosion bewahrten. Wo das Dach schon abgetragen ist, an der Norddecke, da sind auch schon erste Felspartien abgetrennt worden, die „Schlern-Jaden“, Santner- (2414 m) und Curingerspize (2393 m), die Hauptmasse des Dolomits aber ist noch geschlossen erhalten, sie gibt das feste, breit fundierte, trugige

<sup>1</sup> Zur Verbindung der Schlüter-Hütte mit Gröden erbaut von der Alpenvereinssektion Dresden.

Wahrzeichen Deutsch-Südtirols: „Hier bin ich, hier bleib' ich.“ Die Raibler Schichten sind dank ihres Tongehaltes undurchlässig und relativ fruchtbar, sie tragen die schütter begrünzte Plateaufläche („Schlern-Alpe“) und sind danach hier „Schlernplateau-Schichten“ genannt worden.

In völligem Gegensatz zum Schlern steht das Anschlußstück des Dolomiten-Randes, der Rosengarten. Für seinen landschaftlichen Reiz und Ruhm bürgt der Name. Die naturgeschichtliche Beziehung ist wieder so lehrreich wie eigenartig. Wie an einem Schnitt ist der Rand gegenüber dem Schlern um ein paar Kilometer zurückversetzt und derselbe (Schlern-)Dolomit, der im Schlern bei 2260 m nach oben grenzt, reicht im Rosengarten 600 bis 700 m höher; statt der breiten, festgeschlossenen Masse aber ist es die unüber-troffene Reihe kühner Faden und Türme. Alles steht in ursächlichem Zusammenhang: das Tieser Tal, die Südgrenze des Schlern, folgt wirklich einem Schnitt, einer Fuge, an der gewaltige Verschiebungen eingetreten sind. Das Gebiet südlich davon ist um hunderterte von Metern höher zu liegen gekommen und daher stärkerer Abtragung anheimgefallen, nirgends mehr, auch nicht auf den höchsten Gipfeln, sind hier noch Reste von Raibler Schichten erhalten geblieben und der Dolomit unter ihnen ist tief in Faden zergliedert worden. Unter seiner Hauptmasse, dem Schlern-Dolomit, zieht, durch das schmale Gefimse der Buchensteiner Schichten abgetrennt, so schön, wie nirgendwo anders, weithin sichtbar die niedrige Wandflucht des Mendel-Dolomits entlang. Das Vorfeld wird wieder von der Porphyryplatte gebildet, auch sie liegt hier um hunderte von Metern höher (Oberseite am Nager bei 1700 m) als bei Böls (1000—1100 m). Vgl. Bilder Taf. 10.

Während sich bisher nirgends Anzeichen dafür fanden, daß die Dolomiten-Gesteine wesentlich über ihren heutigen Rand hinaus abgesetzt worden wären, deuten hier zerstreute kleine, ganz unscheinbare Reste von Bellerophon- und Werfner Schichten, sowie Dolomit auf dem Ritten drüben, bei Sematen, darauf hin, daß die Porphyryplatte auch dort noch von dem entsprechenden Perm-Trias-Meer überflutet war, die heutige Westgrenze dieser Schichten am Dolomiten-Rand also hinter der ursprünglichen zurückbleibt. Ja, Bellerophon- und Werfner Schichten lassen sich noch weiter nach Westen, auf den Salten und bis zum Möllner Joch verfolgen, dort aber entsprechen sie im genaueren schon mehr den gleich alten Schichten jenseits des Etschtals, an der Mendel („Juditarien“, s. u.).

Breit und tief trennt der Karer-Paß (1742 m) Rosengarten und Latemar. Hier prägen zunächst andere, jüngere Vorgänge der Erdgeschichte den Dolomiten-Rand: es ist, wie wenn hier zu Zeiten, da die Täler noch ein paar hundert Meter weniger tief eingeschnitten waren als heute, das obere Fassa-Tal nach Westen, in die Gegend über Bozen, herausgeführt hätte (in seiner heutigen Linie verengt es sich unterhalb Moëna auffällig). Und bei der eiszeitlichen Vergletscherung ist viel Fassaner Eis durch den Karer-Paß nach Südwesten abgestossen — damit steht in Zusammenhang, daß hier, um Weissenstein, Spuren zentralalpiner Eises sehr spärlich sind: es ist durch das Fassaner Eis vom unmittelbaren Dolomiten-Rand abgehalten worden.

Der Latemar weicht im Bilde der Landschaft auffällig vom Rosengarten ab. Die Felsen sind bleicher, grauer, es fehlen die gelblichen Farbtöne, die am Dolomit des Rosengarten so schön leuchten. Es ist zwar auch Riffstall („Latemar-Kalk“) gleichen Alters wie der Schlern-Dolomit, hier nun aber ist die Dolomitifizierung unterblieben, bzw. nur bis zu wenigen Prozenten Magnesium- statt Calciumcarbonat fortgeschritten. In ihrem bleichen Mischgrau ragt die schroffe Fadenreihe des Latemar wirkungsvoll über die dunklen Wälder des weiten, sanft bewegten Hochlandes der Porphyryplatte auf, das sich über die Verzweigungen des Eggentals zu den „Plateaus“ von Deutschnofen—Albein hinüberzieht, um dann mit scharfem Rand, hohen Steilhängen zum Etschtal unter Bozen abzufallen — im Gegensatz der Formen und Farben eine der schönsten, großzügigsten Landschaften Südtirols.

Weit vorgeschoben sitzt dem waldigen Hochland am Weißhorn (2316 m) über Weissenstein, geradezu herausfordernd zu diesem Namen, eine Kappe wirklich fast weißen Dolomits

auf. Es dürfte Mendel-Dolomit sein, denn nahe darunter liegen schon Werfner Schichten. Die tiefer, bis zum Porphyrt hinab, folgenden Bellerophon-Schichten und der Grödnert Sandstein nun aber weisen hier Eigentümlichkeiten auf, die nicht mehr ganz mit jenen des Dolomiten-Gebietes übereinstimmen, sondern schon Anklänge an die gleich alten Schichten „Ardiariens“, des Gebietes westlich vom Etschtal, bedeuten: der Dolomiten-Rand ist hier zugleich die Grenze gegen einen in Einzelheiten etwas abweichenden anderen Ablagerungsbereich im südalpinen Trias-Meer. Dazu kommt eine auffallende tektonische Komplikation dieses Grenz- und Randgebietes. Südlich des Weißhorns und südlich des Schwarzhorns ziehen in Westsüdwest-Ostnordost-Richtung zwei Fugen durch, zwischen denen der Porphyrt so viel höher geschaltet ist, daß er im Schwarzhorn (2439 m) und Zanggen (2492 m) hoch über den Dolomit des Weißhorns (2316 m) hinaufreicht.

Die Felszenerie des Latemar klingt südwärts rasch aus mit dem Abfall zum Satteljoch (2121 m). Ohne sonderliche Formen, in im ganzen flacher Lagerung, mit nur leicht bewegter Höhenlinie, trotz quer durchschneidender Fugen, führen die Trias-Schichten, am Monte Agnello mit dunklen vulkanischen Lagen, weiter nach Süden an den Steilabfall zum Fleimser Tal vor. Hier herrscht, im Weichbild von Cavalese, die flach vortretende, mit steiler Dolomitwand abbrechende Kontur der Cornazzi (2189 m).

An der Südseite des Fleimser Tals kommt wieder die unterliegende Porphyrtplatte hervor. Mit langgestreckten Hängen, hoch hinauf bewaldet — die weiten Wälder machten den Wohlstand der alten „Generalgemeinde“ Fleims aus — steigt sie südwärts zum Fleimser Kamm hinan, der hier über 25 km weit entlang zieht, vom Kreuzspitz (2491 m) im Scheitel des Fersentals<sup>1</sup> bis zum Rolle-Paß, mit vielen mäßig (200—600 m) erhabenen schroffen Gipfeln (höchster die Cima di Cece, 2772 m; im Kriege 1915—1917 ist besonders berühmt geworden der etwas weiter westlich gelegene Cauriol, 2495 m) und seichten Scharten; manche der Gipfel schauen bis nach Meran.

Am Rolle-Paß (1970 m), der nach Primör hinunterführt, taucht der Porphyrt ostwärts unter und über ihm baut sich nun wieder, wie an den Uferer Geißeln weit im Nordwesten, die Perm-Trias-Schichtfolge der Dolomiten auf: der rote Grödnert Sandstein, darüber die von Gipslagen weiß gebänderten Bellerophon-Schichten (Perm-), dann (Trias-Formation) hoch hinauf die Werfner Schichten — über sie ragt Schlern-Dolomit zu dem unvergleichlich kühnen „Finger Gottes“ des Cimon della Pala (3185 m) auf, dem nordwestlichen Eckfeiler der Pala-Gruppe. Der Gegensatz der Formen und Farben des schlanken, hochragenden Dolomitgades zu dem sanften Hochgelände und den dunklen, stumpfen Porphyrtuppen ist nicht zu überbieten. Über sie hinweg schaut der Cimon weit in die Ferne, ein Abschlußbild des Südtiroler Dolomiten-Randes, wie es großartiger und eindrucksvoller kaum gedacht werden kann.

Zwischen Latemar und Cimon zieht sich der Riffkalk weit nach Nordosten zurück, nur in der kleinen Berggruppe der Biezzena (2491 m) östlich Predazzo ist noch ein Rest davon erhalten. Erst jenseits des Pellegrino-Tals, in der südlichen Marmolata-Gruppe, erscheint er im Großen wieder, wie im Latemar auch hier nicht dolomitisiert („Marmolata-Kalk“). Zwischen Latemar und Biezzena liegt, unmittelbar am Dolomiten-Rande, das geologisch berühmte Eruptivgebiet von Predazzo, das, anschließend an Leopold v. Buch, schon um die Wende des 18./19. Jahrhunderts zum Ausgangspunkt der geologischen Erforschung der Dolomiten geworden ist. Östlich der Biezzena, vom Lusja-Paß (2056 m) an, steigt die Porphyrtplatte hoch zu dem im Kriege 1915—1917 bekannt gewordenen Bocche-Kamm (2745 m, zwischen Travignolo- und Pellegrino-Tal).

Das Fehlen bzw. Zurücktreten des Riffkalks, ob dolomitisiert oder nicht, bestätigt gleichsam ex contrario, wie entscheidend er für die Szenerie auch des Dolomiten-Randes ist. Rosengarten und Latemar, im Blick vom Ritten her, mit dem weiten grünen Hochland

<sup>1</sup> Das südwestwärts gegen Pergine-Trient hinausziehende Fersental ist bekannt durch die deutsche Sprachinsel in seinem Hintergrund, die sich über wiederholte Umsiedlung, während des 1. und des 2. Krieges, hinweg, bis heute erhalten hat.

als Vorfeld — durch den Karer-Paß leuchtet, im Abendrot, auch noch der Simon herüber —, geben das, schier traumhafte, Gegenstück.

#### Erläuterungen zu den Dolomitenbildern

Tafel 9 oben: Der Peitlerkofel, 2877 m, über Welschellen.

Der nordwestliche Eckstein der Südtiroler Dolomiten. Unvermittelt fällt der Dolomit (zur Hauptfache Schlern-Dolomit, unter dem schneebedeckten Gesteinse Mendel-Dolomit) zu dem Vorland ab. Links kommen unter dem Dolomit die flachliegenden Werfner und Bellerophon-Schichten und der Gröbner Sandstein hervor. Der Vordergrund mit der Kirche und den Häusern gehört den Schieferbergen (Quarzporphyr) an.

unten: Der Nord-(NNW) Abfall der Seislerpitzen (Willnöß).

Links Furchetta (3027 m) und Saß Rigais (3027 m), Mitte Fernalda-Türme (2867 m), rechts Seischeda (2518 m). Felszenerie: Schlern-, zuunterst Mendel-Dolomit, darunter am Fuß des Saß Rigais und an der Seischeda Werfner und Bellerophon-Schichten. Vorne in der Mitte der Sattel der Brogles-Alm (Gröbner Sandstein), links der Beginn der Rofschöber Alpe (Porphyr). Vgl. S. 70.

Tafel 10 oben: Der Schlern vom Ritten aus

Über dem weiten Hochland, das von der Oberseite der Porphyrlatte gebildet wird — die Ortschaft in der Bildmitte ist Böls —, baut sich der Dolomiten-Rand auf. Auf dem Schlern-Dolomit (links die Schlern-Baden) liegen, das Schlern-Plateau tragend, die Raibler Schichten (vgl. S. 71). Zwischen Böls und den zum Ritten gehörigen waldigen Höhen des Vordergrundes entschwindet die Schlucht („Kunterweg“) des Eisak-Tales dem Blick.

unten: Der Rosengarten vom Ritten aus.

Die Ortschaft rechts ist Steinegg (im Porphyrgelände); links davon kommt zwischen Schlern (dem noch die runde, bewaldete Kuppe des Ischafon angehört) und Rosengarten (rechts vom Ischafon die Bjolettürme) das Tierfer Tal hervor (vgl. S. 72). Am Fuß des Rosengartens (Schlern-Dolomit) weit hin entlangziehend das Gesteinse des Mendel-Dolomits; die Hänge darunter werden von Werfner und Bellerophon-Schichten gebildet, die hier viel höher liegen als rechts unter dem Ischafon, wo sie aus dem Wald vorschauen (vgl. S. 72).

# Adamello — Presanella ... heute

Von Norbert Gatti, Linz

Zweifellos ist das Gebiet des Adamello und der Presanella einer der großartigsten Bergräume der Ostalpen. Weite Gletscher und formschöne, hochragende Gipfel erwarten den Bergsteiger und öffnen ihm bisweilen eine Schau von den schneehellen Viertausendern der nahen Schweizer Berge bis in die oberitalienische Ebene. Der bescheidenere Bergwanderer wird belohnt durch eine Fülle schönster hochalpiner Landschaftsbilder; er erlebt prachtvolle Gletscherzenerien, urweltartig wilde Bergtäler, stäubende Wasserfälle, tosende Gletscherbäche und lieblichste Bergblumen in leuchtenden Farben; einer der stärksten Eindrücke aber ist der Fels, aus dem diese Bergwelt geformt ist ... auf Schritt und Tritt nur härtester, blanker Granit und heller Tonalit. Stundenlang schreitet man hier auf manchen Bergwegen nur über riesige, glatte Granitplatten, und ist man eingetreten in die Region der Hochfars, so ist es wieder der Granit; in ungeheuren Bergstürzen mit oft haushohen Blöcken liegt er dort, wild durcheinandergeworfen. Es ist dann nicht leicht, sich durch diese oft kilometerlangen Zonen seinen Weg zu bahnen. Strahlt die Sonne aus blauem Himmel, dann leuchten diese Granitmauern auf wie blanker Stahl ... es fließt einem förmlich die Wärme ins Herz hinein und es ist wie eine froh klingende Einladung, in diese Räume einzutreten ... hängen aber schwere Wolken am Himmel, dann sind diese gleichen Flanken und Wände dunkel, düster, fast schwarz, und es legt sich bisweilen fast ein Gefühl der Drohung und Beklemmung auf die Seele.

Im allgemeinen ist das Gebiet des Adamello nur dem Hochtouristen und erfahrenen Bergsteiger zugänglich. Bergwege führen zumeist nur aus den Tälern heraus bis zu den Hütten, im übrigen aber ist das Gebiet vollkommen weglos und sehr einsam und verlassen. Dementsprechend sind die Möglichkeiten für den Bergwanderer, der sich an gebahnte Wege halten will, nur beschränkt, aber sie sind immerhin vorhanden und bieten dann nachhaltige Erlebnisse.

Verkehrsmäßig ist das Gebiet heute leicht zu erreichen. Es ist von herrlichen Autostraßen umschlossen, auf denen zahlreiche Postkurse vollen. Im Norden bewegt sich der Verkehr auf der Tonalestraße von Malé bis Ponte di Legno und dann weiter durch das herrliche Val Camonica nach Edölo und Brescia. Einfallstore für den Adamellobergsteiger sind hier das malerisch gelegene Bergbauerdorf Vermiglio und der Hotellort Ponte di Legno.

Auf der Ostseite aber läuft der Straßenzug von Dimato über Madonna di Campiglio nach Pinzolo, durch das Rendenatal nach Lione und von hier durch das herrliche Val Giudicaria ebenfalls nach Brescia. Für den deutschen und österreichischen Bergsteiger jedoch ist der unbedingt zweedmäßigste Ausgangspunkt die Ortschaft Pinzolo, ungefähr 800 m hoch im hintersten Winkel des Rendenatales gelegen. Sie wird erreicht entweder von Bozen aus mit Autofuhr in direkter Fahrt über die Mendel und Madonna di Campiglio oder von Trient aus in großartiger Fahrt auf einer neu ausgebauten Prachtstraße, als deren landschaftlich stärkste Momente zu nennen sind: der tiefblaue Toblinosee und die gewaltige Sarca Schlucht, nicht zuletzt aber auch die kühne technische Leistung der Straßenführung selbst, die sich außerordentlich harmonisch in den wilden Rahmen der landschaftlichen Szenerie einfügt.

Pinzolo ist heute eine stark besuchte Sommerfrische. Der Ort selbst bietet nichts. Man veräume aber nicht, die schöne Kirche zu betreten. Ebenso wenig übersehe man es, die knapp 1 km außerhalb Pinzolo direkt neben der Autostraße stehende uralte, 1539 massiv

aus Granit erbaute Chiesa di San Vigilio zu besuchen, die mit sehr schönen Fresken ausgemalt ist. Von Pinzolo aus erfolgen völlig zentral und auf raschestem Wege die Aufstiege in die Adamello-, die Presanella- und die Brenta-Gruppe.

An Karten und Führern stehen dem österreichischen Bergsteiger zur Verfügung: die Alpenvereinskarte der Adamello-Presanella-Gruppe 1:50.000, bereits 1903 erschienen, aber immer noch das überragende und beste Kartenwerk, die italienische Karte Adamello 1:50.000 des Touring Club Italiano, ebenfalls eine vorzügliche Karte und zugleich auch eine sehr gute Übersichtskarte. Dazu als Führerwerk „Der Hochtourist“, Band VI, für den Durchschnittsbergsteiger vollkommen ausreichend. Daneben gibt es noch einen hervorragenden italienischen Spezial-Adamello-Führer von S. Gagglio und S. Laeng, der sämtliche Anstiegsrouten, auch alle Neutouren und sehr viele Routenskizzen enthält und von besonderem Werte für den Kletterer ist.

Die Stützpunkte für den Bergsteiger sind:

1. Das Rifugio Mandron, 2442 m hoch, im obersten Val Genova. Ein massiver Steinbau, aber äußerst primitiv. Der Pächter, gleichzeitig tüchtiger Bergführer, spricht deutsch. Der Anmarsch zum Rifugio ist jetzt wesentlich verkürzt und erleichtert, weil von Pinzolo aus täglich mehrmals ein Jeep und ein Kurzwagen durch das Val Genova bis Vedole fährt. Von Vedole aus, 1700 m hoch, sind es dann noch schwache drei Stunden bis zum Rifugio Mandron; sehr schöner Aufstiegsweg, der mit zunehmender Höhe immer schönere Hochgebirgsbilder eröffnet, übrigens ein ehemaliger NW-Weg. Das Rifugio Mandron ist der zentralste Punkt des Adamello und ermöglicht den Aufstieg auf sämtliche Hochgipfel und Übergänge nach allen Richtungen und zu allen anderen Schutzhütten. Die landschaftliche Lage ist herrlich; alle Schönheit des Adamello ist hier konzentriert. Prachtvoll der Blick auf den Mandron- und auf den Lobbiagleitser und ihre Bergumrahmung. Die Stimmung des Raumes wird erhöht durch mehrere kleine Bergseen, die Laghi del Mandrone, die stahlgrün und azurblau in ihren Granitbecken liegen, die Gletscher spiegeln.

Vom Rifugio Mandron aus erreicht man das Rifugio Garibaldi in etwa fünf Stunden, das Rifugio Prudenzi in ungefähr sieben Stunden, das Rifugio Care Alto ebenso in etwa sieben Stunden, das Rifugio Lobbia in etwa drei Stunden. Außerdem sind zwei Übergänge direkt zum Tonalepaß möglich: über den Passo di Lago scuro und den Passo di Presena oder knapp daneben den Passo di Marocato; alle drei Wege sind landschaftlich sehr schön. Weiter besteht noch ein Weg in das Herz der Presanellagruppe über den Cercenpaß zum Rifugio Denza, Wegdauer gute acht Stunden.

In nächster Nähe des Rifugio Mandron wird gerade von der Sektion Trento des CAI ein neues großes Haus errichtet; im Rohbau ist es bereits ausgeführt und wird voraussichtlich Ende 1957 fertig dastehen. Es ist auch für den Winterbetrieb gedacht und wird Rifugio Città di Trento heißen. Der Adamello ist ja gerade hier in seinem Zentrum Mandron ein prachtvolles hochalpines Schigebiet. Bis zum neuen Haus führt bereits eine leistungsfähige Materialseilbahn, die bestehen bleiben und auch Gepäck befördern wird, wodurch die Mühe des Hüttenaufstieges mit schwerem Rucksack bedeutend erleichtert wird.

2. Das Rifugio Lobbia ist 3040 m hoch am Lobbiapaß im Zentrum des Adamello-raumes gelegen und bildet den idealsten Stützpunkt für den Hochtouristen. Alle Hochgipfel — der Adamello, der Corno Bianco, der Dossin di Genova und Monte Fumo, der Crozzon di Lares, der Corno di Cavento, der Crozzon di Fargorida, der Corno di Stabel und der stolze Care Alto — sind von dieser Hütte aus gut und rasch zu erreichen, auch leicht mehrere an einem Tage, wenn man Wetterglück hat und nicht von einer Nebelsuppe ertränkt wird. Großartig sind oft die riesigen Nebelmeere im Adamello von den hohen Gletschern und Gipfeln aus anzusehen, aber man kann auch tagelang von ihnen zugebedeckt werden. Die zwei schönsten Touren sind zweifellos der Aufstieg auf den Monte Adamello, 3554 m, über den weiten Mandrongletscher — am Adamellogipfel empfängt

den Bergsteiger der leise Ton eines Glöckleins, das dort in einem Dreifuß am Gipfelblock hängt und vom Bergwinde zum Anschlag gebracht wird —, und die weite Tour auf den Care Alto, 3462 m, wobei zwei weite Gletscher, der Lobbiagletscher und der Caregletscher, überschritten werden müssen. Das landschaftliche Erlebnis dieser zwei Bergwege ist außerordentlich reich und eindrucksvoll. Die ganze Adamellogruppe war seinerzeit Hauptkampflinie des ersten Weltkrieges und überall liegen die Überreste aus dieser Zeit noch heute in Massen herum: Telephondrähte, Drahtseile, Drahtverhaue, Stahlhelme, Karabiner, Geschützklafetten und Artilleriegeschosse, zerfallene Baracken und Seilbahnböcke, Brenn- und Bauholz.

Das Lobbiahaus ist ein massiver Granitbau, ziemlich groß, in seiner baulichen Anlage allerdings nicht sehr zweckmäßig. Das Haus ist gut bewirtschaftet, man erhält reichliche Portionen und nicht teurer als in allen anderen Hütten. Sehr freundliche Hüttenleute; deutsch wird nicht gesprochen. Stimmungsvoll ist vor der Hütte eine große Glocke, aus Geschützmetall gegossen, als Erinnerung an die Gefallenen des Adamello. Nach ihnen ist die Hütte ja eigentlich „Rifugio al Caduti dell'Adamello“ benannt. Die Glocke wird von der Hüttenwirtin täglich angeschlagen zum Ab-Läuten und immer dann, wenn sich Bergsteiger der Hütte nähern — für jeden Mann ein Glöckenschlag — oder wenn Nebel und Sturm über dem Mandrongletscher liegen. Der Glöckenton soll dann den Weg weisen. Im großen Saalzimmer der Hütte hängen unter Glas und Rahmen große Tafeln mit den Heeresberichten der italienischen Armeeführung aus den letzten Novembertagen 1918 mit „siegreichem Vormarsch über die Mendola nach Bolzano“; als Österreicher liest man dies mit Unbehagen und denkt sich seinen Teil.

3. Das Rifugio Care Alto, 2550 m, könnte im Zuge einer Durchquerung des Adamellomassivs und einer Gipfelbesteigung des Care Alto, 3462 m, für den österreichischen Bergsteiger Wert haben. Massiver Granitkasten, klein, aber ganz gemütlich, warme, kleine, holzvertäfelte Gaststube, gute Lager und Decken, gut bewirtschaftet, schwach besucht, sehr netter Hüttenwirt; er ist selbst sein bester Gast. Signore Silvio kostet fleißig seine Weine und Schnäpfe; von Beruf ist er Salamimacher in Borzago und seine Salami muß man unbedingt kosten. Die Lage des Hauses ist prachtvoll mit herrlichem Blick auf die ganze Brentaletta. Neben dem Hause steht noch eine hölzerne Kapelle der österreichischen Stellungstruppen.

4. Das Rifugio Garibaldi, 2541 m, im Val d'Avio, kommt für den österreichischen Bergsteiger nur untergeordnet in Betracht. Heute steht übrigens nur ein Erjaghaus, aber ganz gut, elektrisch geheizt, zur Verfügung. Das eigentliche Rifugio ist Stützpunkt eines riesigen Arbeiterlagers für den Kraftwerks- und Staumauernbau der Società Edison mit 3000 Mann Belag, darunter auch ein Deutscher aus München als Mineur.

Gewaltig ist die im Bau befindliche Staumauer beim Lago d'Aviolo, 70 Meter hoch, etwa eine Stunde vom Rifugio Garibaldi entfernt. Ebenso groß wird auch die zweite Staumauer unmittelbar neben dem Rifugio Garibaldi, für die gerade die vorbereitenden Arbeiten im Gange sind. Beide Baustellen, unmittelbar unter der finsternen Nordwand des Adamello gelegen, sind durch starke Seilbahnen miteinander verbunden. Tag und Nacht dröhnen jetzt die Sprengschüsse und Preßluftbohrer, und ihr Donner rollt wie ehedem das Geschützfeuer über die weiten Gletscher des Adamello; kilometerlange Stollen werden durch den massiven Granitkörper des Gebirges getrieben. Eine gigantische technische Leistung ist hier im Aufbau; statt der Soldaten von früher trifft man jetzt die Arbeiter — Sappeure, Mineure, Steinarbeiter, Ingenieure —, die hier alle in der „zona pericolosa“ den Helm tragen müssen, rot oder hellgelb; es sind prachtvolle Menschentypen darunter, kraftvolle, harte, zähe Leute mit scharf geschnittenen Gesichtern ... echte Hochgebirgsarbeiter. In einigen Jahren wird der Lärm der Arbeit wieder abklingen, es wird wieder still werden in diesem Raum. Das Landschaftsbild wird sich verändert haben; aber es wird keinen Schaden erleiden ... im Gegenteil, es wird gewinnen und der Gipfel des Adamello wird sich dann im grünen Eiswasser des Stausees spiegeln.

Auf einem kleinen Granithügel, gleich neben dem Rifugio Garibaldi, steht eine Kapelle, dem Gedächtnis der im Adamello gefallenen Soldaten des ersten Weltkrieges geweiht; man veräume nicht, sie zu betreten: massiv in Granit erbaut, mit schönen Granitssäulen als Portalschmuck, Eingangstüre massiv in Bärchenholz mit sehr schön geschnitzten Figuren, im Innern eine Decke aus dunklem Holz, ein Pylon in einem Stück aus massivem Adamellogranit gehauen, vor dem Altar ein Lorbeerkranz in Bronze mit Aufschrift „La S. F. M. ai Caduti dell'Adamello“; an den beiden Seitenwänden zwei prachtvolle Fresken, lebensgroß, mit Darstellung von gefallenen Alpini im Schneeanzug mit dem tiefverschneiten Adamello als Hintergrund; Altartisch in Granit, hinter dem Altartisch schönes Gemälde, darstellend die „Madonna dell'Adamello“ mit der finsternen Nordwand des Monte Adamello als Hintergrund. Dem religiösen Empfinden der Bevölkerung nach steht der ganze Adamello im Zeichen der Verehrung der Madonna. Ihr Bildnis trifft man überall, in allen Kirchen, in den Bergorten rund um den Adamello, am Gipfel des Adamello selbst am verfallenen Gipfelkreuz. In völliger Hochgebirgsseinsamkeit steht bei einem Bergsee auf einem Granitflos aus dem Fels herausgehauen eine Statue der betenden Madonna und hinter ihr erheben sich die wilden Nordabbrüche der Presena und der Busazza, und genau so steht am Monte Sabbione eine Bergkapelle mit einem Madonnenbilde, und hinter der Kapelle öffnet sich der wohl großartigste Fernblick auf den ganzen langgestreckten Bergraum des Adamello- und Presanellagebietes.

5. Das Rifugio Prudenzini, 2235 m, im Val Salarno auf der Südseite des Adamello, kommt für den österreichischen Bergsteiger nur in Ausnahmefällen in Frage. Die Hütte ist klein, nicht schlecht bewirtschaftet, aber sehr primitiv. Sie dient hauptsächlich als Aufstiegsbasis für die Italiener von Süden her; man erreicht dann über den Passo di Salarno den Hochfirn des Mandrongletschers, den sogenannten Pian di Nebe, und weiter das Mandron- oder Lobbiahäus. Der ganze Bergraum um die Hütte jedoch ist außerordentlich interessant. So wie hier im Val Salarno ist es in allen nach Süden ziehenden Adamello-tälern: im 12 km langen, großartigen Val di Fumo, im wilden Valle Adamè, im Val Miller, im tiefigen Kessel des Lago di Baitone. Dieser erinnert stark an unseren herrlichen Klaffertessel in den Schladminger Tauern: zahlreiche in Granitfalten gelagerte, von Granitwänden und Bergstürzen umschlossene Bergseen verschiedener Größe mit einem Wasser, klar bis auf den Grund, eisgrün und azurblau, in dem sich dann die Felsen, der Himmel und die Wolken spiegeln. In allen diesen Bergtälern sieht man heute nichts mehr von Gletschern, nur noch kümmerliche Eislappen in den hintersten Winkeln erinnern an das, was hier einmal war. Man sieht nichts als den überall zutage tretenden blanken Granit. Die Täler sind alle völlig gleich, U-förmige Trogtäler, freigelegte Becken der ehemaligen Eiszeitgletscher; man trifft nur auf geringen Pflanzenwuchs, nichts als Stein, vielfach rund geschliffen, vielfach ausgelebte Flächen nur Granitplatten, glatt poliert, keine Spur von Schutt oder Verwitterung, der Fels ist hier stahlhart, wohl aber zahlreiche ungeheure Bergstürze. Mit großer Eindringlichkeit wird man hier im Bilde dieser Landschaft an diese längst vergangene Epoche unserer Erde erinnert und man kann sich die ungeheuren Eisströme, die hier abgeflossen sind, mit größter Klarheit vorstellen. Im allgemeinen aber ist für den Bergsteiger auf der ganzen Südseite des Adamello, sofern er nicht ein besonderes Interesse hat, wenig zu holen.

6. Das Rifugio Segantini, 2372 m, im Val d'Amola ist der beste Stützpunkt für Touren im Gebiete der Presanella. Die Hütte ist klein, recht gemütliche, ausgefälschte Gaststube, gute Lager, gut bewirtschaftet, nette Hüttenleute; man spricht nicht deutsch; herrliche Lage mit großartigem Blick auf die Brenta. Für den Hüttenaufstieg wähle man, sofern man auf solche Überlegungen Wert legt, bei schönem Wetter die Zeit ab 12 Uhr mittags wegen des günstigen Lichteinfalles auf die Brentafette. Der Hüttenaufstieg führt sehr schön durch einen völlig ursprünglichen, urweltaartigen Bergraum, Dauer etwa fünf Stunden. Ausgangspunkt ist die Ortschaft San Antonio an der Straße von Pinzolo nach Madonna di Campiglio. Man veräume nicht in diesem kleinen Bergdorf die zwei Kapellen zu besuchen. Die neuere Kapelle wurde 1933 vor dem Verfall durch eine Gruppe

von Wohltätern gerettet, darunter steht an erster Stelle die berühmte Hotelierfamilie Österreicher aus Madonna di Campiglio, wie eine Widmungstafel am Eingang berichtet. Im Kircheninnern herrliche Fresken, vier große und acht kleinere, darunter in Großausführung das Abendmahl in prachtvoller Darstellung, eine Apostelgruppe und an der Stirnwand über dem Altar die Madonna mit dem Kinde. Die zweite Kapelle ist sehr alt, äußerlich fast nicht zu erkennen, mit großartigen Fresken von Segantini (leider stark verwahrlost). In nächster Nähe steht ein Bauernhaus mit einem herrlichen Fresko auf seiner Vorderfront und etwa eine halbe Stunde entfernt noch ein abgelegener Bauernhof mit einem Fresko, das noch schöner ist.

Das Rifugio Segantini ist ein hervorragender Stützpunkt besonders auch für den Alpinisten, der schwere Wege sucht, und bietet lohnende Ziele: Ostwand der Cima di Presanella (blanker Granit), Nordgrat der Cima di Presanella, Cima d'Amola, ein ausgesprochener Kletterberg, auf mehreren Wegen, Cima di Cornifelle, Cima di Scarpaco, das Kühne Horn des Monte Nero. Der schönste Aufstieg auf die Cima di Presanella, 3556 m, über den Passo Nero beginnt von der Hütte weg und gibt reiflosen Einblick in alle Kerräume der Presanella. Er öffnet zuerst den Raum des Amolagletschers; im Passo Nero wechselt man hinüber in den Raum des Kardisgletschers, aus dem man im Aufstieg über steilen Firn den Presanellagipfel erreicht. Von hier aus gewinnt man freien Einblick in den Raum des zerklüfteten Presanellagletschers, zu dem man auch absteigen kann, wenn man seine Wegführung so anlegen will.

Am Presanellagipfel trifft man eine ehemalige österreichische Artilleriestellung, ebenso auch am Cercenpaß, 3000 m, und am anschließenden Monte Cercen zahlreiche Kriegsreste an.

Vom Rifugio Segantini aus sind auch zwei Übergänge direkt zum Rifugio Denza möglich: über die Bocca d'Amola, 3061 m, landschaftlich herrlich, aber schwierig, besonders im Abstieg durch eine steile Eisrinne auf den Presanellagletscher, den man in der Zone seiner größten Zerrissenheit betritt und queren muß; dafür gewinnt man allerdings großartige Einblicke in die wilden Brüche mit der herrlichen Nordwand der Presanella als Hintergrund. Der zweite Weg führt wesentlich leichter über den Passo di Stavel, 3105 m; dabei wird der Presanellagletscher schon außerhalb seiner Bruchzonen erst sehr tief unten betreten und nur über reines Blankeis gequert. Vom Paß weg sieht man bereits das Rifugio, auf dem ganzen Wege erlebt man herrliche hochalpine Landschaftsbilder. Beide Übergänge benötigen gute sechs Stunden Gehzeit.

7. Das Rifugio Denza, 2298 m, im Val Stavel, auf der Nordseite der Presanella. Talort ist Vermiglio an der Tonalepaßstraße.

Die Hütte ist sehr schön gelegen, mit prachtvollem Blick auf die beherrschende Presanella-nordwand und freiem, weitem Blick nach Norden auf die Ortlergruppe. Die Hütte ist nicht groß, gut bewirtschaftet, man spricht auch etwas deutsch. Neben der Hütte steht auch hier noch ein hölzernes Kirchlein, erbaut von den österreichischen Stellungstruppen des ersten Weltkrieges; im Kirchlein hängt eine Erinnerungstafel an die Gefallenen des ersten Weltkrieges der Gemeinde Vermiglio mit Photos ... 55 Mann, alle in der Uniform der Kaiserjäger.

Das Rifugio Denza ist nur Stützpunkt für den Hochtouristen; der Bergwanderer kann hier nichts anderes machen, als den Weg zum Cercenpaß so lange verfolgen, bis er zum Gletscher kommt. Es lohnt sich allerdings, denn erst hoch oben auf der Moränentkone gewinnt man dann einen vollständigen und außerordentlich schönen Blick auf den Presanellagletscher mit seiner Bergumrahmung; bis dorthin ist der Weg markiert und nicht zu verfehlen und kann ruhig begangen werden.

Für den Hochtouristen gibt es im Adamello-Presanella-Gebiet zahlreiche und lohnende Ziele. Die Wegführung bereitet keine Schwierigkeiten. Weniger günstig steht es hier für den bescheidenen Bergwanderer, der sich nur an gebahnte Wege halten will, der aber auch den Wunsch und das Ziel hat, die Berggruppe reiflos zu erleben. Bergwege, Markierungen, Wegsicherungen gibt es nur in ganz geringem Umfange; Übergänge

auf Wegenanlagen, die das Wechseln in die verschiedenen Bergräume in zusammenhängender Wegführung ermöglichen würden, gibt es überhaupt nicht. Trotzdem aber braucht er das Gebiet nicht zu meiden. Auch dem bescheidenen Bergwanderer sind Möglichkeiten geboten, die ihm die volle Schönheit dieser Bergräume erschließen.

Es seien hier einige Hinweise über diese Möglichkeiten gegeben:

1. Zunächst der normale Bergweg von Vorzago im Mendental in das Val Vorzago zum Rifugio Care Alto. Von hier aus führt ein guter Bergweg, gut markiert, durch ein weiträumiges Kar nach Pozzoni am Rande des Varese-Gletschers, immerhin schon 2800 m hoch. Dort kann man über blankem Felsboden unschwer noch ziemlich ausgedehnt herumbummeln. Großartige Bergbilder öffnen sich hier; der ganze Varese-Gletscher und seine Umrahmung liegt frei da; besonders schön zeigt sich der Care Alto, prachtvolle Blicke auf Bresanella und Brenta ... ein sonnendurchstrahlter Bergtag auf Pozzoni ist ein Erlebnis. Natürlich muß man wieder zum Rifugio zurück.

Ein zweiter Wandertweg führt vom Rifugio zum Passo di Coel, 2388 m. Eigentlich kein Weg, sondern nur neu und gut markierte Wegrouete ... das Gelände ist aber gut zu gehen. Im Pässe wird man belohnt mit einem der herrlichsten Blicke auf den Care Alto und trifft dort bereits einen gut markierten Bergsteig, der durch das wilde und einsame Val Seniciaga talwärts führt in das Val Genova und nach Pinzolo. Gesamtdauer des Weges zehn Stunden.

2. Von Pinzolo durch das Val Genova nach Bedole und zum Rifugio Mandrone. Schon der Hüttenanstieg vermittelt starke Eindrücke. Von der Hütte aus verfolgt man den Weg zum Abamello-Gipfel, bis er an den Rand des Mandrongletschers stößt, immerhin auch schon wieder etwa 2900 m hoch ... bis zu diesem Punkte guter Steig und gut markiert. Man gewinnt am ganzen Wege mit zunehmender Höhe herrliche Blicke auf den Mandrongletscher und seine Umrahmung und man durchwandert die reizenden Laghi del Mandrone ... natürlich wieder am gleichen Wege zur Hütte zurück. Außerdem würde es sich lohnen, von der Hütte aus auf den Passo del Lago scuro, 2968 m, zu steigen; man erlebt den schönen Bergsee und prachtvolle Blicke auf Lobbia- und Mandrongletscher und vom Pässe weg noch zusätzlich auf der Nordseite den Blick auf die Bedretta Bisgana.

Endlich — gewissermaßen als Abstiegstroute — kann vom Rifugio aus noch der Weg zum Cercenpaß begangen werden. Es ist eine Art Höhenweg, ein einfacher Bergsteig, gut markiert. Man verfolgt ihn, bis er in das Val Cercen einmündet und steigt hier dann am besten in das Val Genova ab.

3. Zum Rifugio Segantini ... schon der Hüttenweg allein lohnt sich. Von der Hütte weg kann man noch auf einem Steiglein, gut mit Steinmandln bezeichnet, immer auf einer Moräne, meist auf der Moränenkrone bis an den Rand des Amolagletschers wandern. Man erlebt dabei sehr schön und völlig abgeschlossen den herrlichen Bergraum des Amolagletschers ... dann natürlich heißt es, wie immer, wieder umkehren und zur Hütte zurückwandern. Am ganzen Wege, selbst in den wüsten Steintrümmern, begegnet man den lieblichsten Bergblumen in leuchtenden Farben und man hat viel Freude daran, auf dem ja unbeschwertem Wege diese Blütenpracht zu beobachten.

Als Abstieg von der Hütte ist dann noch möglich der Weg zum Lago di Cornisello, eigentlich kein Weg, sondern nur eine Wegrouete, aber sehr gut bezeichnet mit Steinmandln, rot markiert und geländemäßig gut zu gehen. Vom Lago di Cornisello an trifft man wieder einen Steig und eine Markierung, kommt zum tiefer liegenden zweiten See und steigt dann rasch und steil ab in das Val Rambrone ... am ganzen Wege ständig wechselnd herrliche Blicke auf die Brenta. Man erreicht das Val Rambrone schon sehr tief unten bei einer Brücke in wildromantischer Umgebung angesichts stürzender Wasserfälle, kann von hier aus auf einem guten Bergsteig und markiert sofort wieder hochsteigen auf den Passo di Rambrone, 2452 m, und wandert von dort weiter zum Lago Gelato, 2386 m, zu einem herrlichen Bergsee. Es folgen dann noch einige kleinere Bergseen, und man tritt dann

ein in den Strahlungsbereich des berühmten Kurortes und Wintersportplatzes Madonna di Campiglio, so kommt man nach einem langen Wandertwege durch eine stille Bergwelt in das lebhaftere Treiben eines Bergkäfts, der Seggiobia da Laghi, mit dem man dann sehr gerne und vergnügt die Talsfahrt antritt. Hat man Glück, kann man die Brenta in großartiger Erscheinung in brennendem Alpenglühn erleben. Im übrigen: Auch am Lago di Cornisello wird gerade eine Großarbeitsstätte für den Bau einer Riesenstaumauer vorbereitet, die Seilbahnen laufen bereits. Der Reiz und die Schönheit dieses langen Bergweges wird aber dadurch nicht beeinträchtigt. Der Lärm und die Technik des Arbeitsraumes werden sehr rasch von der Raumweite und fast urtümlichen Wildheit dieser etwas abgelegenen Bergwelt verschlungen.

4. Wer auch noch den schönen Bergraum des Presanellagletschers erleben will, kann als bescheidener Bergwanderer nur vom Talorte Vermiglio aus durch das schöne Val Stabel zum Rifugio Denza ansteigen und von dort noch auf sehr gutem, markiertem Steig in Richtung Cercenpaß bis an den Rand des Presanellagletschers weiterwandern. Erst ganz oben gewinnt man dann einen vollkommen freien und großartigen Blick auf den zerklüfteten Gletscher und seine Bergumrahmung ... der Weg hat sich gelohnt ... dann freilich heißt es wieder umkehren.

Wer die hier aufgezeigten Wege als einfacher Bergwanderer gegangen ist, hat einen vollkommenen Einblick in die wesentlichsten und schönsten Räume der Adamello-Presanella-Gruppe gewonnen und wird ein tiefes und starkes Erlebnis dieser herrlichen Berge mit nach Hause nehmen.

Ein Begriff für sich und einer der großartigsten Eindrücke ist das Val Genova, ein 14 km langes Hochgebirgstal, das den Adamello- und Presanellastock trennt. Das Tal zeigt urtümliche Wildheit, steile Bergflanken auf beiden Seiten, das tobende Gletscherwasser der Sarca, in der sich die rauschenden Wasser des Mandron-, des Lobbia-, des Lares- und des Nardisgletschers vereinigt haben; mächtige Wasserfälle, die über blanken Granit herunterbrechen, Wasserstaubwolken in weitem Umkreis: der herrliche Nardisfall, der Laresfall, die Cascata Seniciaga, der Cercenfall, die wilden Schluchten von Fontana buona und Nagada und der letzte hinterste Winkel bei Bedole, wo unter dem finsternen, schwarzen Granitfloh der Lobbia die Eiswasser des Mandron- und Lobbialetschers zusammentreffen ... das alles ist ein Naturwunder und gehört mit zum Schönsten in diesem Berggebiete. Zahllose riesige erratiche Blöcke liegen im Talgrund; leider werden diese Naturdenkmäler heute als wertvolle Rohstoffbasis betrachtet, sie werden gesprengt und von Steinarbeitern zu Granitquadern verarbeitet. Mit einem einzigen solchen Riesenfloh wird dabei eine Arbeitsgruppe in einem Jahre nicht fertig. Heute geht eine einfache Bergstraße von Pinzolo bis Bedole und wird schon sehr stark mit Kraftfahrzeugen befahren ... freilich, will man das Val Genova seelisch erfassen und erleben, dann muß man es durchwandern. Behütet wird diese Bergstraße an ihrer Abzweigung von der Prachtstraße nach Madonna di Campiglio von der alten Kirche von Carisolo. Unmittelbar am Eingang in das Val Genova aber steht noch eine einsame, kleine Bergkirche, etwas abseits vom Massentwege: San Stefano, an der man nicht vorbeigehen soll ... 1500 Jahre alt, auf einem mächtigen, rundgeschliffenen Granitfelsen, einem Eiszeitrelikt, erbaut, Mauern und Turm massiver Granit, eigenwillige Bauform, herrlich in die Landschaft eingefügt, von Wald umschlossen, Tannen und uraltem, mächtigem Ahorn. Zu Füßen des Kirchleins ein alter Bergfriedhof, schöner Blick auf den Talboden von Pinzolo mit der Brenta im Hintergrund, tief unten im Felstrümmerbett die Sarca im schluchtartigen Ausbruch aus dem Val Genova. Und diese Bergkirche ist an den Außenwänden und an allen Innenwänden mit lebensgroßen, herrlichen Fresken geschmückt, manches leider schon schadhast, manches aber noch in klarster Farbenpracht ... dazu ein uralter, prachtvoller Schnitzaltar mit zwei Flügeln, in der Mitteltafel eine Madonna, dazu noch über eine halbe Wandhöhe eine Inschriftstafel mit der Legende der Kirche in lateinischer Sprache und in klarsten, unbeschädigten Schriftzeichen.

Die Kirche wird auf Karl den Großen zurückgeführt, der in dieser Gegend auf einem seiner Heerzüge durchkam; daher auch der Name „Campo Carlo Magno“ oberhalb Madonna di Campiglio.

Val Genova und San Stefano, sie gehören mit zum großartigen Stille des Adamello.

In ganz besonderem Ausmaße und in großartiger Ausführung hat heute die Technik vom Adamello Besitz ergriffen und benützt ihn und seinen Wasserreichtum als Basis für die Energiegewinnung. Er ist ausschließlich Arbeitsgebiet der Società Edison, eines mächtigen Industriefkonzerns mit dem Sitze in Brescia. Man kann sagen, daß heute der ganze Adamello eine Mammutbaustelle ist. Nahe von Pinzolo, am Ausgang des Val Genova, ist eine Stauanlage. Hier wird die schäumende Sarca abgefangen und durch einen 30 km langen Stollen durch den Gebirgskopf der Brenta in den Moltenosee abgeleitet, der als Staubecken dient. Eine zweite Wasserzufuhr erhält der gleiche Stollen im Nambronetal, wo ebenso das Gletschervasser des Amolabaches abgefangen wird. Von der Autostraße aus kann man sehr schön die ganze Stauanlage und den Beginn des Stollens sehen. Am Lago Scuro, eine halbe Stunde oberhalb des Rifugio Mandron in 2664 m Höhe ist eine Großarbeitsstelle im Aufbau. Eine Staumauer wird hier errichtet, der herrliche Bergsee wird in das Netz der Staubecken einbezogen.

Am Lago di Cornisello in ungefähr 2400 m Höhe im Bresanellagebiet ist ebenfalls ein solcher Bau in Vorbereitung. Alle Seen im Nambronetal sind bereits in das Netz dieser Wasserversorgung eingespannt. Im Val Fumo, in einer Höhenlage von 1800 bis 2000 m, wird gerade bei der Malga Bissina eine der gewaltigsten Stauanlagen errichtet. Die Staumauer wird 100 m hoch werden. Tag und Nacht laufen die riesigen Kabelkräne, arbeitet die Betonfabrik; 5000 Mann sind dort beschäftigt. Nach Fertigstellung der Anlage wird das Landschaftsbild des herrlichen Fumotales vollkommen verändert sein; ein Stausee von 8 km Länge wird entstehen; in seinem blauen Wasser wird sich dann die prachtvolle Gestalt des Gardo Alto spiegeln. Für diese Niesenbaustelle wurde eine eigene großartige Hochgebirgsstraße angelegt, die Straße in das Val Daone. Sie führt bereits bis zur Baustelle Bissina in 1800 m Höhe, ist durchgehend asphaltiert, sehr breit, mit herrlich ausgebauten Haarnadelkehren und für den Verkehr bereits freigegeben. Sie wird noch längs des Stausees verlängert werden, damit die Bauern und das Vieh zu den Bergweiden kommen können. Die Straße vermittelt herrliche landschaftliche Eindrücke. Ihre Abzweigung von der großen Autostraße nach Brescia im Val Judicaria ist durch eine große Tafel kenntlich gemacht, die zum Besuche des Val Daone einlädt.

Große Stauwerke sind angelegt im Val Adamè, im Val Salarno, im Val Miller und am Lago di Baitone. Alle Hochseen des Baitonefjells werden als zusätzliche Speicher herangezogen. Alle diese Werke sind mit den Talorten durch starke Seilbahnen verbunden, aber auch Straßen führen sehr hoch hinauf. Eines der gewaltigsten Staubecken auf der Südseite des Adamello ist noch der Lago d'Arno, etwa drei Stunden von Bissina entfernt. Auf der Nordseite ist es die Niesenbaustelle beim Rifugio Garibaldi, wo der Bau erst im Beginn steht; in einiger Entfernung, etwa 200 m tiefer beim Lago d'Abiolo, ist die Staumauer schon sehr hoch aufgeführt, sie wird 70 m hoch werden. Noch weiter unten beim Lago d'Abio ist ebenfalls ein mächtiges Stauwerk. Dazu sind viele Kilometer Stollen durch den harten Fels des ganzen Gebirgsmassivs gehauen, mit deren Hilfe die Wasserführung aus den einzelnen Staubecken in die Druckstollen der Kraftwerke ganz nach Bedarf gelenkt werden kann. Im ganzen gesehen, eine gigantische technische Leistung. Dabei muß gesagt werden, daß das Landschaftsbild in den hochalpinen Kernräumen nicht gelitten hat, sondern im Gegenteil mehrfach eine Bereicherung erfährt.

In den Tälern aber, besonders im Val Judicaria und im Val Camonica von Ponte di Legno angefangen, sieht man überall Freileitungen, oft gleich drei nebeneinander, hoch an den Berghängen dahinziehen, und man erkennt schon von der Autostraße aus, daß man sich hier in einem Zentrum der Energiegewinnung befindet.

## „Rund um den Adamello“ ... ein Bergweg

Das ausgezeichnete Kartenbild der W-Adamellokarte verleitet geradezu zum Planschmieden. Und so hatte ich mir als besonders eindrucksvoll den Weg „Rund um den Adamello“ ausgeklopft. Im Hochtouristen, Band VI, Seite 213, ist diese Tour, die ja je nach Wetterlage sechs bis acht Tage beansprucht, in genau der gleichen Wegführung angegeben, wie ich sie mir selbst zurechtgelegt habe. Das wollte ich also unbedingt machen und damit wollte ich das Programm meiner Adamellotouren beginnen. In der W-Karte und in der italienischen Karte sind da überall schöne Wege eingezeichnet, und ich dachte, ein unbeschwertes Bergwandern vor mir zu haben. Es sei vorweggenommen: Von den erhofften Wegen und Markierungen war keine Spur zu sehen und es wurde bei dem unvermeidlichen schweren Rucksack, der mitgeschleppt werden mußte, eine fürchterliche Schinderei ... immerhin, heute ist das vergessen und geblieben ist die Erinnerung an das großartige landschaftliche Erlebnis dieses Bergweges.

Ende Juli 1956 wieder am Rifugio Care Alto, vom Hüttenwirt Signore Silvio freudig begrüßt und mit einem Willkommenstrunk aus einer bauchigen Weinflasche empfangen. Das Wetter war schön und ließ das Beste erhoffen. Das Rifugio hatte den Sturm der Zeiten überstanden und war genau so wie vor 40 Jahren. Damals — es war im letzten Kriegswinter 1917/18 — war ich auch hier oben. Freilich sah vieles anders aus. Rund um das Rifugio standen viele große Militärbaracken und von hier aus zogen drei Seilbahnen: die Seilbahn direkt auf den Gipfel des Care Alto — wohl eine der kühnsten Seilbahnanlagen des ganzen Krieges —, die zweite Bahn zum Lager Pozzoni am Laresgletscher ohne jede Stütze, die dritte Bahn zum Passo di Coel, wohl das kühnste, was man sich denken kann ... ohne jede Stütze, mit frei durchhängendem Seil und gute 500 m hoch über dem Karboden ... dazu lag der Schnee zwischen 7 und 8 m hoch ... das Rifugio diente damals als Lazarett ... es ist wohl verständlich, daß diese Zeit wieder mit großer Deutlichkeit in meiner Erinnerung lebendig wurde. Heute ist hier oben ja alles wieder verschwunden ... ein paar Seilbahnböcke stehen noch, ein tonnenschweres zerprengtes Geschützrohr liegt vor der Hütte und alles, was Holz ist, wandert in den Ofen des Rifugio und spendet dort behagliche Wärme ... unverändert steht weit draußen die Fackelmauer der Brenta, und der Gipfel des Care Alto schaut heute völlig rein in den blauen Himmel ... Das Kirchlein ist geblieben. Der Tag gehörte dem Raften und Schauen. Ich hatte eigentlich nicht die Absicht auf einen Gipfel zu steigen, aber dann habe ich mich doch entschlossen, auf den Care Alto zu gehen. Ein Münchner Ehepaar, das mittlerweile eingetroffen war, hatte dasselbe Ziel, und so gingen wir zusammen.

Früher Morgen ... klarer Tag ... blaßblauer Himmel ... riesiges Nebelmeer nach Süden, ein phantastischer Anblick ... aber was wird, wenn die Nebel steigen? ... Der Care Alto beginnt tot zu erglühen ... von der Hütte weg auf altem Stellungswege, sehr gut erhalten, zum Beginn eines kleinen Gletschers ... hier besonders schöner Blick auf den Gipfel ... rascher Aufstieg über steilen Firn in eine Firnmulde und weiter in Richtung „Canalone“, das ist die steile Schneerinne, die direkt zum Gipfel führt ... der Durchstieg vollzog sich rasch ... dieser Wegabschnitt ist sehr steinschlaggefährlich ... nur rasch, rasch! Der Care-Alto-Südgipfel steckt schon im Nebel ... der Gipfelblock des Hauptgipfels ist erreicht ... wir sitzen bequem in den Felsen ... es gab gerade noch einen raschen Blick auf den Cavento und den Crozzon di Lares ... dann ist es aus ... der Nebel hat uns zugedeckt ... es ist windstill ... es ist warm ... die Sonne schimmert durch den Nebel durch ... aber man sieht nichts ... wir warten drei Stunden ... umsonst ... es ist zum Verzweifeln ... also Abstieg auf den Schneegipfel und über sehr steilen Firn auf den obersten Laresgletscher ... hier, in einer Schneemulde, bei einer zerfallenen Baracke Raft ... vielleicht reißt es auf ... umsonst, also Abstieg über den Laresgletscher nach Pozzoni ... hier wieder gewartet auf den herrlichen Anblick des Care Alto ... wieder umsonst ... also Heimweg auf gut markiertem Bergsteig zum

Asugio, wo Signore Silvio bereits eine ausgezeichnete Suppe vorbereitet hat. Am Gipfel sind wir ja gewesen, aber es war doch nur eine halbe Sache.

Nach einem Tage mit sehr schlechtem Wetter wurde es wieder schön, und ich trat nunmehr meinen Weiterweg rund um den Adamello an. Mein Ziel war zunächst die Bocca di Conca, 2678 m, ein Sattel, der den Übergang in das Val Cavento auf der Südseite des Care Alto ermöglicht. Es gibt keinen Weg, wohl aber eine Markierung ... man findet sie auch dann und wann. Es ist aber besser, man geht nach der Karte und sucht sich seinen Weg selbst, bei schönem Wetter nicht zu fehlen. Das Gelände ist auch ohne Weg überraschend gut gangbar. In der Bocca herrlich warm, ein prächtiger Platz, um zu verweilen und die schöne Bergwelt zu betrachten ... heute natürlich ist der Care Alto ganz frei ... um mich herum riesige Felsblöcke ... dazwischen grüne Wiesenflecke und überall blühende Bergblumen, meine einzigen Begleiter in dieser verlassenen Welt. Den Raum vor mir kenne ich genau ... es ist der Frontabschnitt vom Care Alto nach Süden bis zum Passo di Valentino und dort drüben ist der Passo delle Bacche, 2879 m, den ich jetzt ansteuere. Und jetzt sollte ich auch meine erste Kostprobe bekommen. Laut Karte müßte hier ein guter, markierter Bergweg gehen ... es ist aber nichts davon vorhanden. Also weglos ... macht nichts ... zuerst sehr gut auf glattem Granit, da braucht's keinen Weg ... aber jetzt kommt der erste Bergsturz ... riesige Trümmer, müßt durcheinander ... das war dann mehr ein Klettern als ein Gehen ... dabei muß man sehr aufpassen ... die größten Blöcke können wackeln und stürzen ... wenn einem so etwas auf den Fuß oder den Arm oder den Rücken fällt, ist man erledigt ... das war die erste leichte Kostprobe, und ich will es gleich vorwegnehmen, es ging von nun an tagelang nur noch so weiter ... nur wurden diese Bergstürze immer größer, immer wilder ... die Sache begann mir geradezu Spaß zu machen, und ich entwickelte mich direkt zum Spezialisten eines Bergsturzgängers. Landschaftlich gab es häufig geradezu bizarre Motive. Dann kam wieder sehr gut gangbares Terrain ... Jetzt stehe ich bei der großen Moräne des kleinen Gletschers auf der Südseite des Care Alto ... überschreite den Gletscherbach und stoße auf einen sehr guten Steig, einen ehemaligen österrösterreichischen Stellungsweg, der mich rasch — und wie mühelos — in den Passo delle Bacche bringt. Da bin ich also wieder in meiner alten Stellung: Da steht noch der Seilbahnbock ... dort sind die Fundamente der Baraden, und der ganze Drahtverhauwulst ist auch noch da. Im Passo wurde jetzt ausgiebig getastet, dann kam der Abstieg in das Val Fumo. Das Drahtverhau machte Schwierigkeiten, dann ging es überraschend leicht zunächst über harte Firnfelder, dabei sehr schöne Blicke auf den Talabschluß des Fumotales und auf das Granithorn des Corno di Mezzo ... dann geht es weite Flächen über leicht geneigte Granitplatten auf eine Rampe ... es bietet sich hier eine prachtvolle Abendstimmung ... die weiten Granitflanken sind in ein mildes rotes Licht getaucht ... von dieser Rampe aus geht es steil und rasch dem Talboden zu. Ich betrete den weichen Almboden des Val Fumo und suche die Malga. Die Malga finde ich, aber die Brücke nicht. Es ist schon dunkel, und ich bleibe an Ort und Stelle ... der Boden ist weich und trocken ... der Rucksack wird zum Kopfpolster, den Zeltjack drüber und mein Quartier ist fertig ... ich war müde und habe gut geschlafen bis in den frühen Morgen ...

Dieser Morgen war klar. Ich bewundere die Schönheit dieses Bergtales. Ganz eben und schön begrünt der Talboden ... auf beiden Seiten aber ganz unvermittelt steil aufziehend, blankte Granitflanken, da und dort mit ein paar kümmerlichen Rasenflecken durchsetzt ... der Talhintergrund ein riesenhafter grauer Felsstrog ... keinerlei Berggletscherung ... großartig die Erscheinung des Care Alto, der in geschlossener Linie aus der 2000-m-Höhe des Talbodens bis zum Gipfel emporsteigt ... prachtvoll der Abschluß des Tales talwärts zu durch die ebennmäßige Bergform des Re di Castello. Im Tale stiller Friede ... niemand würde vermuten, daß 10 km talaus in gleicher Höhe der Lärm und das Dröhnen einer Mammutarbeitsstelle von 5000 Mann abläuft. Dies ist beruhigend. Die Natur ist so groß und stark und so erdrückend, daß sie auch starke Einbrüche in ihren Bereich einfach verschlingt. Hier ist die Brücke über den mächtig

angeschwollenen Fumobach ... in der Malga Fumo sind Semmen, freundliche Leute ... ich bekomme Milch ... und Fragen woher ... wohin? Ja, ich will heute weiter über den Passo della Porta, 2809 m, in das Val Adamè. Meine Frage: wie lange auf den Paß? Antwort: Oh, Oh ... due ore ... da kann ich nur lachen. Eine brauchbare Wegbeschreibung kann ich auch nicht erhalten, also Weganlage nach der Karte und nach dem Gefühl. Ich gehe fast eine Stunde durch schönen Almboden das Fumotal aufwärts ... schöne Bergbilder begleiten mich ... und komme zur Cascina di Levade, einer zerstörten Alm. Von hier aus ist erst die Scharte des Passo della Porta deutlich zu sehen und ich kann den Aufstiegsweg festlegen ... allgemeine Richtung ... pfeilgerade hoch, sehr steil direkt auf die Paßscharte zu ... zunächst sehr steiler Rasen, sehr rasch durchsetzt mit blankem Felsboden und dann eine gewaltige Bergsturzzone, die völlig durchstiegen werden muß ... ich bin dem Paß schon nahe ... da sehe ich zwei Scharten und wähle die rechte ... ich stehe oben ... das erste, der Blick hinüber auf den Adamello ... er ist schön ... und dann hinunter in das einsame, wilde Val Adamè, ein ungeheurer Granittrog, nur grauer Fels, fast nichts Grünes und im hintersten Winkel ein paar Eislappen, die vom obersten Rande des Wandrongletschers nach Süden herunterhängen ... meine Scharte aber war falsch, man kann nicht absteigen ... senkrechter Wandabbruch ... aber in dieser Scharte waren italienische Stellungen ... man sieht viele Nester ... also zurück ... 100 m Abstieg ... Halt! ... da ist ja ein Steiglein ... tadellos ... führt unter einem mächtigen Turm durch einen wilden Bergsturz fast eben durch und hinüber in die linke Scharte ... zuerst einen ganzen Wulst von Drahtverhau übersteigen, dann stehe ich in der eigentlichen Paßscharte ... ein prächtiges Plakel zum Raften ist vorhanden ... die Sonne schien warm ... es war sehr gemütlich ... ein letzter Blick zurück auf den Carè Alto und dorthin auf den Passo delle Vacche, wo ich gestern gegessen bin. Hier im Passo della Porta war ein Stützpunkt der italienischen Hauptkampflinie im Adamelloabschnitt ... das Fumotal war Niemandesland. Hier eine große Kaverne ... aha, da war das bekannte Geschütz drin ... und hier eine kleine Kaverne, da hat sich jetzt in ihrem Eingang ein großer Polster der lieblichsten Alpenblumen angejodelt ... dort ein Seilbahnbock ... Holz noch in Menge ... es war 5 Uhr nachmittags ... ich mußte dazuschauen, daß ich ins Tal komme. Der Abstieg vollzog sich überraschend leicht zunächst über Schneefelder, immer sich links haltend auf einer Gelände-rampe, immer über blanken gewachsenen Fels ... dann ein Steilabbruch, und hier treffe ich ein Steiglein, das mich rasch in den Talgrund des Val Adamè führt. Nicht weit, und ich stehe bei einer Malga, zwei Hütten, beide leer und geschlossen. Bei einer aber führt eine Stiege von außen zu einer Tür unter dem Dach ... die Türe ist offen ... dahinter ein guter Raum mit vorbereitetem Heulager ... hier bleibe ich.

Das Wetter am nächsten Morgen war schön, aber zweifelhaft, hoffentlich hält es durch. Der Weg führte mich heute aus dem Val Adamè, 2100 m, über den Passo di Pója, 2810 m, in das Val Salarno zum Rifugio Prudenziini, 2285 m. Ich hatte Glück ... da kam jemand ... es war der Guardana des Stauwerkes Val Adamè, der auf die Jagd ging und der mir den Weg auf den Passo di Pója zeigen wollte. Ein großes Stück noch taleinwärts, dann war die Paßeinschartung und auch das ganze Kar, durch das der Aufstieg gelegt werden mußte, deutlich zu sehen. Unjere Wege trennten sich nun und ich stieg zum Passe hoch in einem Gelände, wie alle Tage vorher. Am Passe angekommen, war ich überrascht, auch hier Nester einer italienischen Stellung anzutreffen. Ich blieb nicht lange, es blies ein kalter Wind. Der Abstieg vollzog sich äußerst günstig und rasch. Drei fast zusammenhängende Schneefelder, durch die man abfahren konnte, brachten mich sehr rasch tief hinunter ... dann folgte ein rund geschliffener Granitwulst, der fast bis ins Tal hinunterführte ... von einer Kuppe aus ein schöner Talblick auf die zwei Seen, den Lago di Salarno und den Lago di Dosazzo ... auch das Rifugio Prudenziini ist schon sichtbar und war nach etwas schwieriger Überwindung des Gletscherbaches — Brücke gibt es keine — bald erreicht. Es wurde meine Bleibe für heute ... die übliche Minestra und dann einen guten Wein. Ich hatte ihn mir redlich verdient. Das Rifugio wird von

Süden her von italienischen Bergsteigern gerne besucht und ermöglicht über den Passo di Salarno einen landschaftlich großartigen Übergang zu dem Mandron- oder Lobbiahaus. Dieser Weg ist deswegen sehr wertvoll, weil hier die so völlig verschiedenen Landschaftsbilder, die harte Granitlandschaft der Südseite mit der prachtvollen Gletscherlandschaft der Nordseite, in Verbindung gebracht werden können.

Der folgende Tag wäre ein schöner Tag gewesen, ging mir aber verloren infolge unrichtiger Angaben im Hochtouristen und ebenso unrichtiger Wegezeichnung in der Karte. Im Hochtouristen wird ausdrücklich Seite 213 auf ein Steiglein hingewiesen, das vom Salarnosee zum Passo Miller führt. Ich ging zum Salarnosee und suchte dann dieses Steiglein ... allerdings vergeblich, es besteht keines. Dabei kam ich in derart unweegsames Gelände, daß ich das Weitergehen aufgab und zum Rifugio Prudenzini zurückkehrte. Am folgenden Tag schlüßte es in Strömen ... ich bleibe wieder in der Hütte und trinke den guten Wein. Und erst am vierten Tag geht es wieder weiter: Vom Rifugio direkt auf den Passo del Miller, 2862 m, und Abstieg in das Val Miller, 2160 m, und weiter über den Passo del Gatto, 2355 m, zum Lago di Baitone, 2249 m. Ich steige gleich vom Rifugio weg senkrecht über steiles Gelände hoch, erreiche eine Rampe, von wo ab das Gelände dann in weiter Ausdehnung ganz geringe Neigung hat ... der Boden ist fester, blanker Granit, es ist ein herrliches Gehen über diese Granitplatten, und noch eine Überraschung ... da stoße ich auf einen Niesensteinmann und dort schon wieder einer ... die mußten doch einen Sinn haben ... also ihnen nach ... dann gabeln sich die Wegweiser ... ein Strang geht nach rechts ab ... weithin können sie verfolgt werden ... sie gehen zum Passo Romulo und ein paar gehen links weiter ... hören aber dann auf ... das ist die Richtung Passo del Miller.

Jetzt mußte ich mir den Weg wieder selbst weiter suchen ... eine Gratrippe zog da herunter, die mußte überschritten werden, dann war ich in dem Kar drin, das direkt zum Paß hinaufführt ... dazwischen lag allerdings der unvermeidliche Bergsturz ... es war der größte und wildeste von allen ... nach diesem Durchstieg ein kleiner steiler Rasenfeld, der in die Paßscharte führt, übersät von Blumen. In der Scharte natürlich Raft und Umschau ... es scheint die Sonne, aber es ziehen überall Wolken auf. Der Abstieg in das Val Miller sieht zunächst scheußlich aus ... Steiltrinne, sehr steinschlaggefährlich ... rasch durch ... aber dann löst sich alles glänzend auf und rasch ist das Val Miller erreicht. Dort draußen sehe ich einen kleinen See und ein Haus und dort einen Steig ... also hin ... ich komme zum Hause gerade recht ... ein Wolkenbruch geht herunter ... es ist ein Werkhaus ... der Wächter, ein junger Mann, empfängt mich freundlich, er stellt eine Flasche Wein auf den Tisch ... der Raum ist warm, elektrisch geheizt. Im Sommer ist der Wächter hier allein, im Winter sind sie zu zweit ... acht bis zehn Meter Schnee liegen hier ... es geht ihm gut, volle Körperpflege wird angeliefert, er bekommt Kleidung und Schuhwerk und monatlich 35.000 Lire.

Es hat zu regnen aufgehört und ich kann meinen Weg fortsetzen, diesmal wirklich ein Weg, ein schöner Bergweg, offenbar vom Werke angelegt, so erreiche ich rasch und ohne Mühe den Lago di Baitone. Hier ein großes Werk ... die Staumauer ist 67 m hoch. Das Landschaftsbild hat durch den technischen Eingriff nicht den geringsten Schaden gelitten; herrlich liegt das stahlgrüne Wasser in seinem granitumschlossenen Becken ... der Guardano, ein älterer, weitherbarer, sehr ruhiger Mann ... es gibt eine Kantine, und man bekommt auch Unterkunft in einer Arbeiterbaracke, soweit Platz ist. Sehr freundlich war der Kantinenwirt. Selbstverständlich Seilbahnverbindung mit dem Tale. Infolge eines Schlechtwettereinbruches mit pausenlosem Regen bin ich hier zwei Tage festgehalten.

Am dritten Tage muß ich gehen ... die Arbeiter kommen und brauchen den Platz ... es regnet in Strömen ... ich warte bis 9 Uhr vormittags ... es hört auf ... ich gehe mißmutig, vor allem darüber, daß ich diesen so abgelegenen und sicher schönen Bergraum bei so schlechter Wetterlage durchziehen muß ... alles schmer in Wolken ... man sieht überhaupt nichts. Mein Weg führte mich heute zum Rifugio Baitone, 2467 m, am

reizenden, kleinen Lago Rotondo und weiter über den Passo di Premassone, 2940 m, zum Rifugio Garibaldi. Das Rifugio Baitone ist unbemittelt, ein nettes, kleines Hütchen, und wird auf gutem Steig erreicht. Von dort führt ein markierter Steig über den Passo di Premassone bis zum Rifugio Garibaldi ... so wurde es mir gesagt. Am Lago Rotondo finde ich auch die große viereckige Tafel mit Wegbezeichnung „Strada Passo di Premassone ca. 3000 m segnato rosso Standard“ ... ah, dachte ich mir ... da ist er, so eine Art NW-Weg ... da gibt es nichts mehr ... es gab aber doch was. Längs des Seeufers ging das Steiglein ganz schön dahin samt Markierung ... dann aber gab es keine Strada mehr, nur noch Markierung ... dann war die Markierung auch nicht mehr zu sehen, und ich mußte mir den Weg und meinen Passo in gewohnter Weise selbst suchen ... es war alles tief in Wolken ... es war nichts zu sehen, und ich hatte keine Ahnung, wo ich jetzt inmitten der Steintrümmer meinen Passo ausnehmen sollte ... Karte heraus und die Geländezeichnung mit meiner Umgebung verglichen ... so fand ich den Weg ... passierte, schon hoch oben, wieder einen kleinen Bergsee in wilder Felsumrahmung und stiege von hier senkrecht über glatte Platten hoch, mitten auf den Paß ... es war kalt und es lag Neuschnee ... Markierung, nichts da ... Wegtafel auch keine ... und vor mir senkrechte Wandabbrüche ... da geht es bestimmt nicht ... ich suche rechts ... ausgeschlossen ... ich suche links ... stiege noch ziemlich hoch auf einen Gratkopf ... endlich, da vor mir ein roter Bagen ... dort wieder einer und jetzt hinter dem Kopf, also nicht zu sehen, die Tafel „Strada Standard“ und noch etwas: eine längere Drahtseilsicherung für das erste Stück des Abstieges ... nun war alles gelöst ... dort tief unten war die Riesenbaustelle des Rif. Garibaldi ... Das Stauwasser lag schon tiefgrün hinter der teilweise erst aufgeführten Stauwand ... nicht der geringste Arbeitslärm tönte herauf. Mein Abstieg vollzog sich rasch ... ich passiere die Baustelle und muß noch ein weites grünes Kar auslaufen ... dann stehe ich am Normalweg zum Rifugio Garibaldi, das bald erreicht ist. Ich habe großes Glück am Wege gehabt ... nicht ein Tropfen Regen ist gefallen. Am nächsten Morgen habe ich nur mehr den Weg zum Passo Brizio, 3147 m, und weiter über den Mandrongletscher zum Rifugio Mandron zurückzulegen. Zwei geistliche Herren, gute Bergsteiger, halten eine kurze Frühmesse. Das Wetter ist sehr zweifelhaft; schwarze Wolken stehen am Himmel. Beherrscht wird dieser Weg von der schönen Erscheinung des Corno di Baitone und von der finsternen, schwarzen Nordwand des Adamello, die man direkt neben sich hat. Der Weg ist markiert und wird viel begangen. Am Passo empfängt mich ein tobender Sturm ... eine wackelige Bretterhütte bietet Schutz ... Anorak und Handschuhe heraus ... pechschwarz stehen die Wolken über dem Corno Bianco und dem Pian di Neve, und ich laufe über den Mandrongletscher hinunter und muß mich gegen die Windstöße anstemmen, damit ich nicht umgeworfen werde. Tief unten, wo man den Gletscher verläßt und die Moräne betritt, ist der Sturm nicht mehr zu spüren, und ich erreiche in gemütlichem Wandertempo das Rifugio Mandron. Mein Weg rund um den Adamello ist hier beendet.

Es war ein langer und sicher auch ein mühevoller Weg. Aber er hat mir prachtvolle Eindrücke und einen vollkommenen Einblick in den Bergraum des Adamello geboten. Er hat gehalten, was ich von ihm erhofft habe, und eine tiefe und beglückende Freude erfüllte mich darüber, daß ich diesen Weg gegangen bin. Es zeichnete sich ein Wettersturz ab, und so wurde mir das Scheiden aus diesem Bergraum nicht allzu schwer. Ich stieg nach Vedole ab, wanderte das herrliche Val Genova hinaus und nahm als letzten Eindruck ein kurzes Verweilen beim Kirchlein San Stefano mit auf den Weg.

Großartig ist auch eine Umfahrung des Adamello- und Presanellaraumes auf den Autostraßen, die ihn umschließen: die Straße durch das Val Judicaria und das Val Rendena nach Pinzolo, die Straße über den Tonalepaß bis Edoles und die Straße durch das Val Camonica. Dabei möge man nicht unterlassen, vom Val Judicaria aus zwei Abstecher zu machen: die herrliche Alpenstraße in das Val Daone und vom Idrosee abzweigend die Straße bis zum Bergdorfe Bagolino. Sämtliche Straßen sind herrlich ausgebaut und man empfängt eine Fülle der schönsten Eindrücke. Immer wieder ist

man gefesselt durch den Anblick der Bergdörfer, die mit ihren eng zusammengebauten Steinhäusern mit den flachen, roten Ziegeldächern malerisch an die steilen Hänge geschmiegt daliegen. Die Siedlungen gehen bis auf 1500 m hoch; hier leben nur Bergbauern, sehr arm, aber zäh mit ihrer Scholle verbunden, prächtige Menschen. Die Äcker sind vielfach an den steilen Lehnen terrassenartig angelegt, und die Erde muß am Rücken zu den Äckern getragen werden, ein hartes Leben. Wie soll man es auf diesen Wegen versäumen, sich die vielen Kirchen, die man antrifft, auch anzuschauen; manche von ihnen enthalten prachtvolle Werke kirchlicher Kunst. Einen nachhaltigen Eindruck muß wohl auf jeden die Kirche in Breguzzo im Val Judicaria hinterlassen: großartige Fresken über die ganze Höhe der Kirchenwand mit einer Darstellung des jüngsten Gerichtes, der Auferstehung der Toten und ihr Aufstieg zum Himmel ... ihr Absturz in die Hölle und mit anderen Darstellungen aus der biblischen Geschichte ... alles in großartiger Konzeption und in leuchtenden Farben ... und herrlich im Rindenatal in der Nähe des Dorfes Pelugo die etwa 600 Jahre alte Chiesa di San Antonio di Pelugo, außen und innen mit herrlichen Fresken ausgemalen, mit ihrem überschlanken Kampanile, über dem man den Gipfel des Carè Alto aufleuchten sieht.

Man wird auch diese Fahrt rund um den Adamello sicher zu seinen schönsten Erlebnissen zählen.

Der Bergsteiger, der Bergwanderer und auch der Motortourist ... sie werden es nicht bereuen, einmal einen Teil ihrer Urlaubstage in diesen herrlichen Bergraum verlegt zu haben.



Bresanella

Aufn.: F. illi Pedrotti, Trient



Le Lobbie, Adamello

Aufn.: F. illi Pedrotti, Trient



Zm West-Ferwall: Kaltenberg (2896 m) und Pflunspitzen (2913 m) von Westen, gesehen von der östlichen Eisentalerspitze

Aufn. Brandner, Reutlingen



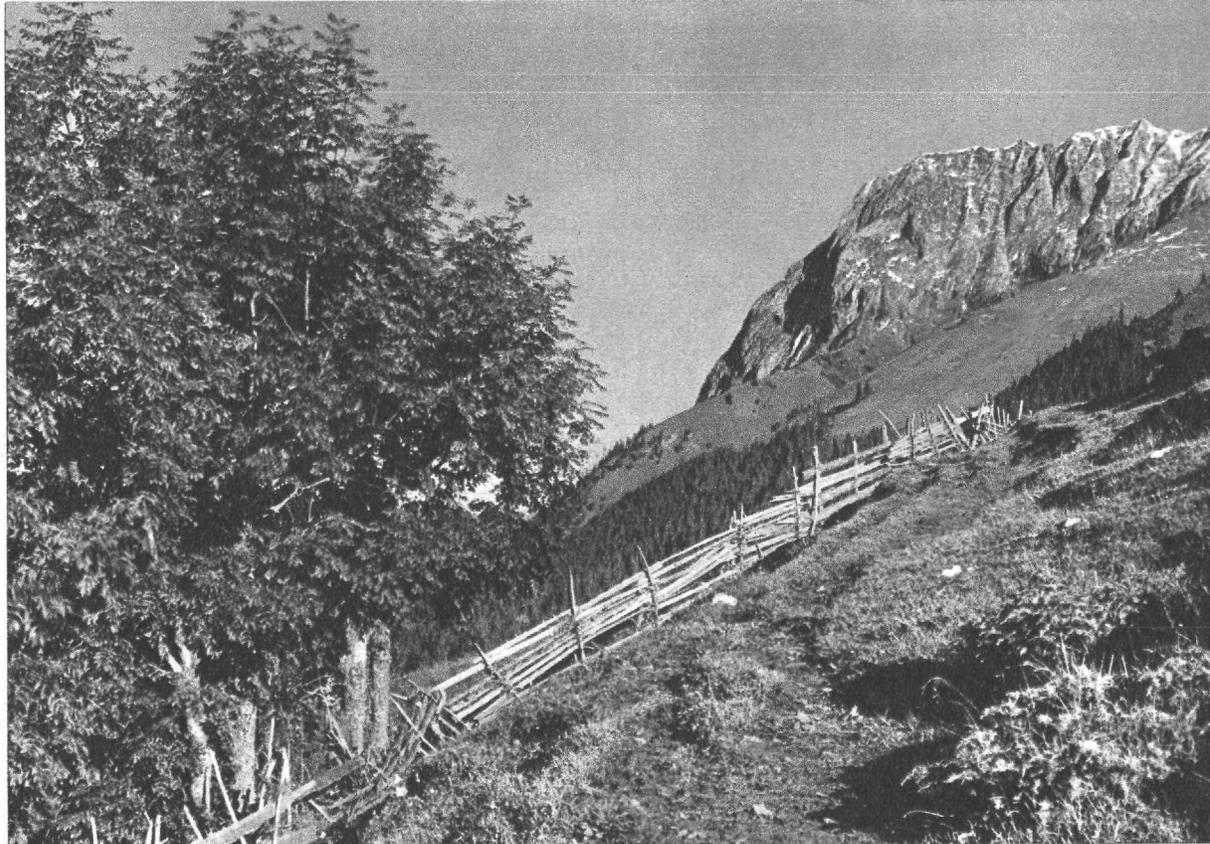
Zm Ost-Ferwall: Unweit vom Gipfel des Hohen Rifflers (3162 m). Ausblick nach SW über das obere Malfontal auf die zentrale Ferwall-Gruppe

Aufn.: Mich-Lau, Bregenz



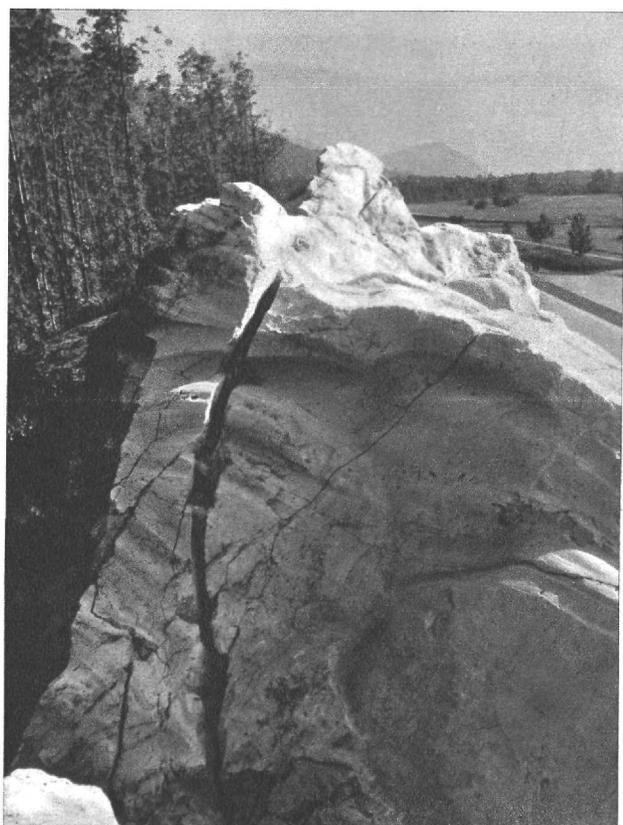
Im Paziel (Lechtaler Alpen)

Aufn.: Weingärtner, München



Die Rote Wand (Lechtaler Alpen)

Aufn.: Weingärtner, München



Gletscherschliffe bei Fischbach im Innthal (Oberbayern)

Aufn.: F. Schnitt, München

# Nochmals: Bergpioniere am Urlberg

## Diesmal auf der Fernwallseite

Von Walthar Flaig, Bludenz

Dem Alpenvereinsjahrbuch 1956 lag die schöne und wertvolle Alpenvereinskarte des Urlberggebietes bei. Aus diesem Anlaß wurde das Jahrbuch eingeleitet von einigen Artikeln über die Geologie und Meteorologie des Urlbergs, über Siedlung und Namen und schließlich über Berg- und Schipioniere am Urlberg. Im letztgenannten Beitrag wurde zwar die Schigefichte des ganzen Urlberggebietes, auch der Fernwallseite, skizziert; die Geschichte der Bergpioniere aber befaßte sich aus Raummangel nur mit der Kalkalpenseite, mit den Lechtaler und Mostertaler Alpen, nicht aber mit dem Fernwall. Dies soll hier nachgeholt werden.

Der Urlberg ist ja nicht nur eine wichtige Wasser- und Wetterscheide zwischen West und Ost, sondern auch der Ausdruck „einer Schwächelinie ersten Ranges“ im mächtigen Alpengebäude. Hier, entlang seinen Paßtälern, scheiden sich die so grundverschiedenen Formen der Nördlichen Kalkalpen mit den Lechtaler Alpen auf der Nordseite und der kristallinen Zentralalpen mit der Fernwallgruppe auf der Südseite. Die wissenschaftliche Begründung findet der Leser in dem geologischen Beitrag von Prof. R. Klebelsberg, Seite 5—13 des AV-Jahrbuches 1956 und für „Das geologische Gerüst der Lechtaler Alpen“ außerdem in dem gleichbetitelten Beitrag ihres besten Kenners, Dr. D. Ampferer (gest.), in der Zeitschrift des DAV 1913, Seite 1—25.

Der Bergsteiger kann also am Urlberg auf kleinstem Raum die erstaunliche Gegenjählichkeit der alpinen Formenwelt besonders eindrucksvoll erleben. Diesem reizvollen Gesteinswechsel von Nord nach Süd steht gar oft ein ebenso reizvoller Wetterwechsel von West nach Ost gegenüber, denn der Urlberg ist eine inneralpine Wetterscheide erster Ordnung zwischen Westen und Osten. Auch dies wird durch E. Ehart im Jahrbuch 1956, Seite 14—19, wissenschaftlich begründet. Ich möchte dem aber noch aus eigener großer praktischer Erfahrung den Hinweis beifügen, daß der Bergsteiger und Schifahrer am Urlberg häufig durch raschen Standortwechsel dem Schlechtwetter auf der einen oder anderen Urlbergseite entfliehen kann, meist natürlich von West nach Ost, aber manchmal auch umgekehrt. Ich habe es selbst oft beobachtet, daß es z. B. in Langen a. A. bedeckt war, ja sogar heftig regnete oder schneite; nach der Durchfahrt durch den Urlbergtunnel aber hat in St. Anton oder doch im Stanzertal draußen die Sonne geschienen, mindestens aber ist kein Niederschlag gefallen. Wer darum weiß, kann oft durch einen einfachen Anruf auf der anderen Seite seine verregnete Bergfahrt zum Besten wenden.

Aber auch damit hat es noch nicht sein Bewenden, wenn wir die Auswirkungen dieser Gegenjäge und zumal des Gesteinswechsels betrachten. Jedem naturnahen Bergfreund ist ja bekannt, daß mit dem Gestein z. B. auch das Pflanzenkleid wechselt. In unserem Falle hat die Pflanzenwelt überdies die Ramengebung grundlegend beeinflusst. Diesem sehr unterhaltfamen Kapitel der Urlberggeschichte sei daher ein Blatt gewidmet.

### Mit einem Arlenzweig

Die meisten der leicht zugänglichen Quellen erklären die Herkunft des Namens Urlberg aus dem mundartlichen Wort „Arle“ für die Legföhre (*Pinus mugo* Turra = *P. montana* Mill.), eine Kiefer, die auch mit Bergföhre, Krummholz, Knieholz, Latzchen oder Zundern

und vielen anderen Namen bezeichnet wird. Vereinzelt wurden aber neben anderen auch die Deutungen aus Arle = Erle, Bergerle oder gar aus Ar = Adler versucht, zumal die Form „Adlerberg“ für Arlberg früher gelegentlich Verwendung fand und dies zu begründen schien. Keiner der Deuter aber ist zur Begründung dem tatsächlichen Gebrauch der mundartlichen Form „Arle“ für die Legföhre im Arlberggebiet selber ernstlich nachgegangen, obgleich dies doch von grundlegender Bedeutung ist. Es liegt ja viel näher, anzunehmen, daß mit „Arle“ die in diesen Gebieten sehr häufige Legerle, die Berg- oder Grünerle (*Alnus viridis*), gemeint ist, wie dies z. B. im walserischen Hochkrumbach auf dem Hochtannbergpaß am Südfuß des Widdersteins der Fall ist, wo man beide Arten Leghölzer, Latschenkiefer und Grünerle, als Orla oder Orala (mit offenem ge-dehntem o) bezeichnet.

Bösmair (16)\* z. B. schrieb 1923: „Arle heißt im Klostertal die Bergerle, *alnus virid's*, welche anfangs waldförmig von Stuben an den Alfenzfluß aufwärts, immer niedriger und kleiner werdend, bis auf die Paßhöhe begleitet.“

Tatsächlich wird aber die Bergerle im Klostertal nirgends mit Arle bezeichnet, das heißt, auch Bösmair ist dem nicht an Ort und Stelle selber nachgegangen, denn er schreibt weiter: „Dann werden überhaupt die Kniehölzer, Zwerg- und Legföhren — auch Zundern, Zundern, Drusen oder Drossen und Latschen genannt — als Arlen bezeichnet.“ — Auch dies ist nämlich ein Irrtum, weil die Kiefern, Zundern oder Latschen dort nie Dros, Drosna, Drusen usw. genannt werden, mit dieser Bezeichnung vielmehr nur die Bergerlen gemeint sind.

Ich habe deshalb der Erforschung dieser interessanten Frage besonders im Jahre 1940 einige Bergtage gewidmet, und zwar auf beiden Seiten des Arlbergs im ganzen Klostertal und im Stanzertal, aber auch in allen seinen Grenzgebieten. Weil das Ergebnis dieser Untersuchung noch nicht an geeignetem Ort veröffentlicht wurde, so sei es in diesen, besonders auch dem Arlberggebiet gewidmeten Jahrbüchern in kürzester Form festgehalten.

Um jede Beeinflussung bei der Befragung auszuschließen, habe ich zunächst nie deren Zweck bekanntgegeben. Ich bin vielmehr — mit je einem Zweig der Latschenkiefer und der Grünerle in der Hand — talauf-talab, von Ort zu Ort, von Parzelle zu Parzelle gemandert, wobei ausschließlich alteingewessene, bodenständige Bauern, Bergler, Jäger, Waldauffseher usw. über deren mundartliche Namen peinlichst befragt wurden. Sie bekundeten lebhaftestes Interesse!

Diese Befragung ergab nun, daß tatsächlich zuoberst im Klostertal — und nur dort! — in Klösterle, Langen am Arlberg und Stuben-Kauz, also unmittelbar am Arlbergpaß-Westhang, die Anwohner eben diese Latschenkiefer ausnahmslos mit „Arlen“ oder rein mundartlich „Arla“, vereinzelt auch mit „Abla“ bezeichnen. Die Grünerle dagegen nennen sie ausnahmslos Drosen oder Drosä (Drosä). Beide Arten, Pinus und Alnus, Kiefer und Erle, kommen z. B. zwischen Langen und Stuben sehr reichlich vor, die Kiefer außerdem sehr häufig gegen den Arlbergpaß und gegen den Galzig hinauf. Alle die in diesem Gebiet und in unseren AB-Karten vorkommenden Flurnamen\*\* mit dem Wort „Arle“ liegen im Blickbereich und Lebensraum dieser Siedlungen und zugleich in einem reichlich mit Arlen = Latschenkiefnern bestandenen Gelände; es sind dies die Namen: „Arlemähder“ und „Arlemjattel“ zwischen Galzig und dem Schindlerstoß, „Arlberger Albon-Bleijen“ westsüdwestlich des Passes und „Arlemfallkopf“ nördlich Stuben am Arlberg. Der von der Arlbergpaßhöhe, 1802 m, über St. Christoph nach Süden in die Rosanna fließende (in der Karte 1921 aber nicht benannte) Bach heißt „Arlembach“; auch eine Alpe (Alm) dieses Namens gibt oder gab es dort. Dies alles habe ich zweifelsfrei erfragt. Mit der seltenen Form „Abla“ für Arla oder Arlen, die auch im Großen Walsertal

\* Die Ziffern in Klammern beziehen sich auf die gleichen Ziffern des kleinen Quellenverzeichnisses am Schluß des Aufsatzes.

\*\* Vgl. die AB-Karte der Lechtaler Alpen 1:25.000 von Megertler, Blatt „Arlberggebiet“ 1921, und die neue, oben erwähnte Karte von Ebster 1956.

Brauch ist, dürfte auch der verballhornte Name „Arlberg“ erklärt sein. Mit einem Arler hat er nichts zu tun!

Weil aber die Kiefer die trockene Sonnenseite, die Erle indessen die feuchte Schattenseite vorzieht und die Gesteinsverhältnisse dies noch fördern, so spricht man z. B. in Stuben am Arlberg geradezu von der **Drosseite** und meint damit die orographisch linke Schattenseite des Tales, z. B. dort wo der den Schiffahrern so wohlbekannte, mit Grünerlen dicht bestandene „Stubener Steilhang“ zur Alpe Albona hinaufzieht.

Nun kommt aber das interessante Ergebnis dazu, daß unterhalb Klösterle der Name Arla oder Arlen im Klostertal nicht mehr gebraucht wird, ja kaum bekannt ist! In Dalaas und Innerbras z. B. heißen die Laßchentiefen, wie auch sonst weitem im Vorarlberger Oberland, einheitlich nur noch „Zundra“ (Zundern) oder „Zundera“. Die Grünerle aber heißt weiterhin Drosa oder Drosastuba (stuba = Stauden), auch sagt man „im Drös“ und spricht von „einem Drös“.

Dies Wort Dros, Drosa, Drosna, Droska, Druja, Drues usw. für die Erle ist in ganz Vorarlberg, im Allgäu usw., im nahen Graubünden bei Deutschen und Rätoromanen in vielen Formen, Flur-, Orts- und Bergnamen verbreitet, z. B. Drostobel oder Drußentalp und Drußental, Drußental, Drußental, Drußental und viele andere. Auch der Drosberg, 2673 m, im Pfuntal im Ferwall, der schon um 1610 im Bludenzener Urbar irrtümlich „Drostberg“ genannt wird, verbannt den Bergerlen seinen Namen. Hier wird es offenbar, wie nötig es ist, daß solche Verballhornungen — der falsche „Drostberg“ hat sich bis 1956 gehalten! — berichtigt werden.

Die heute im ganzen deutschen, ja sogar mehrheitlich auch im romanischen Sprachgebiet bräuchliche Schreibweise Dros, Druß usw. mit einem s zwingt daher, die im Ferwallführer 1956 (9) verwendete Form „Drostberg“ abzulehnen. Es muß Drosberg heißen. Dies entspricht auch der ortsüblichen Aussprache. Das Wort ist uralt, nach Kübler vermutlich keltischen Ursprungs: drassum. Es wurde von den Rätoromanen übernommen, z. B. als draus, dros, Mehrzahl drosa (drossa) und drosas. Die Rätoromanen nannten z. B. das heute noch sehr erlenreiche Mittel etwa von Bludenz abwärts bis zum Rhein hinaus „ballis Drusiana“ bzw. „Val Druschana“, ja dieser urkundlich oft besetzte Talname lebt bei den Rätoromanen Graubündens bis in unsere Tage weiter, nennen sie doch nach Stolz (11) das Land Vorarlberg heute noch kurzerhand „Druschana“!

Dagegen ist bei den Wallern in Vech wieder der Name Arla für die Kiefer und Stuba für die Erle bräuchlich. Dort am oberen Vech begegnen wir aber dem Wort auch nochmals in der Braunarhtipfe, deren Namen K. Finsterwalder im Jahrbuch 1956, Seite 25, einen ganzen Abschnitt gewidmet hat. Auch dort ist die Kiefer gemeint.

Auf der Tiroler Seite des Arlbergs, im Stanzertal, aber werden die Legföhren in St. Anton, St. Jakob usw. ganz einheitlich mit Zundern, Zunderna bezeichnet, die Erle mit Stauda, Laubstauden oder Luderma, Ludderma und Luddermaustauda. Das Wort Arle ist hier weder für die Kiefer noch für die Erle bräuchlich. Dagegen waren einem alten Bauern in St. Jakob die Burgruine Arler bei St. Jakob, die Arlenmähder und der Arlenbach bei St. Christoph nach Lage und Namen wohl bekannt.

Die Legföhre wird aber gerade am Arlberg selber schon immer „Arle“ genannt. Dafür gibt es einen in seiner Art für die Pflanzen- und Flur-Namenkunde wohl einmaligen urkundlichen Beweis: am 27. Juli 1649 wurde der erste Markungsvertrag wegen der Weiderechtigen am Arlberg abgeschlossen zwischen der „Arlpergischen St. Christoph Bruderschaft“ und der Herrschaft Sonnenberg (Nüzibers), wobei unter anderem die „marchstaine“ auf der Ferwallseite vom Arlbergpaß nach Süden „hinauf in den Arlpergischen Altvanner“ (= Albona) beschrieben sind und gerade dort auch „neben denen zunteren oder arle am marchstain gefezt“ wird. Stolz stellt denn auch fest, daß mit dieser Gleichsetzung des Wortes „Arle“ mit „Zunter“, das ist Legföhre, der Name „Arlberg“ zu erklären ist (12) (13).

Der Name Arlen ist aber für diese Landschaft und den Paß seit 1218 auch in zahlreichen Urkunden belegt, von denen ich (nach Klübler, Stolz u. a.) nur einige wenige der frühesten nenne:

1218: „im Walde am Arlen“; 1270: „Arlenberch“; 1279: „Otto de Arlberch“; 1312: „vor dem Arlperge“; 1326: „auf den Straßen durch den Walgau über den Arlen“; 1343: „den Weg, der da geht von Landeck bis über den Arlberch“ und schon 1399: „Arlberg“, die heutige Form.

Ich begnüge mich mit diesen Feststellungen. Es gibt keinen Zweifel mehr, daß das Wort Arlberg von dem mundartlichen Wort Arla für die Bergkiefer herkommt, nachdem diese Lauschkiefern weite Flächen der Paßlandschaft bedecken und sicher früher noch viel mehr als heute.

### Der Alpenverein im Ferwall

So spiegeln sich die auffallenden Verschiedenheiten der Arlbergseiten zwischen Ost und West und der Paßlanken zwischen Nord und Süd in den mannigfachsten Erscheinungen. Sie haben nicht geringen Anteil an dem reizvollen Erlebnis einer Arlbergüberquerung. Ja sie prägen sich sogar in der alpinen Erschließungsgeschichte aus, denn die zwei Gruppen — Vechalpen und Ferwallgebirge — haben alpingeschichtlich kaum etwas Gemeinsames. Nicht einmal der vermittelnde Schi hat sie über die unmittelbar nahen Gipfel hinaus miteinander verbunden, obgleich das Herzstück der Ferwallgruppe lauter Täler umrahmt, die gerade bei dem Schizentrum St. Anton am Fuß des Passes münden: das Rosanna-Ferwall- und Schönferwalltal mit dem Fasul- und Maroital, und das Moostal. Überdies beherrschen die Gruppen des Pettneuer Riffles im Osten und des Kaltenberges bzw. der Eisentaler Spitzen im Westen die Arlberg-Paßtäler so auffallend, daß auch sie gerade auf ihrer Arlbergseite sich immer als besonders verlockende Hochziele angeboten haben, der Riffler sogar weit hinaus ins Oberinntal bei Landeck. Er ist denn auch fast der einzige Berg geblieben, der auf der Tiroler Seite frühzeitig großes Interesse gefunden hat. Denn es ist ein Hauptmerkmal der Ferwallgruppe, daß sie immer ein Stiefkind der Bergsteiger war und geblieben ist, bis heute, obgleich sich in der Erschließungszeit immer wieder Hochtouristen von Rang und Namen um ihre Gipfel beworben und deren Loblied gesungen haben. Erheben sich doch hier einige der schönsten und stolzesten Felsgipfel der Ostalpen, deren schönster — der herrliche Dreizack Batteriol — überdies die Paßlandschaft beherrscht, während der höchste und mächtigste, das gewaltige Massiv der Kuchen-Rüchelspitzen, seinesgleichen in den Ostalpen kaum hat und sich etwa neben der auffallend ähnlichen Wake Spitze im Kaunergrat sehr wohl sehen lassen kann. Nicht zu vergessen der stolze, talbeherrschende Riffler, nicht zu vergessen auch die vielen kleinen Kostbarkeiten für verwöhnte Kletterer und Einsamkeitsucher wie die wilde Fasulgruppe südlich des Batteriol, die schroffen Kucke- und Faltarpitzen und -türme, die Pflunspitzen oder die einsamen Backengrute im Bannkreis des Basschabielser Maderers, zu deren Füßen nordhalb das weltferne Märchen eines der schönsten und einsamsten Hochalpentäler träumt — das oberste Silber- tal mit seinen Hochmooren und Urwäldern.

Die Gipfelflur des Ferwalls steigt gerade mit diesen schönsten Spitzen und Massiven mehrfach über 3000, ja 3100 m empor, und trägt deshalb auch einige kleine Gletscher, die leider im Zeichen des Gletscherschwundes der letzten Jahrzehnte so zusammengeschmolzen sind, daß sie den Namen Gletscher kaum noch verdienen.

Wenngleich auch im Ferwall die Erstbesteigungen vieler Gipfel dem Hütten- und Wegebau vorausgingen, so spiegelte sich doch gerade in ihm die Erschließungsgeschichte immer am besten. Da zeichnen sich deutlich drei Zeiträume ab:

I. Schon in den achtziger Jahren wurden die drei ersten Hütten eröffnet:

Am 10. August 1885 die Konstanzer Hütte, 1768 m, der Sektion Konstanz des DÖAV am Eingang in das Fasultal und zu Füßen des riesigen Batteriois. Nur eine Woche später,

am 16. August 1885 die hochgelegene Edmund-Graf-Hütte, 2408 m, der Sektion Innsbruck des Österreichischen Touristenklubs (und späteren ÖV-Zweigges) am stolzen Hohen Riffler, einem der großartigsten Ausichtsberge der Alpen. Die Hütte wurde nach dem damaligen zweiten Präsidenten des Klubs benannt.

Im Sommer 1888 die Darmstädter Hütte, 2426 m, der Sektion Darmstadt des ÖÖAV im oberen Moostal gegenüber der Ruchenspitze und mitten in dem großartigen Taltschluß, von lauter stolzen Gipfeln umstellt.

Wie man sieht, setzte die Erschließung sehr früh ein und galt ausnahmslos den mächtigen Hauptgipfeln des Gebietes.

II. Es vergingen dann 30 Jahre, bis wieder drei Hütten die Erschließung der nachgeordneten Gebiete fortsetzen. Es wurden eingeweiht:

1907 die Wormser Hütte der Sektion Worms des ÖÖAV auf dem Kapellhochfattel, 2350 m, in herrlichster Aussichtslage, 1650 m unmittelbar über dem Montafoner Talgrund. Ihre Lage und Gebiet, die Hochjoch-Zamang-Gruppe, ist leider auf unserer Karte nicht mehr dargestellt.

1908 die Reutlinger Hütte der Sektion Reutlingen des ÖÖAV auf der wunder-schönen Wildebene, 2400 m, einer idealen Paßlandschaft zwischen der Gruppe des Kaltenberges und den Eisentaler Spitzen. Die prächtige, heimelige Hütte ist leider 1952 abgebrannt, so daß derzeit dort keine Unterkunft besteht.

1911 erbaute der Paznauner Jäger und Hüttenwirt Kathrein aus Mathon eine Hütte auf der Muttenalpe südseits vom Schafschloch in schönster Lage über dem Innerpaznaun. Sie wurde 1917 als Kathrein-Hütte vom Alpenverein angekauft und an die Sektion Konstanz des ÖÖAV weitergegeben, die sie ihrerseits 1924 an die Sektion Friedrichshafen des ÖÖAV abgetreten hat. Seither nimmt sie als Friedrichshafner Hütte, 2151 m, eine wichtige Stelle in der Hüttenreihe des Ferwall-Höhenweges ein, stand aber zunächst — mit der Heilbronner und Edmund-Graf-Hütte — noch ziemlich einsam an dieser gedachten Weglinie und Hüttenreihe entlang dem Ferwall-Hauptkamm.

III. Bis dann Ende der zwanziger Jahre wiederum drei Hütten die Lücken zu schließen begannen.

1927 die Heilbronner Hütte, 2320 m, der Sektion Heilbronn am Neckar des ÖÖAV am Werbellner Winterjöchl in prächtiger Lage hoch über dem innersten Montafon und der Mittelsilbretta gegenüber.

1928 die Kaltenberghütte, 2100 m, oberhalb Stuben-Langen auf der Alpe Albona, erbaut von der Sektion Reutlingen des ÖÖAV und besonders als Schühütte gedacht.

1931 die Niederelbehütte, 2300 m, der Sektion Niederelbe des ÖÖAV in Hamburg, am Sefjee in dem schönen einsamen Berggebiet der Madaungruppe oberhalb Kappl im Paznaun.

Mit dem Bau dieser Hütte war eine Hüttenreihe entlang dem bis dahin nur teilweise begehbaren Ferwall-Höhenweg erstellt, zwar noch immer nicht ganz lückenlos, aber doch derart, daß man von der Wormser Hütte bis zur Edmund-Graf-Hütte über die Heilbronner, Friedrichshafner (oder Konstanz) und Niederelbehütte auf Höhenwegen längs dem Hauptkamm wandern konnte. Zumal die Sektion Riel an der Oberen Fattaricharte die kleine unbewirtschaftete Riel Schühütte als Notunterkunft für 12 bis 14 Personen errichtete und so die allzu große Teilstrecke zwischen der Friedrichshafner und Niederelbehütte erleichterte. Dieser in seinem Gesamtverlauf einzigartige Ferwall-Höhenweg, der fast auf seiner ganzen Länge von dem prachtvollen Silbretapanorama begleitet wird, darf als einer der schönsten alpinen Höhenwege der Ostalpen bezeichnet werden, bedarf aber zur letzten Vollkommenheit auch noch des Ausbaues, so daß er Bludenz mit Wiesberg-Landeck verbindet. Auch wäre der — ohne Stützpunkt — noch viel zu lange „Wormser Weg“ von der Wormser zur Heilbronner Hütte durch ein Unterkunfts-haus halbwegs auf der Südseite des Walschavieler

Maderers oberhalb Gaschurn zu unterteilen, allenfalls mit einer Nothütte von der Art der Kieler Hütte am Hoppe-Sehlerweg.

### Gipfel und Gestalten im Fernwall

Die schönsten und mächtigsten Gipfel des Fernwalls liegen im Bereich der ältesten Hütten, vor allem der Konstanzer und Darmstädter Hütte, die ja ihre Willen entstanden sind. Diese Gebiete haben schon 1899 einen Herold gefunden in Dr. Carl Blodig, Bregenz, der ihnen in unserer Alpenvereinszeitschrift begeisterte Berichte widmete (1) und — damals schon ein weitgereister Hochtourenist — zu dem bemerkenswerten Urteil kam, das Fernwall mache ihm den Eindruck, „als wenn auf demselben Flächenraum weit mehr selbständige Berge stünden, als in anderen Gruppen . . .“, eine für ihn „unabstreitbare Tatsache“. Trotz diesem Hymnus Dr. Blodigs würden die Gebiete der zwei genannten Hütten, aber auch jenes der Edmund-Graf-Hütte und der Friedrichshafner Hütte, eine grundlegende und abschließende Beschreibung ihrer romantischen Bergwelt wohl verdienen, nachdem das Gebiet der Heilbronner Hütte — wiederum von Dr. Blodig — eine glänzende Darstellung erhalten hat (2) und auch das Bergreich der Niederelbehütte 1933 in unseren schönen Alpenvereinsjahrbüchern (3) und 1931 im „Bergkamerad“ (10) beschrieben wurde.

Ganz stiefmütterlich behandelt wurden aber bisher die westlichsten und östlichsten Ketten der Gruppe, die Umrahmung des Silbertales mit der Damennagruppe, ferner im äußersten Osten der vom Riffler ostwärts streichende vielgipfelige und reichgewinkelte Grat, der dann über die Bezinerispitzen nach Osten, Südosten und Norden mit hohen Steilflanken in tiefige wilde Berg- und Urwälder absinkt, kaum je von eines Touristen Fuß betreten.

Die Hochjochgruppe zwischen dem Alltal und dem Silbertal, das Gebiet der Wormser Hütte, die 1957 ihr 50jähriges Bestehen feierte, liegt einerseits so weit außerhalb des Urberggebietes im engeren Sinne, daß eine Beschreibung sich nicht recht in den Rahmen dieser Arbeit fügen würde. Sie ist andererseits aber solch ein wichtiger Eckpfeiler des Fernwalls und seines Höhenweges, daß es an der Zeit und angemessen erscheint, wenn diesem Gebiet mit dem Wormser Weg an diesem Ort einmal eine eigene Schilderung gewidmet wird.

\*\*\*

Wenden wir uns jetzt noch den höchsten Gipfeln zu:

**Die Ruchen Spitze**, 3170 m, der höchste und massigste Gipfel, ist — wie bezeichnend! — als letzter der großen Fernwallberge bestiegen worden. Wer die Gabe hat, sich in den Geist und die Verhältnisse zu Beginn der Erschließungszeit des Fernwalls vor rund 100 Jahren zurückzuversetzen und wer diesen Koloß eines Berges einmal umkreist und bestaunt hat, der wundert sich aber nicht, daß selbst so unternehmende Männer wie A. von Ruthner, F. F. Weilenmann und B. A. Specht bei ihren ersten Fahrten im Fernwall in den sechziger Jahren sich mit der Erkundung der Doppelseesharte und des Rautejochs begnügten, zumal ja die Ruchen Spitze mit der Ruchelspitze eine fast geschlossene Einheit bildet und dadurch noch viel riesiger und abweisender erscheint. Es war auch damals gar nicht leicht zu sagen, welcher der vielen Gipfel wohl der höchste sei. So kam es denn auch, daß der erste ernste Angriff auf den Koloß am 3. September 1877 zwar das gesteckte Ziel, aber nicht den höchsten Punkt, sondern den zweithöchsten Gipfel, den zweiten von Osten, erreichte, obgleich die besten und erfolgreichsten Vorarlberger Kletterer und Führerlosen, Andreas Madlener und Julius Bolland, am Werk waren. Ihre Namen sind ja mit der Erschließung der Nordrätischen und Vorarlberger Alpen für immer verknüpft: Madlener, der von 1874 bis 1884 die W-Sektion Vorarlberg führte, mit

Madlenerhaus und -spitze in der Silvretta, Bolland in der von ihm erstmals bestiegenen Bollandspitze in unserer Fernalldgruppe.

Der höchste Punkt der Ruchenspitze wurde erst sieben Jahre später, am 19. September 1884 erreicht, und zwar von Dr. W. Strauß aus Konstanz am Bodensee unter Führung des besten Baznauner Bergführers Gottlieb Lorenz aus Galtür, Stammvater der nachmals so berühmten Bergführerfamilie. Josef Ladner aus St. Anton am Arlberg war als Führerantwarter dabei. Er hat dann noch viele Reutouren im Fernald geführt, ja schon 1887 E. v. Lichtenberg aus Koburg erstmals durch die grauig-schöne Nordostwand der Ruchenspitze, und zwar im Abstieg — „eine gewaltige Leistung“. Man betrachte dazu nur das großartige Venesch-Photo dieser Wände, welches zum Artikel Dr. Blodig (1) in der *WB*-Zeitschrift 1899 gegenüber Seite 272 erschienen ist. Der Aufstieg von Strauß erfolgte aus dem Fasultal und dann von Süden her. Jetzt wird es auch offenbar, warum die Sektion Konstanz des DAV dort die erste Hütte erstellte. Dr. Strauß war ihr beliebtester Vorstand, einer der besten süddeutschen Bergsteiger jener Zeit und an der Erschließung des Fernalds wesentlich beteiligt.

Damit waren aber ja nur zwei der fünf Gipfel und nur eine Flanke der Ruchenspitze bestiegen. Es brauchte noch mehrere Jahrzehnte und manchen beherzten Mann, bis sie alle bezwungen waren. Die fünfzackige Gipfelkrone der Ruchenspitze setzt sich nach Ost und West in langen Graten fort; der riesige Westgrat stürzt überdies ungeheuer tief ins Fasultal ab. Beide Grate hat Victor Sohm, Bregenz, 1902 und 1903 als Erster begangen und damit einmal mehr gezeigt, daß er einer der besten Kletterer jener Zeit war und nicht nur der große Schipionier des Arlbergs, wie viele meinen. Womit aber die Zahl der großen Namen noch lange nicht erschöpft ist, welche mit diesem Gipfel verbunden sind. Ich nenne nur noch die Innsbrucker S. Hedenbleikner und O. Sehrig (Nordwestwand zum fünften Gipfel 1901), die Wiener M. Pfannl und Fr. Malcher (Gratübergang zur Ruchelspitze 1905). Auch unser Ludwig Purtscheller und F. Drasch haben den Berg bereits 1887 erstiegen, nachdem sie drei Stunden vorher schon die Ruchelspitze erklimmen hatten.

Die Krone aller Ruchenspitzebestiegenen ist natürlich eine West-Ost- oder Ost-West-Überschreitung über die zwei Grate und alle fünf Gipfel sowie alle Vor- und Zwischengipfel — eine der längsten Grattouren und interessantesten Überschreitungen an einem Berg der Ostalpen. Ich habe sie heute noch in eindrucksvollster Erinnerung, zumal wir — mein Freund Wolf Weidle aus Memmingen war dabei — von der Darmstädter Hütte ausgingen und daher von Osten nach Westen kletterten, so daß wir schließlich alle jeckischen und leiblichen Kräfte aufraufen mußten, um den immer noch tiefer hinabstürzenden Westgrat, der kein Ende nehmen wollte, zu bewältigen. Kaum jemals habe ich so befreit aufgetaumelt, wie damals, als uns der Berg endlich in Gnaden entlassen hat.

**Die Ruchelspitze**, 3144 m, ist nicht so massig, dafür kühner geformt als ihre größere Schwester. Sie soll — vermutlich in den sechziger Jahren? — zuerst von einem Gemsgänger aus dem Madleintal, also von Südosten her, bestiegen worden sein, um eine Signalfange für die Vermessungsbeamten aufzustellen. Der erste Tourist, der sich an ihr versuchte, war S. A. Specht aus Wien mit dem Böllele, dem bekannten Führer Franz Böll aus Mathon im Baznaun, dem Weilenmann in seinen Schriften (15) ein Denkmal gesetzt hat und der auch in meinem „Silvrettabuch“ die berechnigte Würdigung fand. Von Ischl durchs Madleintal erreichten sie aber nur den Süd- oder Borgipfel der Ruchelspitze, denn der Schwabe G. Plezinger aus Stuttgart, der 1879 mit dem Montafoner Führer Christian Zuderell aus Schruns — dem Erst- und Alleinersteiger der Drauzenfluh im Rätikon 1870 — von der Fasultseite den höchsten Punkt dann als Erster erreichte, fand auf dem Südgipfel in einer Flasche einen Zettel Spechts mit dem Vermerk „Bis hierher haben wir uns gewagt“.

Nun — ein S. A. Specht konnte sich das leisten, denn dieser außerordentliche kühne und sichere Bergsteiger, ein Allgäuer Schwabe, der in Wien lebte, zählt zu den erfolgreichsten Ostalpenpionieren überhaupt. Da er niemals auch nur eine Zeile veröffentlichte,

so wurden seine Taten nur durch seine Begleiter bekannt, z. B. durch Weilenmann, mit dem er unter anderem die Graßaglizza in der Bernina und den Biz Buin in der Silvretta als Erster bestieg, das heißt viele seiner Taten werden für immer unbekannt bleiben. Schon Strauß (14) beklagt sich, daß „... Specht leider über seine zahlreichen Erstlingsstouren nie etwas veröffentlicht hat, auch nicht zugänglich ist, andererseits die Erzählungen Bölls nicht immer als Evangelium zu betrachten sind...“. Die Wiener Alpinhistoriker sind uns noch immer die Geschichte dieser alpinen Odyssee schuldig. Specht teilt damit das Schicksal der „Zugereisten“, die um so weniger gelten, je erfolgreicher sie sich um ihre Wahlheimat bemühen.

**Der Seetopi**, 3063 m, östlich gegenüber Ruchen- und Stüchesspiße ist weitaus die edelste Berggestalt in dem herrlichen Bergkranz des Moostales. F. Bolland hat ihn schon am 8. Oktober 1876 von Norden vergeblich versucht, gab sich aber nicht geschlagen und kam wieder mit seinem Seilgefährten Baptist Hämmerle aus Dornbirn. Die beiden waren schier unzertrennlich und gelten mit Recht — zusammen mit Madlener, Strauß und Ladner, Specht und Weilenmann — als die besten Kenner und Erschließer des Ferkalls in der Frühzeit. Am 21. August 1886 erreichten sie den Gipfel von Südosten, denn er ist viel leichter zu ersteigen als der Anblick aus dem Moostal glauben macht. Die nahe, einst schön vergletscherte, aber unschwierige

**Saunspitze**, 3034 m, erstieg Weilenmann als Erster und allein am 17. August 1877. F. B. Weilenmann aus St. Gallen, Schweiz, war nämlich der weitaus kühnste und erfolgreichste Alleingänger seiner Zeit und zwischen Mont Blanc und Ostaler Wildspitze überall zu Hause. Selbst auf den großen Walliser Gletschern hat er riesige Alleinfahrten unternommen und viele Gipfel der Zentralalpen als Erster erstiegen. Uns schier ungewöhnliche aber wachsen seine Verdienste, weil dieser mutige Mann als ein glänzender, fast möchte ich sagen begnadeter Erzähler die Feder ebenso sicher und mutig führte, wie er die Technik in Fels und Eis souverän beherrschte und uns in seinen köstlichen und zugleich kostbaren, alle zeitgenössischen Berichte bergeshoch überragenden Schilderungen „Aus der Firnenwelt“ (15) ein im besten Sinne unvergängliches Bild der „Goldenen Zeit“ des Alpinismus hinterlassen hat, Schilderungen, die wir heute wie ehedem mit gleicher Spannung und schmunzelndem Behagen lesen und gerade auch seine Schilderungen aus unserem Bereich, seine Besteigung des Kaltenberges und des Balsehavieler Maderers, des Rindelspiß und Riffler, oder die brillanten Feuerwerke seiner Feuilletons von einer Stellschiffahrt durchs Stanzertal, einer Fußwanderung durchs Paznaun oder des Lebens und Treibens in Galtür oder im Montafon oder gar auf den Almhütten, in denen zu nächtigen sich die Hochtouristen damals noch gezwungen sahen. Und mit welchem Behagen schaut er selber — „eine Stinkadora schmauchend“ — auf diese glücklichen Tage zurück! — Eine seiner kühnen Alleintouren, deren Schilderung er uns hinterließ (15) führte ihn auf den

**Hohen Riffler**, 3160 m, auch Bettneuer Riffler genannt, den sein Seilgefährte von so mancher Erstbesteigung, eben unser F. B. Specht, mit dem schon genannten Böll erstmals erstiegen und dabei auch gleich seinen „doppelzackigen kühneren Zwillingbruder“, das **Blankahorn**, 3130 m, erstmals erklommen und zugleich überschritten hat.

Heute ist der Gipfel durch eine gute alpine Steiganlage von Westen her erschlossen. Dafür immer seine landschaftlich über die Rassen großartigen Nordabstürze ins Stanzertal noch innewildes Obland und Urgebirge, für Weißbte über den Nordgrat oder Nordostgrat oder über den Bettneuer Ferner aber keineswegs besonders schwierig, als ein hochromantischer Abstieg und Tieffschau, aber ohne Gegenstück im Ferkall, ja weitem in den Ostalpen. Franz Walcher 1921 bzw. Karl Huter und Karl Krall 1929 haben diese romantischen Nordführen erschlossen.

Das Blankahorn hat übrigens eine prächtige, sehr schwierige Südostwand (Karl Hagspiel und Josef Hager 1925), welche sogar mit dem fünften (?) Schwierigkeitsgrad bemessen wurde.

Noch rassistiger und sogar „äußerst schwierig“ ist die „gewaltige Nordwand“ der **Fasulwand**, 2912 m. Diese kleinere, aber um so wildere Schwester der Ruchen Spitze sei den Kletterern sehr empfohlen. Auch hier spiegeln die Erstleistungsdaten und -namen das Wesen des Berges: Erste Erststeigung — erst im Jahre 1902! — Victor Sohm und Karl Huber; Nordwand: Dr. S. Sünzinger und Willy Maier 1927, VI. Grad! (Nach heutigen Maßstäben der Alpenkala wohl höchstens V. Grad); Westgrat: Walter Stöffer und Fritz Raft 1931, V. Grad.

Hier seien auch gleich die schönen **Fasulspitzen** empfohlen, auf der anderen Talseite, vor allem die Nördliche Spitze mit dem originellen Spalt und den Klemmbänken beim Stüdanstieg. Die kühn geformte dolchgleiche **Fasulnadel** aber mit zwei Anstiegen des VI. Grades setzt mit dieser Zahl schon selber die Grenzen.

Die **Fasulspitzen**, Westliche 2997 m, Östliche 2950 m, wären beliebteste Ziele des Fernwals, stünden sie nicht im Schatten der Ruchen Spitze. Nach der Erstersteigung durch B. Hämmerle und F. Wolland 1885 zogen ihre steilen Wände und wilden Grate noch zahlreiche berühmte Bergsteiger und Führer an, unter anderen S. Wiendl, Dr. Blodig, G. Herold, F. Ladner, A. Koesel, W. Schaarschmidt und B. Trier, der 1907 mit dem Führer Roman Falsch aus St. Anton am Arlberg den rassistigen Westgrat eröffnete, eine „prachtvolle aber schwere Gratkletterei, eine der schönsten im Fernwall“ (9).

Die prächtigen Kletterberge in den Gebieten der Niederebbe und Heilbronner Hütte wurden in diesen Jahrbüchern usw. schon beschrieben (3), (2), (9). Wir können daher dorthin verweisen.

Die Anstiegsbeschreibungen und Kletterführer, auch die neuen rassistigen, von Toni Siebeler eröffneten Anstiege auf die Pflunzspitzen, findet man mit allen anderen im vortrefflichen Alpenvereinsführer Band Fernwall von Franz Malcher (9).

### Patteriol — Markstein des Arlbergs

Mit ihm wollen wir dies Fernwallkapitel schließen, denn würdiger könnte es wohl nicht geschehen. Nur wenige Alpengipfel zeigen eine so eigenwillige Gestalt, so völlig aus der Art schlagend, so einprägnant wie der Patteriol, 3059 m, wobei sich doch himmelstürmende Kühnheit, ja finstere Drohung mit dem Adel der Formen in vollendeter Harmonie gleichsam zu einem „Kunstwerk der Natur“ vereinigen. „Nur dem Löwen von Zermatt, dem Matterhorn, muß er weichen“, schrieb Strauß 1894 (14) und „die schneidigen Grate, mit denen er ostwärts ins Fasultal abstürzt, wettkämpfen mit dem berühmten Eigergrate“. Solche Vergleiche hinken zwar immer, zeugen aber doch für den großen Eindruck, den der Berg hinterläßt.

Da er auch die Ostseite der Arlbergpashöhe beherrscht und — weil er völlig freisteht — von allen Seiten wirklich wie ein zyklonischer Markstein weitum in die Alpenräume ragt, so ist es nicht verwunderlich, daß die Ingenieure der ersten großen Landestriangulation in ihm einen idealen Vermessungspunkt sahen. Mit einigen Tiroler Gemsgängern aus dem Stanzertal namens Auer, Rauch und Reich (Engelbert) und mit einem „Passlehrer Kaiserjäger“ stiegen sie — nach Strauß in den fünfziger, nach Malcher in den sechziger Jahren — durch die nachmals berühmte „Eisrinne“ von Westen auf die Spitze. Schließlich wird aus dieser Frühzeit „von einer sagenhaften Erstklimmung durch zwei junge Burschen aus Schruns Ende der sechziger Jahre“ berichtet, die aber Strauß mit Recht ins Reich der Fabel verweist, so lange keine Beweise vorliegen.

Am 9. September 1874 erfolgte die erste touristische Besteigung des Patterioles durch — S. A. Specht aus Wien mit Böll, auch sie von Westen, aber nicht durch die Eisrinne, sondern daneben im Fels, was um diese Jahreszeit weiter gar nicht wundernimmte, weil die Rinne wohl sicher böß vereist war. Weshalb es auch nicht verwunderlich ist, daß „der anerkannt tüchtige Specht“ sogar bivouakieren mußte. Strauß meint allerdings, daß „die Stanzertaler Gemsgänger ihrem verhassten Concurrenten Böll“ (der ihnen die „Herren“ und Verdienste wegschnappte, weil er schon einen guten Namen als Führer

hatte) „den rechten Weg verschwiegen, ihm vielleicht absichtlich einen falschen angegeben haben“. Nun, Specht und Böll brauchten solche Hilfe wirklich nicht.

Schon bei der nächsten Besteigung — am 16. August 1877 durch Madlener und Holland, die „Führerlosen“ aus Boratzberg, wer konnte es auch anders sein?! — hören wir, daß sie, ohne Eispickel, wie sie waren, beim Abstieg gar große Schwierigkeiten in der Eissrinne zu überwinden hatten. Ein gewisser Stedefeld aus Prag, der am 24. Juli 1881 mit Böll als nächster Tourist den Patteriol erstieg, hat dann, weil Böll sich nicht gleich zurecht fand, Zweifel an der Besteigung von Specht geäußert und an den Angaben bzw. Marschzeiten Madleners Kritik geübt. Das rief keinen Geringeren als F. P. Farrar, den englischen Putschkletterer, die Idealgestalt des alpinen Gentleman, auf den Plan. Denn Farrar, der mit Judrell am 1. August 1881 den Patteriol durch die Eissrinne bestiegen hat, ist für Madlener eingetreten und hat den „Fehdefeld“ alias Stedefeld in die Schranken gewiesen. So werden schon die ersten Besteigungen fast von lauter weitberühmten Namen getragen.

Nach Entdeckung des Südanstieges 1891 wurde dann der Westanstieg durch die steinschlägige Eissrinne bald aufgelassen. Um so mehr suchten und fanden viele berühmte Alpinisten zahlreiche neue und großartige Kletterführer über die Grate und Wände dieses stolzen Gipfels. Einige seien wenigstens angedeutet:

Die Ostwand durchkletterten 1900 Heinz von Ficker, H. Kremser und Fr. Miller.

Die Nordwand zwangen Karl Mahr und Eduard Fichtl, ebenfalls 1900.

Den Südwestgrat überkletterten Franz Malcher und Michael Pfannl 1905.

Mit der Verbindungsführe Nordwand + Ostgrat 1906 eröffneten Victor Sohm und Karl Gruber den schönsten und großartigsten Anstieg, besonders bei Überschreitung nach Süden.

Die böse gerade Nordwand durchstiegen 1921 zwei bekannte Dresdner Kletterer: Emanuel Strubich und Martin Wächter.

Noch zwei schöne Pfeiler blieben: den Nordwestpfeiler erstiegen Roman Scalat und Kurt Hauslein 1921, den Südostpfeiler begingen Walter Stöffer und Fritz Raft 1931 — fast lauter Hochtouristen von Rang und Namen, würdig des großen Zieles.

#### Die wichtigsten Quellen, die mir dienen

- (1) **Blodig**, Dr. Carl: „Aus dem Fermal“ (i). *DWA-B.* 1899, S. 259—277.
- (2) —: „Die neue Heilbronner Hütte“ (i). *DWA-B.* 1928, S. 212—228.
- (3) **Flaig**, Walthert: „Ein vorbildlich erschlossener Winkel im Fermal — die Nieberelbehütte und ihr Bergreich“ (i). *DWA-B.* 1933, S. 147—158.
- (4) —: „Eisführer Silvretta—Fermal/Bognaur—Montafon“ (i). Bergverlag R. Rothert, München 1953.
- (5) **Flaig**, F. u. W.: „Alpenpark Montafon — Führer und kleine Heimatkunde“. Verkehrsverband Montafon, Scharn 1955.
- (6) **Greischmann**, Dr. Emil: „Altes und Neues aus dem Fermal“ (i). „Alpenfreund“ 1925, S. 321.
- (7) **Rübler**, Dr. August: „Die deutschen Berg-, Fluß- und Ortsnamen des alpinen Jler-, Lech- und Sannengebietes“. Amberg 1909.
- (8) —: „Die romanischen und deutschen Ortslichkeitsnamen des Kantons Graubünden“. Heidelberg 1926.
- (9) **Malcher**, Franz: „Fermal-Gruppe“ — Alpenvereinsführer (i). Bergverlag R. Rothert, München 1956.
- (10) **Döfener**, J.: „Neue Wege im östlichen Fermal“. „Bergkamerad“ 1931, S. 329.
- (11) **Stoll**, Otto: „Verkehrsgeschichte des Alpberges im Mittelalter“. „Montifori“, Bregenz 1949, Heft 1/3, S. 1—10. (Dort weitere Quellen zum Thema.)
- (12) —: „Politisch-historische Landesbeschreibung von Nordtirol“. Archiv für österreichische Geschichte, Band 107, 1926.
- (13) —: „Anschauung und Kenntnis der Hochgebirge Tirols vor Erwachen des Alpinismus“ (i). *DWA-B.* 1927 und 1928.
- (14) **Strauß**, W.: „Die Fermal-Gruppe“ (i). „Erschließung der Ostalpen“, II. Band, S. 36—65 (Berlin 1894).

- (15) **Wellenmann, J. F.:** „Aus der Firnenwelt“. Gesammelte Schriften, I. Band., „Mätikon, Silbretta, Ferwall“ (i). Herausgegeben von W. Flaig im Bergverlag R. Kothler, München 1923.
- (16) **Bösmair, Josef:** „Die Bergnamen Vorarlbergs“. Dornbirn 1923.  
(i) = illustriert.

### Erläuterungen zu den Ferwall-Silbern

Auf Tafel 12 oben. Das bekannteste Gipfelpaar des Westferwalls. Kaltenberg, 2896 m, links, und Pflunspitzen, 2913 m, rechts. Bekannt ist vor allem der Kaltenberg als einer der ältesten und beliebtesten Ferwall-Schiberge des Arlberggebietes bei Stuben-Langen a. A. Seine Schiffsseite allerdings, die mit einem Firnentrest des ehemaligen Kaltenberggletschers bedeckte Nordflanke, ist uns abgewendet links vom Gipfel hinterm Grat zu denken. Eine hübsche, unschwierige Kletterei über den Südgrat rechts herab führt zu der langen, leichten Gratwanderung über den Verbindungsgrat zum Fuß der Pflunspitzen herüber, die mit 2913 m die höchste Erhebung im Westferwall sind und wirklich „eine trostige Felsenburg“ (Malcher). Über deren uns zugewendeten Westwandpfelder leiten ein Halbduzend raffigter Kletterführer empor (bis zum V. Schwierigkeitsgrat der Alpenkala). Man vgl. das Anliegsbild im *WZ Ferwall*, S. 65. Auf den Hauptgipfel in der Mitte führt aber auch ein unschwieriger Anstieg (I. Grad) aus der Südscharte. Nicht links und rechts vom Hauptgipfel der Nord- und Südgipfel; weiter rechts das hübsche Dreieck ist die Südliche Pflunspitze, 2869 m. Ganz rechts rückwärts der Seetopf im Mittelferwall.

Rechts unten die gletschergeschliffenen Rundhöcker der „Wildebene“, einer Paßlandschaft, wo weiter rechts die Reutlinger Hütte stand.

Diese beiden Gipfel sowie der Kamm über die Eisentalerspitzen zur Silbertaler Lohspitze sind noch ganz auf der schönen neuen *WZ*-Karte des Arlberggebietes 1956 (Beilage zum *WZ*-Jahrbuch 1956) zu finden.

Auf Tafel 12 unten. Im Bereich der Edmund-Graf-Hütte im Ostferwall. Anstatt den Anblick des hohen Rifflers — auch er ein Koloz unter den Ferwallbergen — zu bringen, zeigen wir den interessanten und eindrucksvollen Ausblick von diesem Gipfel nach Südwesten über das obere Malsontal ins Mittelferwall. Das Malsontal verrät mit seinen weichen Formen die ehemalige Gletscherfüllung, die einst zum Teil bis auf und an die Grate gereicht hat. Die Umrahmung erstreckt sich im Bild von der Roshallcharte rechts über die Riffel- und Kreuzjochspitze (mit der Madauspitze rechts dahinter) bis zum Weisklein links. Dahinter das Mittelferwall: rechts der Bildmitte das selbst auf diese Weite noch ganz gewaltige Massiv der Rächel- und Kuchenspitzen mit dem Rächelferner dazwischen. Weiter rechts die dunklen Felsadspitzen, rechts dahinter der Scheibler mit seinem Ferner und hinter ihm vorschauend der Doppelgipfel des Batteriol. Links der Bildmitte die breite bekirnte Saumspitze, über deren Nistgrat links der schwarze Zadenkamm des Seetopfes vorschaut. In gleicher Richtung (aber vor dem Saumspitzgrat) Rucklespitze und -turm. Weiter links die Fatlarspitze und die Plattköpfe im Gebiet der Niederetbehütte. Links dahinter in der Ferne der zentrale Silbrettkamm, die Gruppe des Silbretthorns.

---

Unterschrift des Verfassers: Walter Flaig, Schriftsteller, Stubenz, Memannsstraße 1

# Wandergedanken aus den Lechtaler Alpen

Von Josef Weingärtner

Wandern ist eine Tätigkeit der Beine  
und ein Zustand der Seele.

Josef Hofmüller (1872—1933)

Die Lechtaler Alpen sind das ideale Wanderland für jene, die unseren Großvätern gleich die Welt der Berge mit Behagen und genügsamer Beschaulichkeit durchstreifen möchten. Ob man will oder nicht, hier muß der Mensch wieder zum Fußgänger werden: schlechte steinige Wege, steile Bergpfade führen durch die inneren Täler, und weit und breit gibt es keine Möglichkeit, den bequem gewordenen Leib befördern zu lassen.

Doch welche Offenbarungen werden dem Wanderer zuteil, nimmt er die Plagen und Mühen des Aufstiegs zu Joch und Gipfel, die Beschwerlichkeit des Eindringens in weglosen Bergwald, in weltferne Klare auf sich: er findet Dasen des Friedens, bukolische Almdörfer, arkadische Zirbenhaine, Bergseen in höchster Abgeschlossenheit und ein hieberes, unverfälschtes Hirtenvölkchen, das wie vor Jahrhunderten sein Vieh auf die Weiden treibt und auf den steilen Grasbergen das Wildheu erntet.

Wer einmal hier gegangen ist, wird immer wieder kommen, den packt die Sehnsucht nach diesem stillen Bergland Tirols jedes Jahr und stets werden seine Augen neue Schönheit schauen. Er wird über jene lächeln, die mit Komfort und motorisierter Kraft über die Alpenpässe jagen. Sie werden nie jenes Glück verspüren, das sich nur dem geruh-samen Wanderer erschließt: die verborgene Wildheit einer Klamm, das Rauschen eines Wasserfalles, das Aroma einer Blume, den würzigen Duft einer frischen Bergmähd, den Schauer der göttlichen Einöde eines Rats, die erlösende Befreiung und süße Rast auf einem erwanderten Gipfel.

Das Schmuckstück der Lechtaler Alpen sind seine herrlichen, meist nur dem steigeisenbewehrten Wanderer vorbehaltenen Grasberge, seine hochalpinen Seen.

Die Raibler- und besonders die Köffener Schichten (letztere auch Rhät genannt) sind es, welche den Reichtum der Lechtaler Berge an Matten, Almen und Quellen begründen.

Jedes Dorf der Lechtaler Alpen hat seinen Grasberg, der durchwegs eine Höhe von 2300 m erreicht und bis zum Gipfel oder Berggrat hinauf gemäht wird. Eindrucksvoll ist ihre Steilheit und selbst die berggewohnten Einheimischen heuen an den ausgefegten Mähdern nur mit den „Eisa“ an den Füßen. Die Namloser schaffen an den Hängen des Schrißer und der Knittelkar- sowie der Engelspitze, die Wschlaber mähen den idealen Grasfegel des Egger Mutterkopfs, die Bodener haben ihre extrareichen Matten am Plöggstamm (Habart, Hochpleis). Die Gramaisser wiederum holen ihr Heu vom Lichtspitzgrat. Die Kelmener kannst du im Mahdjar oder am Kelmeryoch finden. Die Stanzacher gar scheuen nicht den zweistündigen Weg aus dem Lechtal zu ihrem Sommerdorf Fallerschein, in dem sie während eines halben Jahres wieder zu Hirten werden. Dieses Nomadentum haben auch die Einwohner von Boden bewahrt; im Juni ziehen sie mit dem wichtigsten Hausrat, ihren Kindern, mit dem Vieh, ja selbst die Schweine und Hühner werden mitgenommen, hinauf nach dem 300 m höher gelegenen Pfafflar und bleiben dort bis Allerheiligen. Auch die ganz kleinen, mit Keuchhusten befallenen Kinder werden hinaufgetragen, soll doch die würzige und reine Luft der Bergmähder die Unfälle wesentlich vermindern. Im Dorf bleiben nur ein paar alte Leute, denen das Gehen Beschwerden macht.

Die Hänge werden in zweijährigem Wechsel gemäht, jung und alt ist dann droben auf den Bergwiesen und ein herber Wohlgeruch schwebt — einem Weisrauchwöllchen gleich — über den Matten. Selbst die Kinder tragen das Heu (ihr „Binkle“) mit Eifer zum Schober, wie ein Heustock ohne Dach bezeichnet wird. Ein mit Brettern abgedeckter Heuhaufen heißt dagegen „Schoff“. Im Stanzter und Gramaisfer Tal, ferner bei Madau und Kaisers kommt das Heu der Bergmähder meist in sogenannte Billek (oder Bille), malerische Hütten, entweder aus Brettern oder aus Lärchenstämmen gefügt, die dem romantisch veranlagten Bergsteiger ein ideales Nachtlager gewähren. Wer in sich die Wanderfertigkeit des Eichendorffschen Taugenichts trägt, wird mit Vorliebe diese oft beträchtlich hoch gelegenen Heuhütten aufsuchen.

Die im Nacken getragenen Heuballen, Feart oder Burde genannt, sind bis zu zwei Zentner schwer und selbst die Frauen stehen den Männern bei der Beförderung an Ernstigkeit nicht nach. Allerdings stellte schon der Erschließer der Lechtaler Alpen, Anton Spiehler, fest, daß von den Ortschaften des Lechtals niemand gerne in die Bergdörfer, insbesondere nach Wschlab, hinaufheirate, weil man dort zu sehr „geschunden“ werde. Feuersteige, oft bis zum Gipfel führend, erleichtern auch dem Bergwanderer den Zugang und werden gerne benützt.

Das edelste Bergheu liefert der Madau, auch Bärenfenchel oder Muttern (*meum muttelina*) genannt. Manche Hänge, so beim Dreiensee ob Kamlos, im Mahdfer bei Kelmern und im Kar unterm Stansfogel („Im Stans“) liefern viele Burden dieses geschätzten Futters. Der Madau erinnert mit seinen doppelfiedrigen Blättern an die Peterzilie, doch ist deren Aufbau weitaus zierlicher. Manche Tiroler essen den Madau mit dem Hühnerweiz, daß er bei Magenbeschwerden gute Dienste leiste.

Als hervorragende, eiweißhaltige Futterpflanzen gelten noch die gelbblühende Berglinse (*Phaca alpina*) und der Alpenspißfisch (*Oxytropis campestris*). Beide werden vom Vieh mit besonderer Vorliebe gestreift. Die Einheimischen bezeichnen die Berglinse als „Kühadiatele“, da die Blüten an die Zitzen des Kuhenters erinnern. Manche Berge, so der Habart (2296 m) und die Hochpleißspitze (2351 m) im Blöziglamm bieten im Frühjahr zur Blütezeit einen hinreißend schönen Anblick; sie sind dann zu richtigen Blumenbergen geworden.

Der Botaniker unter den Bergsteigern wird auf diesen Matten manch selten gewordene Blume oder Pflanze entdecken. Der Türkenbund, jene herrliche Schöpfung, der man gerne seine Reberenz erweist, gedeiht in den östlichen Lechtalern in prachtvollen Beständen (die allerdings nicht verraten seien). Der ehemals zur Branntweinherstellung verwendete und fast ausgerottete Enzian (*Gentiana lutea*) hat sich wieder ziemlich erholt. Mit dem Weißen Germer (*Veratrum album*), einer stark giftigen Pflanze, kann er in nichtblühendem Zustand leicht verwechselt werden. Der Kundige erkennt den Unterschied auf den ersten Blick: der Germer hat starre, linear geäderte Blätter, der Enzian „milde“ (wie die Bergbauern sagen), fein und zart geäderte. Neben dem blaublühenden Eisenhut (*Aconitum Napellus*) gibt es besonders im Fallerseintal und am Sommerberg die gelbblühende Wbart (*Aconitum Anthora*). Auch diese Pflanze ist stark giftig und spielt bei der Arzneibereitung eine große Rolle. Für die Hausapotheke der Bergbauern werden besonders die goldgelben Blüten der Arnika (*Arnica montana*) gesammelt. Die aus dieser Blüte gewonnene Tinktur gilt besonders bei Quetschungen als heilkräftig. Der Heilungsprozeß geht sehr rasch vor sich, nie entstehen Entzündungen. Auch der berühmte gewordene Pfarrer Sebastian Kneipp empfiehlt die Arnikatinktur mit folgenden Worten: „Sie ist so allgemein bekannt und bei Wunden zu deren Auswaschung so allgemein in Übung, daß es mir nicht notwendig erscheint, darüber auch nur ein Wort zu verlieren.“ — Die Bergbauern sammeln auch noch die Vochfamilie (*Achillea moschata*) und das Silbermantel (*Alchemilla alpina*). Erstere wird zur Stärkung des Magens, letztere zur Behandlung von Frauenleiden — beide als Teeabsud — verwendet. Die Hirten, auf ihren zugigen Almten oftmals Erkältungskrankheiten ausgesetzt, nehmen die Blüten der Alpen-

rosen, den „Bluscht“, brühen sie ab und trinken den stark gezuckerten, aromatisch schmeckenden Tee.

In den Schluchten um Ramlos wächst die Ahlfirsche (*Prunus padus*), von den Einheimischen „Alschla“ oder „Alschne“ genannt. Der den Schatten und die Feuchtigkeit liebende Baum (auch als Strauch vorkommend), ist bis zu einer Höhe von 2000 m zu finden. Zur Blütezeit ist er mit kräftig duftenden weißen Blütentrauben übersät. Merkwürdigerweise ist dieser schöne Baum in keinem der kleineren Alpenflorabücher (auch nicht im „Hegi“) erwähnt.

Kein Bergwanderer gibt gern ein Geheimnis preis, insbesondere nicht, wenn er einen Flecken weiß, den die motorisierte Unrast unserer Tage noch unberührt ließ. Wenn es trotzdem geschieht, dann ist es die Gewißheit, daß dieser Zustand noch lange so bleiben wird. Denn keinem Behikel, mag es noch so viele Pferdestärken besitzen, wird es gelingen, jene steilen, engen und abschüssigen Bergpfade zu überwinden, die hinauf zu jener Oase der Abgeschiedenheit, nach Pfafflar, führen.

Pfafflar, am Eingang des Fundaistales (Muttekopfgebiet) liegend, hat seinen Namen vom romanischen Pavlar = Futterstelle. Hier sind die ältesten Holzhäuser Tirols. Vermutlich stammen sie aus dem 14. oder 15. Jahrhundert. Nichts stört ihre wohlausgewogenen Proportionen. Kein einziger Metallnagel wurde zu ihrem Bau verwendet. Alle Firben- oder Lärchenbalken, selbst die handgemachten Holzschränke und Tische sind nur durch hölzerne Bolzen berrnietet. Einzelne Häuser haben noch offene Feuerstellen und wer etwa abends bei den gastfreundlichen Hirten zulehrt, der ersieht, vom flackernden Herdfeuer beleuchtet, Bilder von Rembrandtscher Schönheit und Eindringlichkeit. In der Stube findet man eine merkwürdige Vorrichtung: Überm massigen, weißgetrichenen Ofen befindet sich in der hölzernen Decke eine etwa 0,5 m große, tagsüber mit einem Schiebebrett verschlossene Öffnung, das Kammerloch. Mittels Klimmzug kann man hier in die darüber befindliche Schlafstube schlüpfen. Allerdings bleibt der Zutritt nur hageren, des Kletterns kundigen, jüngeren Leuten vorbehalten. Der Zweck dieser Einrichtung besteht darin, daß man in den Schlafraum gelangt, ohne sich draußen auf dem kalten Gang zu verkühlen. Außerdem wird die Wärme des ofengeheizten Raumes nach oben geleitet. Für den Volkshändler mag es wissenswert sein, daß auch die Stuba (Stube) der Engadiner Häuser ein solches Kammerloch besitzt. Ist es da nicht naheliegend, die Auffassung zu vertreten, daß hier Rätoromanen saßen, die neben ihrer schönen Sprache auch die Lebensgewohnheiten und Baukunst ihrer eigentlichen Urheimat beibehielten? Die schindelbedeckten und steinbeschwertten Wohnstätten, wie auch die Heustädel haben besonders im Giebelaufbau das vollkommene Gleichmaß des alpenländischen Flachdachbaues. Forscher haben die Auffassung vertreten, daß diese Dachart von den Albrern stammt, die während der Bronzezeit (etwa 1800 bis 800 vor Christi) die Alpen besiedelten und im Verein mit den Kelten, Etruskern und römischen Siedlern zu den Rätern, den heutigen Rätoromanen, verschmolzen. Für die bronzezeitliche Besiedlung haben wir übrigens auch in den Lechtaler Alpen Zeugnisse, so von der Parzinnalm eine kleine Bronzefigur, Messerklingen von der Insleralm bei Ramlos und am Thaneler. Sämtliche Funde sind im Ferdinandeum zu Innsbruck.

Allerdings ist auch in den entlegenen Tälern der Lechtaler der Sinn und das Gefühl für diese harmonischen Bauten, die so wunderschön in die Landschaft hineinkomponiert sind, im Schwinden begriffen. An Stelle der alten Hütten, aus Lärchenstämmen gefügt, werden stilllose, reizlose Bretterbuden hingestellt.

Pfafflar ist ein vollkommenes Hirtenparadies geblieben. Hat dir ein gütiges Geschick die Wesensart eines Diogenes verliehen, so kehre hier zu. Man wird gerne ein Glas Milch reichen und ein Heulager in den braungebrannten, malerischen Hütten anbieten. Frühmorgens wird das Glodengebimmel der Kühe und Ziegen sowie das jauchzende Zurufen des „Goafers“ dich wecken, der seine Herde hinauf zu den saftigen Weidegründen am Hahntennjoch treibt.

Wer sich müde laufen und die Seligkeit eines vollkommenen Rastplatzes genießen will, der steige vom Hahntennjoch weiter in die nahen Zirbenhaine zu Füßen des Mutterkopfs und Spargelgrates. Die Königin des Hochwaldes kommt hier (wie auch im Alperschon) in prächtigen Exemplaren und zusammenhängenden Beständen vor. Da oben in diesem Urvenwald erinnert die Welt irgendwie an das ferne Hellas oder an das Engadin. Gleich dem heiligen Franziskus von Assisi magst du voller Nüchternheit eine jahrhundertalte, buecklige Zirbe streicheln, deine Nase in das wunderbar duftende Polster des Leimkrautes (*Silene acaulis*) stecken oder dem Flug der Schnarrheuschrecke (*Psophus stridulus*) zuschauen, deren Flügel ein pompejanisches Rot tragen. Hier hast du endlich Zeit, dein Leben zu überdenken und in das Glück der Einsamkeit wird nur das schwermütige Glockengeläut des Viehs oder das Rufen der Hirten dringen.

Die Versuche, die Zirbe vor dem Aussterben zu bewahren, sind nicht besonders erfolgversprechend. So werden die Zirbelzapfen, Greishe oder Eschurtsche genannt, von den Einheimischen fädelweis gesammelt. Die Zirbelnüsse gelten bei jung und alt, aber auch beim Tannenhäher, als besondere Lederbissen. Das feine, rötlichweiße Holz der Zirbelkiefer hat einen angenehmen Harzgeruch und ist dem Insektenfraß nicht ausgesetzt. Die Alpler verwenden es mit Vorliebe zur Herstellung ihrer Milchtare und zur Täfelung ihrer Stuben.

Im obersten Zafelseltal, das in seiner Schönheit an die Bondasca im Bergell erinnert, dann im arkadischen Obernamlösbödele gibt es noch herrliche, steinalte Lärchen. Sie bilden im Verein mit den Alpenrosenbeständen und den Latschenurwäldern eine verehrungswürdige Gemeinschaft. Hier sollte man für ein paar Tage zutreffen und rasten, um die Wahrheit des Ausspruches von Ovid zu erfahren: „Gut lebt derjenige, der im Verborgenen lebt.“

Ist es nicht erquickend, in unserer ruhelosen und lärmenden Zeit noch solche Bezirke der Erhabenheit zu wissen, die nur dem sich redlich abmühenden und bedürfnislosen Wanderer zugänglich sind?

Im Gewoge der Zechtaler Berge gibt es zahllose Übergänge, von den Einheimischen als Böchl oder Sattelle bezeichnet. Meist sind sie steil, grasig, 2000 bis 2600 m hoch und gewähren hochalpine Ausblicke. Jener Bergsteiger, der ein Freund wechselvoller Landschaftsbilder ist, wird diese Art von Bergwanderungen voller Entzücken unternehmen und dabei sublimen Stimmungen erleben. Wer etwa an einem Tag von der Heiterwand ins Gebiet der Seewissee will, muß nicht weniger als sieben Böcher überschreiten: das Steinjöchl, Galtseitejoch, Gufelsee-, Münsche-, Albit-, Streichgampen- und Oberlahmsjöchl. Gewiß ein mühseliges Auf und Ab, doch siebenmal wird ihn die Vorfreude nach dem Kommenden erregen, siebenmal wird er beglückt auf dem Böchl rasten und beseligt in neue ferne Weiten schauen. All diese Böcher haben weiter den Vorzug, daß sie fern von jeder Straße liegen und nur dem Bergfreund vorbehalten bleiben, der das Gehen auf steilen Hängen, das Wandern durch weite, stille Kare oberhalb der Waldgrenze über alles liebt.

Wie unvergeßlich wird selbst dem Vielgewanderten das Überschreiten des Galtseitejochs sein: Hunderte von Bergschafen, allerliebste Lämmer und schwarze, finster blickende Böcke klettern an den Halben des Fundaistales umher oder ruhen im kühlen Schatten einer Felswand aus. Hast du Satz bei dir, so streue es ihnen auf den Steinplatten aus und rufe sie mit den urwüchsigen Vocklauten eines Schäfers herbei. Von allen Schrofen, Matten, aus allen Winkeln, vom höchsten Berggrat springen sie mit Gebölz und Glodengebimmel herab, um gierig die köstliche Futtermürze zu lecken. Eine weitere Steigerung bringt das Gufelseejoch, für das schon Anton Spiehler begeisterte Worte fand. Das Gewoge der wildesten und formenschönsten Berge liegt in malerischer Wirkung abgeschlossen vor dem Beschauer. Draußen am Hochfuß schillert der smaragdgrüne Gufelsee — nicht leicht, daß man einen prächtigeren Rastplatz findet. Die leicht zugängliche, nahe Rogelseespiße wird selbst der eingefleischte Hochfink besteigen, reicht doch ihr Gesichtskreis bis in die Ortlergruppe.

Die vielen hochalpinen Seen, durchwegs in göttlicher Einsamkeit gelegen, geben der Landschaft die höchste, nicht mehr zu überbietende Stimmung. Meist liegen sie versteckt in irgendeiner Karwanne, genährt von einem Firnsfeld und oft noch im Sommer Eisplatten tragend. Weder das Karwendel noch das Kaisergebirge kann eine solche Vielzahl von Bergseen aufweisen. Im engeren Bereich zwischen Fern- und Flegenspaß sind etwa 25 Seelein eingestreut. Wer kennt den Dreiensee unterhalb der Wände der Namloser Wetterspitze? Nur die „Kalblen“ der Namloser Bauern verirren sich herauf in seine Verlassenheit und der Klang ihrer Glocken hallt gar feierlich in dem Bergraum wider. Droben im obersten Kofstal träumt der glasklare Grüntalsee inmitten einer weltfernen Fels- und Karlandschaft. Nur ein paar Steinbrecharten ist hier ein bescheidenes Dasein vergönnt. Der große Kofstalsee wieder ist dunkelgrün, ein Stück Agäis nach den Lechtaler Alpen verschlagen. Meist fließen die Seen in wundervollen Wasserfällen ab; am eindrucksvollsten sind die des Bittrichsees, die in feierlichem Gebraus und in zahlreichen Katarakten zum wildromantischen Brantweinboden herabstürzen.

In den abgelegenen Dörfern der Lechtaler wird vorwiegend der kraftvolle schwäbische Dialekt gesprochen. Wer sich Zeit nimmt, der auch dem Altbayern nicht gerade leicht verständlichen nasalten Mundart zuzuhören, wird vielleicht neben seiner Leidenschaft für Berge eine neue Welt entdecken, die ihm Jahr für Jahr reiche Erkenntnisse bringt und dieses Fleckchen Erde noch liebenswerter macht. Die Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit der Siedlungen hat gar manches Wortgebilde, selbst rätoromanischen Ursprungs, bis auf den heutigen Tag bewahrt; wer einmal Gefallen an diesem Stedenpferd gefunden hat, wird bald auch das weite Feld der Orts-, Flur- und Bergnamen in den Kreis seiner Betrachtungen miteinbeziehen. An stillen Winterabenden oder an Regentagen mag der Freund der Sprachforschung das „Wörterbuch der Tiroler Mundart“ des Amster Professors Dr. Josef Schatz (gestorben am 23. März 1950) zu Rate ziehen, das im Universitätsverlag Wagner, Innsbruck (bearbeitet von Dr. Karl Finsterwalder), 1956 in zwei Bänden erschienen ist.

Sehr häufig ist der Flurname Buit — etwa in Zusammensetzungen, wie Buitackre (Häselgehr), Buiterroa (Elmen), Uffere Buite (Wichlbach) oder allein stehend wie in Pfafflar; alle sind auf das mittelhochdeutsche biunt zurückzuführen. Es bedeutet das in der Nähe des Hauses gelegene, eingezäunte und besonderem Anbau vorbehaltene Grundstück. „Auf Stanzig (= Stanzach im Lechtal) auffer san ebba 200 Rible“ sagen die Namloser und meinen damit die zahllosen Wiegungen und Windungen des 10 km langen Weges. Das Wort stammt aus dem Althochdeutschen (riban), das im Mittelhochdeutschen zu riben wurde; es heißt so viel wie „durchwinden, drehen“. Bei Namlos — im Südgrat der Knittelspitze — erhebt sich der Zwiespelschrofen. Er hat seinen Namen von den Zwispala (Zwispala), das sind die süßen Früchte der Felsenbirne oder Felsenmispel (amelanchis ovalis), die massenhaft hier wachsen. Die Früchte werden von den Kindern gerne gegessen. — Die flinken Bergeidechsen werden treffend als Schiasserle (Boden) bzw. Stochschiasserle (Namlos) bezeichnet.

Gleich den erratischen Blöcken, die während den Eiszeiten aus den Zentralalpen bis in die schwäbisch-bayerische Hochebene verfrachtet wurden, sind der schwäbischen Mundart manche romanische, heute noch gebrauchte Wörter eingebettet, die man freudig als Zeugen einer alten Kultur begrüßt. Der tirolische Westen sprach ja bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts romanisch und aus dem Walgau liegen urkundliche Nachweise vor, daß noch im 14. Jahrhundert „romantsch“ geteudet wurde. Heute hat sich das Rätoromanische hauptsächlich ins Ober- und Unterengadin, ferner ins Vordererheintal zurückgezogen, wo noch etwa 40.000 Menschen sich der uralten Sprache bedienen, deren Klangfülle mit dem Griechischen verglichen wird.

Solch ein durch die Jahrhunderte weitergegebenes Wort romanischer Herkunft ist der „Tschuder“. Darunter verstehen die Bschlauer, Bodener und Namloser einen aus der Felswand herauschießenden Wasserfall (im Französischen pisse vache); auch als Verbum tritt das Wort auf — etwa „das Biat is ihm grad auffergetschuderet“ oder

„das Bieble hat ins Häfele einergetschuderet“; in dieser Form bedeutet es sprudelnd herausströmen, in übertragenem Sinne wird es auch für überhastet reden gebraucht. In den Sieben Gemeinden kommt dieses Verbum für „niedersprühen und tropfen“ vor. Es mag daher die Deutung erlaubt sein, daß es mit dem jetzt noch gebräuchlichen romanischen *sguottar* (auch *sgutter* und *sguttar*) = niedertropfen verwandt ist. Allgemein werden kleine Fichten „Pfsösch“ genannt (aus dem romanischen *petšch* = Fichte). In der Nähe von Nassereith am Fernpaß gibt es einen Pfsöschegarte, wohin in der Bartholomäusnacht die männliche Jugend der Umgebung mit ihren Lärminstrumenten zieht. Sehr häufig ist das Wort *Traje*, *Troje*, *Truje*, *Dreien* (romanisch *truoi*, *truoch*), was einen Weg bezeichnet, der vom Vieh auf der Weide getreten wird. Weit verbreitet, auch in Borarlberg, Innatal und Graubünden ist „Gufel“ (romanisch *cubel*) = Wildlager, Höhle, überhängende Wand. In der Nähe des Hochtals Hintergufel (bei Gramais) kommt dieses Wort in nicht weniger als elf Zusammensetzungen vor. Hier befindet sich tatsächlich eine Reihe von überhängenden mächtigen Felsblöcken, die schon Anton Spiehler aufgefallen sind, als er am 10. September 1881 auf die Rogelseespike ging. Die schönste und geräumigste Höhle liegt etwas oberhalb der Flur Hintergufel, nahe einem stäubenden Wasserfalle. Wie ein Mäuerchen beweist, wird sie heute noch von den Hirten aufgesucht. Wen die Nacht oder ein Gewitter überrascht, der findet ein wildromantisches Lager, das ihn vor den ärgsten Unbilden schützen wird. — Im Lechtal bezeichnet man die Früchte der Hagebutte als *Pfroska*, ein Wort, das im Romanischen *frousia* heißt.

Noch mehr Beharrung als die lebendige Sprache weisen die ortsgebundenen Flurnamen auf, die rätoromanischer Herkunft sind. Es wird sicher manchen Bergwanderer geben, den der Wohlklang und die fremdartige Süße der Ortsnamen hierher in dieses Alpenparadies lockt. Nur eine kleine Auswahl soll ihre Klangfülle zeigen und mit Bedauern wird man feststellen, daß diese Sprache ausgestorben ist: Tschacham, Malbon, Alblit, Medriol, Bileid, Parfeier, Davin, Ababon, Kridlon, Walgatsch, Fallein, Balluga, Baziol, Malatsch, Mperchon, Guglatsch, Tarrenton, Alpeil, Musalter, Passür, Patrol. Es bleibt dem wissensdürstigen Bergwanderer vorbehalten, auch hier tiefer zu schürfen und etwa August Kühlers Werk „Die Berg-, Orts- und Flurnamen des Vler-, Lech- und Sannengebietes“ (Amberg 1909) oder das „Lehrbuch der Rätinischen Sprache“ von Ton Bonmoos (Samaden 1942) zur Hand zu nehmen. Es kann sein, daß er dann mit der gleichen Leidenschaft und Fähigkeit, mit der er sonst im Sommer und Herbst auf die Böcher steigt, im Winter inmitten eines Bücherberges der Erklärung ihrer Namen nachgeht.

Wie leicht man in diesem Abschnitt der Alpen Wurzeln schlägt und nicht wieder loskommt, das zeigt uns vor allem der malende Bergsteiger (oder bergsteigende Maler) Adalbert Holzer. Seit 1920 kehrt er Jahr für Jahr in dem ruhigen Bergdörfchen Gramais zu, um in einem leerstehenden Bauernhaus seine Malerwerkstatt aufzuschlagen. Hier lebt er für ein paar Monate in ländlicher Einfachheit und Zurückgezogenheit. Adalbert Holzer ist schlechthin der Maler der Lechtaler Alpen, insbesondere des Gebiets um Gramais. Alle seine Bilder sind erwandert. Stets findet er ein neues, anderes, ansprechendes Motiv: steile, grasige Bergflanken mit windschiefen Heuhütten, einen rauhen Weg mit Wettertannen und blauenden Tiesen, Bergblumen und Bergseen. Im einsamen Landschaftskar weiß er prächtige Bestände der wollköpfigen Kraßdistel (*Cirsium eriophorum*), wunderbare Gebilde der Pflanzenwelt, die ihn immer wieder zum Malen zwingen. Mit Vorliebe schafft er in der großartigen Einsamkeit des Branntweimbodens, auch droben im seengeschmückten Kofkar oder am Gufelsee. Adalbert Holzer, am 31. Dezember 1881 in München geboren und in München-Pasing ansässig, ist heute noch von erstaunlicher Rüstigkeit und voller Bergsteiger- und Malerpläne. Trotz seiner 76 Jahre will er wieder hinauf nach Gramais und in seine geliebten Kare, um neues Erleben und neue Bilder heimzutragen. „Wenn ich in die Berge gehe, bevorzuge ich das Primitive, ich will dann keinen Komfort und stelle keine Ansprüche“, meint der jung gebliebene Alte vom Berg. Vielleicht ist diese beherzigenswerte Anschauung das

Geheimnis seiner körperlichen Rüstigkeit und seines frohen Sinnes, die einen in Erstaunen versetzen. Adalbert Holzer malt nach seinen eigenen Worten „seit er auf der Welt ist“. Viele seiner Bilder, Federzeichnungen, Aquarelle und Gemälde sind in den Händen der „Deutschen Alpenzeitung“ oder in Bergsteigerkalendern wiedergegeben. In seinem Pasinger Heim schafft er unermüdet weiter. Auf der Staffelei, an den Wänden und am Boden aufgestellt, überall künden die Bilder von den landschaftlichen Reizen und dem Reichtum, den die Lechtaler Alpen den weltoffenen Augen schenken.

Noch ein bedeutender Alpenmaler und Bergsteiger der Gegend, der vornehmlich die hohe Schönheit des Parzins, das Herzstück der Lechtaler, in seinen zarten Aquarellen wiedergab, ist zu erwähnen: Eduard Theodor Compton (gestorben 1921 in Feldafing). Mit dem weitgewanderten Ludwig Purtscheller weilte er vom 16. bis 19. Juli 1899 auf der Hanauer Hütte, wo er sich im Hüttenbuch mit einem Aquarell („In der Bordenen Parzinnicharte“) bereuigte. Purtscheller hat dazu handschriftlich folgenden poetischen Eintrag hinzugesetzt:

Mit Feuereifer Berge zu erklettern,  
Nicht nenn's ich eillen Sport nach Rörgler Brauch,  
Wen drängt es nicht ein trüzig' Lied zu schmettern,  
Wo das Herz erquickt der Freiheit Götterhauch!  
Wo das Erhabene schmincklos, unvergänglich  
Das Aug' begeistert, den Sinn erregt:  
Die Brust, die nicht für Alpenpracht empfänglich,  
Wohl auch kein Ideal im Innern pfllegt!

Über die Lechtaler Alpen kann man nicht sprechen, ohne ihrer eingeseffenen Künstler zu gedenken. Merkwürdigerweise entstammen sie alle dem Lechtal. Die großartige Gegend mag es gewesen sein, welche die künstlerische Entwicklung förderte. Besondere Impulse empfangen sie aber auch durch die Beziehungen, die das Lechtal mit Bayern seit altersher unterhält.

Jeder Bergsteiger, der die Münchner Schatzgalerie betritt, wird voll Bewunderung und Ergriffenheit vor dem Gemälde „Schmadribachfall“ stehen, das der am 27. Juli 1768 in Obergieblen bei Elbigenalp geborene und in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsene Josef Anton Koch geschaffen hat. Schon als Hirtenbub fiel er durch sein Zeichentalent auf. Durch den Augsburger Bischof gefördert, kam Koch schließlich 1795 nach Rom, wo er Begründer der „klassizistischen heroischen Landschaftsmalerei“ wurde. Am meisten geschätzt und geliebt wird sein Gemälde „Berner Oberland“, das er in mehreren Fassungen schuf und mit „J. Koch Tyrolse in Roma“ signierte. Koch starb am 12. Jänner 1839. Sein Grab befindet sich im sogenannten Deutschen Friedhof neben St. Peter zu Rom.

Auch Anton Falger, geboren am 9. Juli 1791 in Elbigenalp, dort gestorben am 15. Dezember 1876, tat sich als Bub durch seine zeichnerischen Fähigkeiten hervor. Als Graveur leistete er so Hervorragendes, daß er sogar von Goethe eingeladen wurde. Einiges Aufsehen erregten seine Totentänze (an der Friedhofsmauer zu Elmen und in der Kirche zu Elbigenalp), da sie die ersten Kunstwerke dieser Art im Lechtal waren. So läßt Falger den Fürsten zum tanzenden Tod wie folgt sprechen:

Ich bin sehr mächtig und sehr reich,  
Daß mich schließen mit dir Vergleich!

Der Tod erwidert hierauf:

Ich nehm einen Vergleich nicht an,  
Du mußt fort wie jedermann!

Der Königinmutter Marie von Bayern (1825—1889), einer begeistertsten Liebhaberin des Bergsteigens (sie besuchte u. a. den Thaneler), vermachte Falger sein Haus zu Elbigenalp, das die hohe Frau seit 1867 zu ihrem Sommeraufenthalt auswählte hatte. Wer

sich näher über Falger unterrichten will, dem sei das 1877 von dem Sprachforscher Christian Schneller (geboren 1831 in Holzgau, gestorben 1908) herausgegebene Werk „Anton Falger und das Lechtal“ (Zeitschrift des Ferdinandeums) empfohlen. Außerdem sei auf die Abhandlung von Karl Berktold im „Bergsteiger“ 1955, S. 497 ff., hingewiesen, in der die Beziehungen der Königinmutter zu Falger näher gewürdigt werden.

Anna Knittel, unter dem Namen „Abler-Manni“ bekannt, wurde am 28. Juli 1841 in Untergieblen bei Elbigentalp geboren. Auch sie hatte eine künstlerische Ader. Gleich Josef Anton Koch und Falger brach schon in ihrer Jugend ihr Talent zum Zeichnen durch, so daß ihr von Falger geraten wurde, die Laufbahn einer Künstlerin zu ergreifen. Nach dem Besuch der Kunstakademie zu München wurde sie eine gefeierte Porträt- und Blumenmalerin. Im Alter von 19 Jahren nahm sie, angezogen, aus der Sagerwand im Madauer Tal ein Adlernest aus. Diese Begebenheit, die im Schrifttum und im Film ihren Niederschlag fand (W. Hillern schrieb ihren berühmt gewordenen Roman „Die Geier-Wall“), hat Anna Knittel ebenfalls in einem Gemälde festgehalten. Die Adlerjagd galt zu damaliger Zeit als große Heldentat. So wurde der im nahen Hindelang ansässige Leibjäger des bayerischen Prinzregenten Luitpold, Leo Dorn (1836—1915), als „Adlerkönig“ hoch gefeiert. Er soll nicht weniger als 80 dieser prächtigen Raubvögel geschossen haben. — Das Selbstporträt Anna Knittels zeigt ein höchst sympathisches, hübsches und ernst dreinblickendes Mädchen. Sie heiratete später den Gipsmodellleur Stainer und starb 1915 in Wattens (Inntal).

Bedeutende Maler brachte die aus Reutte (Aussfern) stammende Künstlerfamilie Zeiller hervor. Paul Zeiller (1653—1736), der Vater der Sippe, war längere Zeit in Rom; er malte viele Altarblätter und beschloß sein Leben in seinem Heimatort. Johann Jakob (1710—1783) und Franz Anton (1716—1794), seine beiden Söhne, traten in seine Fußstapfen. Der bedeutendste der drei Künstler war Johann Jakob Zeiller. Nach Lehrjahren in Rom wurde er Hofmaler Kaiser Karls VI. (Vater der Kaiserin Maria-Theresia). 1742 kehrte er nach Reutte zurück. Auch in Bayern (Bichl bei Tölz, Benediktbeuren und Ottobeuren) schuf er seine leuchtenden, großartigen Gemälde. Von Franz Anton Zeiller, der seinem Bruder helfend zur Seite stand, stammen die Fresken am „Schönen Haus“ zu Reutte. Wer ein vom kunstbesessenen Fremdenverkehr noch nicht entdecktes und von den Gebrüdern Zeiller mit herrlichen Fresken ausgestattetes Gotteshaus sehen will, der sei auf die Kirche zu Bichlbach (Aussfern) hingewiesen. Die Ausschmückung erfolgte im Jahre 1773.

Die Lust des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, die Häuser und Möbel farbig zu schmücken, hatte auch aufs Lechtal übergreifen. Besonders in den von der Straße abseits gelegenen Weilern Ober- und Untergrünau, aber auch in Holzgau (Lechtal) haben sich an den Bauernhäusern noch prächtige Freskomalereien erhalten. Die bemalten Bauernmöbel, meistens sind auf blauen Grund leuchtend rote Rosen gesetzt, haben eine warme Farbenwirkung, deren Leuchtkraft heute noch fesselt. Allerdings werden diese Möbel — wie bei uns in Mittbayern — jetzt meist auf dem Dachboden oder in einer dunklen Kammer abgestellt, wo sie zur Aufbewahrung von Werkzeugen oder Trödel verwendet werden.

Da und dort hat die Gläubigkeit der Bergbauern am Wegrand auf Holz gemalte Heiligenbilder oder Marterln aufgestellt. Lehete künden von dem plötzlichen Hinscheiden eines Menschen, etwa bei der Holztrift, und geben neben der Darstellung des Unglücksfalles die von bösen Geistern gepeinigten „Armen Seelen“ wieder. Diese Bildtafeln sind durchwegs aus der Hand eines Bauernmalers hervorgegangen. Ein berühmter „Tuisfemaler“, wie die Tiroler diese „Künstler“ nennen, wirkte um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu Larnenz bei Imst. Bei ihm lernte der aus dem Paznaun stammende Genremaler Mathias Schmid (geboren 1835, gestorben 1923 in München) die Anfangsgründe der Malerei.

Wer das weitgespannte Gebiet zwischen dem Fern- und Flegelpaß, dem Inn-, Stanzter- und Lechtal einmal zum Ziel seiner Wanderungen auserkoren hat — sei

es als bergsteigender Epikureer, um die Ruhe der Seele und wahre Glückseligkeit wiederzugewinnen, oder als wandernder Dilettant, der nebenbei Volkskunde, Entomologie, Botanik oder Sprachwissenschaft betreibt —, wird nirgend anderswo seine Erfüllung finden. Befreit von des Berufs Joch wird er jedes Jahr voll Wertherscher Leidenschaft und Sehnsucht wiederkehren, um alte Seligkeiten neu zu kosten.

Sicher werden jene Stellen im Lande, die nie eine Nordwand durchklettern, auch des unermüdblichen, viel zu früh verstorbenen Erschließers der Lechtaler, Anton Spiehler (geboren am 14. Jänner 1848 in Bahreuth, gestorben am 18. Juli 1891), gedenken; sei es sie legen auf sein Grab im Alten städtischen Friedhof zu Memmingen einen schlichten Ardenbuschen vom Alperschon oder sie greifen zu seinen klassischen Schülerungen (Zeitschrift des DuDeW 1883, 1885—1888), denen die köstliche Patina längst vergangener Zeiten anhaftet.

---

Anschrift des Verfassers: Josef Weingärtner, München 9, Pilgersheimerstraße 61/II.

# Wenn um den Großenediger der Firn glänzt

(Frühjahrstouren in der Benedigergruppe)

Von Louis Oberwalder, Wienz

## I. Der alpine Schilaufl

Über die Entwicklung des touristischen Schneeschuhlaufes zum modernen Massensport ist schon viel Grundsätzliches gesprochen und geschrieben worden. Einer ungeheuren Reklame für Wintersport und Fremdenverkehr stehen in der alpinen Literatur genügend einladende Erlebnisberichte und tief sinnige Würdigungen des Wintertourismus aus Bergsteigerkreisen gegenüber. So maßt sich der kleine Erzähler von bekannten Schifahrten um den Großenediger nicht an, etwas Neues darzustellen. Es kann sich nur um ein Geplauder handeln zwischen Kameraden, wenn der eine sagt: „Weißt Du noch . . . der Aufstieg über die weit gestaffelten Keesböden . . . Sturm . . . Sonne . . . Pulver . . . Firn!“ An jedem dieser Begriffe hängt doch so viel persönliches Erleben, Erinnerungen, die reich machen. Und dabei sind nicht einmal die Gipfel, sondern die Stunden einzelner Tage das Wesentliche. Wag ich's dennoch, auch zum Schilaufl an sich ein Wort zu sagen, so nur deshalb, weil wir Naturtreuhänder nicht oft genug öffentlich dazu Stellung nehmen können.

In der Vielgestaltigkeit sportlicher Betätigung des heutigen Menschen ist kaum einer Disziplin eine solche Breitenwirkung beschieden wie dem Schilaufl. In seiner Leistungssteigerung hat der Schisportler wohl bald die obere Grenze menschenmöglichen Könnens erreicht. Mitgliederreiche und sehr finanzkräftige Vereine haben viel Verdienst und zugleich viel Vorteil an dieser Entwicklung. Der Schisport ist ein ganz wesentlicher Faktor unseres Fremdenverkehrs geworden. Daß er gleichzeitig in seiner Massenerfassung eine Modeangelegenheit mit kaum mehr erträglichen Auswüchsen wurde, scheint eine notwendigekehrseite unseres Zeitgeistes zu sein. In der Prüfung und Wertung des Phänomens Schisport dürfte aber häufig eine unglückliche Alternative entstanden sein. Auf der einen Seite einsame Rufer in hochalpiner Schneewüste, aus dem Zeitgeist Herausgefallene — so zumindest werden sie von ihren Gegnern apostrophiert —, die bisweilen zu stark gegen den Massenauftrieb auf halb künstlichen Eispisten polemizierten. Auf der anderen Seite die Hunderttausende von Eisthockern und Hangrutschern und dazu die suggerierten Massen, die in der Vergötterungssucht des Kollektivs einen Toni Säiler zum Beispiel mit Haut und Haaren auffressen wollten. In dieser großen Suppe eines allseits gefeierten Volkssportes schwimmen dann noch die Fettaggen der mondänen Luxus-hotels und Casinos, die der simplen Bretterwelt Bilanterie und Ekklujve geben.

Abgesehen davon, daß das Sprachrohr der Kinder des Wintertourismus kaum in den Lebensbereich der Hunderttausende reicht, die nur die Herrlichkeit der Pistie und den Nervenkitzel von Rennveranstaltungen kennen, kann eine Entwicklung, die ganz den Äußerungen unserer hastenden Tage entspricht, kaum abgebogen werden. Der Schilaufl als Massensport und damit als Volkserholungsmittel wird in der technisierten Form nicht nur bleiben, sondern sich noch wesentlich mehr mechanisieren. Als Massenauftrieb wird er dabei immer mehr Pistien schaffen und diese beherrschen. Die Stellungnahme all der Menschen, die den Schilaufl gemäß seiner alpinen Pioniere in einen höheren Erlebnisbereich, in den winterlicher Wanderungen stellen möchten, wird nur die sein können: Volle Bejahung der Breitenwirkung des Schisports, der letzten Endes doch

immer mehr Menschen frische Luft, Körpertraining und damit Erholung bringt. Wertschätzung der technischen Hilfsmittel von Lifts und Seilbahnen, die dem Schisportler Zeiterparnis und zunehmende Trainingsmöglichkeiten bieten. Interesse an den großen Wintersportveranstaltungen, Freude über die bewundernswerten Leistungen. Daneben aber Verneinung und Bekämpfung der Auswüchse des Wintersports auf allen Gebieten.

So bleibt zuletzt wie auf allen Lebensgebieten auch hier die Partnerschaft mit dem Gegenfächlichen, die rechte Zuordnung den wahren Werten nach. Wintersport und Schwanderung schließen sich nicht aus, sondern ordnen sich übereinander. Das eine ist Sport, der zur Natur führen kann, das andere Naturerleben, eine Persönlichkeitswelt. Um es noch mit einem Beispiel zu sagen: Es nützt unserer erzieherischen Aufgabe als Künster des Wintertourismus wenig und es schadet nicht einmal der „Wintersportindustrie“, wenn wir demonstrativ unter den aus blauem Himmel hängenden Seilen einer Bergbahn fellbespannt dem Gipfel aufsteigen, wenn wir alle Pistenruischer verachten und die Spitzenläufer nicht kennen wollen. Wohl aber ist es die Vermittlung eines un-nennbaren Erlebnisbereiches, wenn wir vielen unserer Zeitgenossen, die sich auf Schiliftwiejen und Seilbahnfahrten das nötige Können angeeignet haben, durch Mitnahme auf Hochtouren die Herrlichkeit des Hochgebirgswinters erschließen. Der Berg mit seinen Forderungen, Gefahren und Belohnungen wird zu allen Zeiten nur eine Elite in seinem Bereich heimisch aufnehmen. So wird sich unsere Werbung nur an einen kleinen Teil der Bretterfreudigen richten können. Und unter ihnen wird es wiederum an erster Stelle die Jugend sein müssen, die wir aus der Massensphäre modischen Schisports in die Persönlichkeitswelt des Hochgebirges führen können, dürfen und müssen.

Die nachfolgende Darstellung einer Winterherrlichkeit um den Großvenediger sei also in dem Sinne verstanden.

## II. Schibergfahrten in der Venedigergruppe

Der Großvenediger als Schiberg ist keine Neuentdeckung. Namenlose Pioniere des alpinen Schilaufes sind bereits in unserer Väter Zeit mit ihren Schneeschuhen von der Nord- und Südseite den Großvenediger angegangen. Die Augen des verehrten Altmeisters der Tienerer Kletterer, Rudl Eller, leuchten jugendlich auf, wenn er den Buben der Gruppe, die seinen Namen trägt, erzählt, wie sie seinerzeit mit ihren Schneeschuhen und einem langen Stock über den Frühjahrsfirn schossen, und wie die Zeitgenossen von damals kopfschüttelnd sie als „Narren“ bewunderten und belächelten. In den Dreißigerjahren sind bereits Wintertouristen auf Schiern den Großvenediger von allen Seiten der sommerlichen Aufstiegsrouten angegangen. Die Klürfinger Hütte am Nordfuß des Eisriesen und die Desregger- und Rostocker Hütte in den Talschlüssen seiner südlichen Zubringer sind damals schon häufig besuchte, in den Oster- und Pfingsttagen überlaufene Höhenstützpunkte für begeisterte Wintertouristen gewesen. In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg hat der Frühjahrsbesuch bei der „Weltalten Majestät“ wohl weiter zugenommen. Er blieb jedoch wegen der ungünstigen Verkehrslage weiterhin als Massenbesuch, wenn man bei der begrenzten Aufnahmemöglichkeit der wenigen Hütten diese Übertreibung anwenden will, auf die Frühjahrsferialtage beschränkt. Der Versuch ideenreicher Manager, auch den Großvenediger nach dem erfolgreichen Vorbild des Großglockners zu einem internationalen Schirennberg zu machen, mußten wegen der Entlegenheit und der geringen Wintererschließung scheitern. Alte Winterfreunde dieser Berggruppe sind darüber kaum unglücklich gewesen.

Bis zur Fertigstellung der viel propagierten, in der Projektierung bereits vorliegenden Felbertauernstraße, leider vorerst noch mehr Wunschtraum als fixes Projekt, bleibt die Venedigergruppe winterüber in einer verkehrsentlegenen Weltferne, die ihr einen regelmäßigen Touristenzustrom versagen muß. Ist dies einerseits ihr großes Mißgeschick, ist es für den Unberührtheit suchenden Winterwanderer ihr besonderer Anreiz. So bleibt

vorerst die Winterherrlichkeit der Benedigergruppe zur Hauptsache den Untainern vorbehalten. Die morphologischen Eigenheiten der zentralalpinen Hochtäler mit ihren Talstufen, Klammbildungen, Trogschlüssen und steilen Trogwänden ermöglichen zudem den Zugang zu den Schutzhütten grundsätzlich erst in den Frühjahrsmonaten. Meist erst Ende März sind die Hüttenanstiege einigermaßen lawinensicher und so bleiben die vier sonnenstarken Monate März, April, Mai und Juni die glückliche Zeit der Benediger Schitouristen. Dabei müssen sich diese, wollen sie sich nicht in den engen Winterräumen behelfsmäßig versorgen, nach den kurzen Bewirtschaftungszeiten der wenigen in Frage kommenden Hütten richten.

Von den zahlreichen Hochtalern, die fingerartig nach dem Großvenediger greifen, und ihren vielen Schutzhütten sind nur vier als ausgezeichnete Stützpunkte inmitten eines reichhaltigen Tourengeländes uneingeschränkt empfehlenswert: Das oberste Mauertertal mit der Kostoder Hütte und das parallel laufende Dorfertal mit der Johannes- und Defreggerhütte, beides Zugänge von Süden. Das Matreier Tauernhaus ist ein dem Gipfel sehr entlegener Stützpunkt im Osten, und von Norden bringt das Oberfußbachthal den Touristen zur Kürfinger Hütte direkt in die Nordflanken des Benedigerstodes. Die genannten Hütten dienen nicht allein dem Benedigeranstieg; sie sind durchwegs von einem Kranz von Dreitausendern umgeben mit zum Teil prachtvollen Aufstiegs- und Abfahrtsangeboten. Daß bei all diesen Hochgebirgstouren reiche Berg- erfahrung, gediegene Ausrüstung, Wetterglück und gute Schnee- verhältnisse Voraussetzungen zur Durchführung der zum Großteil anstrengenden und einiges Fahrkönnen erfordernden Abfahrten sind, braucht hier nicht betont zu werden. Dazu muß jedem Wintertouristen die Gefahr überraschender Wetterstürze, unberechenbarer Lawinen und tödlicher Spalten vor Augen stehen, und er muß ihnen zu begegnen wissen. Reichlich viel Bergunfälle, die schon manche fröhlich ausziehende Gruppe traurig heimkehren ließen, sind eine stets von neuem aufstehende Warnung.

### III. Bei Frau Ida auf der Kostoder Hütte

„Könnten Sie das beschreiben — ich meine nicht das Sitzen hier, sondern das, wie Sie sich fühlen?“ Die überdachte und doch mühselig formulierte Frage war von meinem Nachbar gekommen, nachdem er tief Luft geholt hatte, sie hörbar durch die Nase ein- sog, als ob er sich in den Nachmittag hinein trinken wollte, der langsam über dem Simony- fees in Goldschollen zerbrechen mußte. Die Frage hatte mich von irgendwo zurückgeholt. Von jenem schweigenden Vneinandergleiten von Bildern, die mit hauchdünnen Mäandern sich begegnen, wenn man über müden Beinen die Augen schließt, fallendes Wasser vom Trogschluß heraufrauscht und die Sonne mit der Bärtlichkeit abschiednehmender Hände einem über Gesicht und Schultern streicht. „Nein, ich kann und möchte es auch gar nicht beschreiben. Es gibt doch so viel Schönheit und Glück auf der Welt . . .“ Ich brach ab aus Angst, in einer Phrase mich zu verlieren, sah zum Jungen hinüber, der neben mir auf den Brettern lag. Das schräg fallende Licht machte das Gesicht des Neunzehnjährigen noch schmaler. Es schien schon ein wenig durchknetet vom Leben, hart gebräunt, von Zinkalbenresten durchschmiert. Das Haar sprang eigenwillig in harten Strähnen aus der Stirn, noch etwas verklebt vom Schweiß des Tages. Ein gutes Jahrzehnt lag zwischen uns beiden und mit ihm einiges Leben. Empfinden aber mochten wir jetzt ungefähr dasselbe: die Widerhitze, die wohlthuend aus den Brettern kam, die einen Tag lang Sonne in die leblosen Fasern gesogen hatten. Den schmerzhaft blauen Himmel, der sich vom Vordach der Hütte hochspannte wie ein gotischer Gewölbebogen und sich weit südseitig auf der scharfen Pyramide des Lasförlings aufstützte. In dieses Blau, das nicht mehr blendete, konnte man sich hineinsehen, bis man Gefühl für Raum und Zeit verloren hatte. Die Sonne, die gegen Abend ging und bald die Kante der Gubachspitze berühren mußte und uns Kindern zuliebe eine Flut von Strahlen in die schmale Hochtalferbe schüttete. Es war ein Glänzen und Spielen mit hundert Spiegeln, ein Schleier aus Silber

und Gold, durch den der Gegenhang mit seinen Aperflecken zwischen glänzenden Firnschildern wie eine weite Ferne sich abzulesen schien. Vom Schindeldach tickten die schweren Kristalltropfen in kleine, eiszumrandete Tümpel. Diese fühlbare Stille, kaum unterbrochen von ein wenig Geschirrklingen aus der Küche und einigen vom Nordwind zugetragenen Nachjahren der Jugend, die sich auf der Moräne hinter der Hütte eine kleine Selbstschlacht lieferte.

Dies war der dritte Nachmittag der Pfingstferien, der in einer wehen Schönheit dem letzten Hüttenabend zutrieb, den sich die Jugend besonders lustig gestalten wollte. Bei der Dörsnerhütte am Aufstiegsweg schoben sich die rosaweißen, weichen Blüten der Klüschenschellen aus den schmelzenden Schneereifen, die Maureralmen standen schon im saftigen Grün, auf den Feldern des Westtales stand hoch das Korn und in Wien, am Zusammenfluß von Drau und Isel, gingen die Mädchen wohl schon in leichten Sommerkleidern durch die Stadt. Hier oben aber herrschte noch der Winter in jener sterbenden Herrlichkeit zwischen Nachtkühle, Firnglänzen und schwernassem Sulzschnee am Nachmittag. Unten war Schule, Büro, Werkstatt gewesen und würde übermorgen wieder sein. Ein kleiner städtischer Alltag mit genügend Druckstellen und Pflichtforderung und all dem Rehricht, der immer abfällt, wenn viele Menschen eng zusammenleben. Hier war die Freiheit und jenes schwerelose Wandern, um das sich diese Kinder wenig Gedanken machten, das sie aber fühlten. Wollten sie doch Sonntag für Sonntag fort und nirgendwo so gerne hin als hier herauf in Frau Idas Bergheim zu den großen Eisgestalten, denen sie längst ihre eigenen Namen gegeben hatten. Mehrere unter ihnen kamen schon das fünfte und sechste Jahr wieder und sprachen winterüber von der Welt hier oben wie von einer eigenen Bergheimat. Ich mußte oft lächeln über diese Treue, sie war mir selbst so eigen. Mit 14 Jahren kam ich das erstemal unendlich stolz von der Ostlichen Simonshöhe zurück und wohl zur Anerkennung hat Frau Ida dem „Büblan“ über den Scheitel gestrichen. Seit Jahren hat sie's nimmer getan, sie ist aber dieselbe Frau Ida geblieben, eine Frau, die ich eigenartig immer geliebt habe, eine Frau, die nie gealtert ist. Vor sieben Jahren kam ich dann mit der ersten Schülergruppe. 17 Buben im wildesten Alter. Im Speisezimmer, am Donnerstag in der Karwoche war's, haben wir dann beschossen, eine AB-Jugendgruppe zu werden. Die wilden Jungen von damals sind längst auf der Hochschule oder im Beruf. Ab und zu schreiben sie, öfters kommt einer und immer fragt er dann nach der Rostocker Hütte. Hunderte von Buben und Mädchen sind inzwischen durch die AB-Jugend gegangen. Die meisten von ihnen waren einmal mit Schiern oder im Sommer hier auf der Hütte im Windschatten der großen Moräne. Frau Ida hat sie alle betreut, hat sie ausgefüttert und mütterlich zugedeckt. Gebräunt, gesünder als sie ausgezogen, sind sie alle heimgekehrt. Bild um Bild dieses Erlebnisbereiches zieht an mir vorüber. Noch einmal geh ich in der hellwachen Erinnerung den schönsten Anstiegen und Abfahrten nach, aus den vielen Tourenjahren bunt zusammengeworfen.

#### IV. Malham und Simonshöhe

War unverlässlicher Schnee oder starker Nordsturm um die Hütte, sagte der Hüttenwirt Seppi gern bei der kurzen morgendlichen Tourenberatung: „Ich ging auf den Malham.“ Meist hat er gut geraten. Schöner aber ist der Malham, der klassische Schiberg der Hütte, natürlich im glänzenden Firnschnee. So haben wir ihn an einem Sonntag Anfang Juni vor zwei Jahren überlauert. Bei der Anfahrt im Matreier Talboden hat sein flaches Gleisfeld uns entgegengeleuchtet. Der Morgen war kühl, griffiger, harter Harsch. Man muß sehr zeitig unterwegs sein, da die gesamte Ostflanke des Malham die erste Morgen Sonne auffängt. Um 4.30 Uhr schon schieben wir unsere festgespannten Schi über die Hängeleiste, die in Hüttenhöhe um das Rostocker Eck in den kleinen Trogschluß des Schenilbaches führt. Das fröhliche Auf und Ab dieses halbstündigen Zugangs zum eigentlichen Aufstieg ist eine belebende Morgengymnastik. Im abgeschirmten, kleinen Talkeffel ist ganz stille Luft. Man schnürt die Felle nach, streift den Pullover ab, blüht

die getreppten Hänge des großen Malhamkars empor, im obersten Firnfeld schlägt bereits die Sonne an, und in schmalet Führung schieben wir die Schier bergan. Der nach Südwesten ansteigende flache Gang bildet gegen die Mitte des großen Kars ein deutliches Felsköpfschen aus. Die zweite Stufe, steiler durch eine sich verengende Mulde, wird in Westrichtung genommen. Der Schnee ist wunderbar fest, aber wir erinnern uns an zwei kleine randliche Lawinenerlebnisse. Einmal knallte ein Schneebrett in flinken Schollen knapp an unseren Schispißen vorbei und ein andermal waren wir zu spät vom Gipfel aufgebrochen und der nasse Schnee kam ins Rutschen. Ewald mit seinen langen verkehrten Beinen hatte ihn in Bewegung gebracht. Die steile Aufstiegsmulde läuft dann in den oberen weitgespannten Karboden aus. Hier muß man einen Augenblick Luft holen, von der schönen weißen Pracht auffangen, was die von der ersten Sonne getroffenen Augen zu fangen vermögen und sich schließlich entscheiden, ob man das Kar nach Norden zum langen Ostgrat des nördlichen Malhamgipfels auslaufen will, oder ob man doch die Stufe zum zweiten Firnfeld des Malhamkees empor und den Südgipfel wagen will. Aus schokoladeverschmierten Mündern kommt der einhellige Wunsch: „Zum Südgipfel hinauf.“ Mit leisem Rauschen schieben sich die Bretter südwärts dem oberen Malhamkees zu. Das letzte Stück wird härter noch und steil. Es ist jener breite Gletscherfaum, der im Sommer blaugrün über die schwarzen Felsabstürze heraus hängt. Das obere Firnfeld zieht sich dann in einer milden, gleichmäßigen Steigung dem letzten Gipfelaufschwung zu. In einer müde machenden Beschwendung heizt uns die Sonne in den Nacken. Der bisher hartliche Schnee geht allmählich in einen hart gepreßten Pulver über, der dem Kamm zu immer stockiger wird. Ein Bub aus der langen Reihe der hinter mir schweigend ziehenden Kolonne stöhnt erlöst auf, als wir endlich nach dreieinhalb Stunden eifrigen Aufstiegs am Grat aufschwung die Schier lösen. Und er nennt eine ungewöhnliche Zahl von Stockeinsätzen das lange Fernerband herauf. Wir wünschen ihm einen guten Beamtenstuhl im Statistischen Zentralamt und stapfen dann die kurze Schneerinne zum Grat und über dessen hartgepreßte Wächten zum Südgipfel des Malham empor. Auf die Dugend Fragen nach den Gipfelnachbarn, die mit jedem Schritt förmlich um uns aufsteigen, wird vorerst keine Auskunft erteilt. In wenigen Minuten sind wir am Ziel, auf der Malhamspitze. Ein erlöstes „Ah!“, ein Händedruck und dann der Blick in die große Welt um diese schöne Hochwarte. Das einzigartig reizende dabei ist die großartige Talansicht. Als breites, grünes Band im prangenden Frühling liegt das Feltal bis zum Matreier Becken vor uns. Kommt der Wind von Südosten, Vorbote schlechten Wetters, läuten die Glocken von Prägaten die Mittagsstunde hier herauf. Und im drastischen Gegensatz zum grünen Tal mit den stillen Bauernhäusern steht die weiße Herrlichkeit der großen Bergnachbarn, die sich in vielen Ketten fortsetzt und im Dunst einer mit dem Himmel sich verbindenden Ferne in die Unendlichkeit übergeht. Die steile, weiße Schaufel der Nödspitze — wir nennen sie immer mit ihrem alten Namen Weliz — ist ein Gipfel von fremdartiger Schönheit, erinnert an Formen in den Nordbilleren, die wir freilich nur von Bildern her kennen. Die Essener Hütte klebt hoch im Steilhang über dem Umbalkees, völlig eingeschneit und winterunzugänglich. Die schwarze, turmförmige Daberspize, ihr linker Nachbar, wäre schon längst ein begehrtes Sommerziel der größeren Buben. Mächtig baut sich aus dem Gletscherpulk des aufwellenden Umbalkees die Dreiherrnspitze auf mit dem scharfen Ostgratabbruch gegen den schmalen Eisgrat, der bogenförmig den stattlichen Gletscher umschließt. Ostwärts dann die bizarren Spigen des Simonygrates. Die Westliche Simonyspize, scharf wie eine weiße Bischofsmütze, die Ostliche mit einer weißen Zipfelmütze überhüllt. Zwei Berge, die oft schon unser Winterziel gewesen sind mit anstrengenden Aufstiegen und prachtvollen Abfahrten. In der Fortsetzung des Hauptkammes die klobigen Keesköpfe und nach dem Maurertörleinschnitt die vertraute Gipfelgestalt des Großen Geiger. Von hier gesehen ist er bescheiden, vom Großvenediger überschattet. Sein stolzes Gesicht zeigt er der Kürzinger Hütte. Der Großvenediger schließlich und seine Trabanten, die schwarzfellige Eichamgruppe und im Hintergrund die feine Spitze des Großglockners.

Wir wandern sie ab, Gipfel um Gipfel, und so viel Erinnerung ist in unseren Gesprächen, als ob wir täglich hier aus- und eingingen. Eine Stunde ist rasch vorüber, das Speckbrot ist gegessen und der sparsame Trunk aus der gemeinsamen Teeflasche hat kaum mehr als die trockenen Kehlen gereizt. Vielleicht haben wir uns wieder zu lange der Schönheit einer Gipfelfstunde hingegeben. Wir wollen noch die Mittelstrecke der auf uns wartenden Abfahrt im guten Firn erreichen. Drum rasch die Bretter angeknallt. Die Reißverschlüsse der Anoraks girren, die Felle fest um die Mitte geschnürt, in die Bindung gesprungen und dann in die Vertikale. Vielemale haben wir Fernerfahrten bei so idealen Verhältnissen gemacht, jedesmal meint man aber, es sei doch diesmal die schönste Abfahrt des Lebens gewesen. All denen, die es nicht einmal selbst miterlebten, kann man es nicht beschreiben: dieses Freisein von aller Erdschwere, die Freizügigkeit eines Ferners in allen Gehängeneigungen, das Gleiten über den gepreßten Pulver und dann der Firn. Wir hatten ihn so recht erwischt, so eine Fingernagelbreite aufgeweicht, ein sicheres Greifen der Schier auch im steilsten Gang, das silberne Rauschen unter dem Holz, die mühelose Führung der Bretter in eleganter schmalen Spur, das Wiegen in kurzen Schwingen . . . Und als im untersten Gang die Füße zu schmerzen begannen, haben die Besten unter uns noch zitternd den Schlusshang durchgestanden, bis sie am kurzen Talboden des Schentibaches beim Stoppen fast aufeinanderprallten. Ein tiefer Glücksseufzer, ohne Kommentar, höchstens das Wort „herrlich“, tief, sehr tief Atem geholt, der Blick zum Gipfel, dann das Abhuchen der Hänge nach den noch fehlenden Kameraden und schließlich das Zutammengesellen der ganzen Gruppe mit einem lebhafter werdenden Austausch der Abfahrts-erlebnisse. Der Zeitraum von fünf Stunden brachte so viel Leben, geboten von einem Berg in der Sonne und zwei Brettern an den Füßen. Auf der Hütte ist viel Teewasser durch die Kehlen geflossen und dann wanderte Knödel um Knödel aus den zwei großen Schüsseln und Frau Ida lachte dazu und war wie eine Mutter, die sich mit ihren Kindern über ein schönes Erlebnis freut.

Die Westliche Simonyspize ist die Tour der braven Marschierer. 1300 m Höhenunterschied in einer weitausholenden Umgehung genommen, erfordern einiges Durchhalten. Dafür ist diese Schibergfahrt verhältnismäßig harmlos, auch mittelmäßigen Fahrkönnern zu empfehlen. Die gewaltige Eisfahrt im Frühjahr mit Schiern ist unvergleichlich anregender als die gestapfte Sommertour. Pfingsten vor einem Jahr. Gute Verhältnisse und sicheres Schönwetter. Der sehr frühe Weckruf ist diesmal besonders vornehm, will man die Abfahrt vom Reggentörl noch schön dazubekommen. „Brille, Zinksalbe und eine kräftige Dausje,“ wird bei der morgendlichen Befehlsausgabe besonders betont. Kühle, violette Schatten liegen noch im Hochtalsschluß, ein bleicher sonneverheißender Morgenhimmel, und ein gutes Duzend jugendlicher steigt die Hangstufen zum Reggentörl empor. Die Aufsteilung vor dem zweiten Gletscherboden wird zweckmäßig durch ein steiles Schneefeld genommen, das sich vom zumündenden Simonyskees, also rechter Hand gegen die Gubachspitze emporzieht. Lawinensicherer Harsch läßt uns sorglos hinaufstapfen. Hier wird immer wieder die erste Gruppenbekanntschaft mit einem Schneebrett aufgefrischt, die eine lehrreiche Feuertaufe war. Ostern 1950 ist es gewesen. 17 Mann der Gruppe nach leichtem Neuschnee, stürmisch kaltem Wetter, im Anmarsch zum Reggentörl. Auf einer harten Unterlage eine gute Spanne lockerer Schnee. In der Hangmitte, nach der dritten Kehre wendet sich der Führer zum Schließenden um: „Herrlicher Pulver!“ Im nächsten Augenblick knallt es im oberen Teil des Hanges und ein breites Schneebrett bringt den Gang in Blizesschnelle ins Schwimmen. „Lawine!“ — ein Schreckensschrei — und der Führer und vier Mann hinter ihm bewegen sich in den Schneemassen hangabwärts. Die Augenblicke dauern eine Ewigkeit im wilden Kampf um das Tageslicht. Das Unglück ist noch gut ausgegangen. Die Lawine hat uns nur randlich erwischt, war verhältnismäßig locker, wir kamen selbst wieder an die Oberfläche. Einiges an Ausrüstung war freilich nicht mehr zu finden. Der Lawinenkegel hatte in der Mitte eine furchterregende Mächtigkeit. Damals sind wir sehr besonnen heimgegangen und alle Beteiligten haben jenen Lawinenschrecken ins Leben mitgenommen,

der anscheinend notwendig ist, um sich vor dieser unberechenbaren Gefahr in Acht zu nehmen. Nach einer dritten Stufe erreichen wir nach knapp zwei Stunden den Törl einschnitt bereits in der vollen Morgen Sonne. Der Wind geht frisch von Westen her, keine einladende Raft, und im gemäßigten Tempo steigen wir ins Firnfeld des Umbalkeeses hinein. Röt- und Dreiherrnspeze grüßen als vertraute Sommergipfel. Wir aber halten uns scharf an die Firnleiten der Gubachspitzen, staunen über einige Riesentlöcher, die vom großen Bruch herübergähnen, und stehen nach einer weiteren Stunde am Firngrat, der von der hinteren Gubachspitze dem Hauptkamm zuläuft. Hier kann man alljährlich eine stets die Form wechselnde, aber windschützende Mulde unterm kleinen Felsgrat beziehen. Über diesen sehen wir den weiteren Aufstieg ostwärts zur Westlichen Simonyspeze fort. Die kurze Ausgesetztheit mit einigen Metern Keitgrat wirkt sehr erfrischend vor dem Gipfelaufschwung. Nach kaum vier Stunden Gehzeit waren wir am Ziel. Kein Sturm, doch eine scharfe Nordluft hieß uns die Weltbewunderung diesmal rasch zu beenden. 3500 m ist eine schöne Höhe, doch die Nachbarn sind ebenbürtig. Die Nordwand der Dreiherrnspeze, eisbefleht im gewaltigen Abfall zu den Krimmler Eisbrüchen, ganz verlassen das kleine Häuschen der Warrsdorfer Hütte, fast in Reichweite nach scharf gesägtem Eisgrat der spitze Hut der östlichen Schwester und selten nahe auch der Großvenediger mit seiner breiten Westflanke. Die Kostoder Hütte tief unten am Keesriegel winkt zu uns heraus. Frau Ida wollte die Krapsen ins Fett legen, wenn sie uns am Gipfel sehe. Ich fürchte, wir sind rascher gelaufen als ihre Gern. „Im Sommer gehen wir auf die Reichensteinspezen“, sagt Peter neben mir, und seine heimliche Freundin, die auch mit ist, bringt den Wunsch noch lauter an mein Ohr. Die Dolomiten sind wir noch Gipfel an Gipfel mit unseren Augen durchgelaufen. So klare Südsicht hat der Sommer selten. Der Hochgall wird bewundert, dem Opperer zugewinkt. Wer sehr gute Augen hat, soll das Stationsgebäude auf dem Haselekar suchen ... In der Mulde, wo wir die Schier alleine ließen, war eine fröhliche Pause. Je besser die Stimmung, um so mehr wird mit dem Essen ausgetauscht, und keiner ist dabei schlecht weggekommen.

Die Abfahrt ist bei stumpfem Schnee bis zum Reggentörl zu flach, als daß man sich richtig austoben könnte. Viel Hangschrägfahrt, erst der Schlusshang vor dem Törl war ein Märchen aus Pulver. Die weitere Abfahrt vom Törl zur Hütte ist die eine der beiden Standardstrecken der Hütte. Meist guter Schnee, diesmal wieder Firn. Der Wechsel von Stufen und Mulden ist herrlich anregend und bringt notwendige Atempausen. Mit einer zufriedenen Müdigkeit fährt man nach solcher Morgentour gegen Mittag in die Hüttenküche ein. Und hier sagt einer, er fühle sich unarmt, als ihm der Krapsentrauch ins jettverschmierte Gesicht schlägt.

Vor der Östlichen Simonyspeze warnt der Hüttenwirt nicht ungern, wenn die Verhältnisse nicht ideal sind. Eigentlich ein Sommerberg mit abwechslungsreichem Anstieg, in der Überschreitung zur Dreiherrnspeze eine schöne Sache. Immer öfter steigen nun auch die Schitouristen auf diesen Eisgipfel. Den Sommeranstieg darf man nur bei sehr sicheren Schneeverhältnissen wählen. Er führt ziemlich an der getreppten Kante zwischen Ostflanke und Südbabsturz des Berges empor und hat mehrere scharfe Steilstellen. Am Tag nach dem Malham war die Schneelage so gut, daß wir die Simonyspeze über den Osthang angingen. Er ist prall der Sonne zugekehrt. Sie sieht uns mit einer Beharrlichkeit und Heißglut ins Genick, daß man jene gleichgültige Müdigkeit bekommt, die einen um den letzten Gipfelanstieg zu bringen droht. Tatsächlich erreichten diesmal auch nur die Beharrlichsten das Ziel. Wir mußten sehr rasch abfahren, um nicht in zu weichen und damit gefährlichen Schnee zu geraten, denn wir wollten die Anstiegsroute auch als Abfahrt nehmen. Diese Abfahrt erfordert Vorsicht und einiges Fahrkönnen, ist aber zufolge der Steilheit die rasenteste Schitour um die Kostoder Hütte. Der meistbenützte Aufstieg zur Östlichen Simonyspeze führt durch das spaltenreiche Simonyskees. Auf mehreren Aufstiegsrouten, die an offenen Spalten vorbeiführen, kann man die knappe Firnfeldverebnung unterhalb des Gipfelsteilhanges erreichen, quert diesen im flacheren Fußstück ostwärts zur kantenbildenden Firnhaube, auf der man auch im normalen Sommer-

anstieg in einigen hundert Metern zum Gipfel kommt. Die Abfahrt nimmt man zweckmäßig entlang der Aufstiegs spur, um eine sichere Durchfahrt zwischen den Spalten benützen zu können.

### V. über Geiger—Maurertörl zum Großvenediger

Maurertörl und Großer Geiger sind neben dem Reggentörl die meistbegangenen Schitouren des inneren Maurertales. Nirgendwo hält sich der Pulverschnee so lange wie in den schattigen Osthängen des Maurerkeefes. Der lange, flache Talboden nordwärts von der Hütte zum Zungenende des Gletschers ist eine kleine Enttäuschung für die verwöhnten jungen Touristen, die von der Hüttentür weg Höhe gewinnen und direkt in sie zurückfahren möchten. Das glückliche Zusammenfallen des 1. Mai mit dem ersten Wochentag, Gutwetterausichten und ein ungefährlicher Neuschneestaub haben uns eingeladen, den Großvenediger zu umwandern. Da sich der Rücken diesmal sehr lange mit dem Rucksack befreunden muß, nehmen wir nur das allerwichtigste Gepäck mit, dafür ein bißchen mehr Taschengeld und die innere Vorbereitung auf ausgiebige Teller Erbsensuppe. Die Auswahl der Teilnehmer war ähnlich scharf und es gab bei einigen großemwahn-sinnigen Kleinen in der vergangenen Schulwoche ein verbittertes Gesicht. Die Gruppe der Rächtigen ist trotzdem groß und steigt bergauf dem Geiger zu. Ein gestrichener Teller Haferschleim war das Frühstück. „Das gibt einen weichen, warmen Bauch“, hat Frau Ida den „hartes Frühstück“ verneinenden Bürgerjöhnen zugeredet. Mit diesen Kräften ist im Kühlschrank des Maurertales herrlich zu steigen. Auf dem dünnen Neuschnee geht es sich wie auf einem Teppich. Die Steilstufe vom letzten Talschluß hinauf in die flachen Hänge des oberen Geigerkeefes erfordert einige Anstrengung. Unser Schließender hat Seehundsfelle, wünscht sie zum Teufel, ist jedenfalls dabei mühevoll Schließender geblieben. In der Höhe vor der letzten Verebnung ist der Pulverschnee schon windgepreßt. Hier sei der Führer plötzlich merklich bleich geworden. Tatsächlich kam ich um ein leises Erschrecken nicht herum, als auf einmal der linke Schi durchbrach und ein rasches Seitwärtskippen mir rasam erschien. Eine Spalte, die in Spurrichtung zu laufen schien. Wieder ein kleines, praktisches Stück Bergfahrt für die jungen Wanderer, die den Gletscher gerne so harmlos nehmen. Das letzte Gratstück zu Fuß war dann rasch genommen, und in heller Freude drücken wir uns am Gipfel die Hand. Zweieinhalb Stunden Aufstieg. Es ist ein prachtvoller Morgen mit einer reichlich kühlen Gipfelkraft. Der Rundblick wird hier völlig vom Großvenediger in Bann genommen. Von allen Seiten haben wir den Eisgewaltigen schon bewundert: als hochfahrende, steile Spitze von der Kürzinger Hütte aus, als harmlosen weißen Firnhut vom Eichham aus, als machtvollen Eisfloh von der grünen Wiese der Johannahütte aufsteigend. So eindrucksvoll, mit gewaltig vorgebauten Pfeilern als Beherrscher des ganzen Tauernammes, wie von hier, zeigt er sich nirgends. Er ist fürwahr der Altvater einer hundertfachen Kinderchar, die sich als vielgestaltige Persönlichkeiten um ihn scharen. Unser Abfahrtsziel, die Kürzinger Hütte, sieht mit ihren Zubauten wie ein kleines Dörfli zu uns herauf. Deutlich ausnehmbare Schispueren münden von allen Seiten zu ihr hin. Es muß guter Besuch unten sein und tüchtige Tourenfahrer sind wohl gestern nach allen Richtungen aufgestiegen, von der Schliefer Spitze bis zum Reesvogel. Einem Buben fällt der Bergleich ein, wie eine Spinne sitze die Hütte inmitten eines feinen seidenen Netzes. Wir selbst wollen ja auch bald mit unseren Spuren das Netz erweitern. Die Abfahrt überbot alle Erwartungen. Eine Spanne Pulverschnee am Geiger, brauche ich mehr zu sagen? Das war ein Wellenschlagen in den Hängen, „ein Sichbegegnen, ein Abschiednehmen und ein Wiederfinden“, um mit Mühe zu sprechen, der so den Tanz beschrieb. Es mögen einige Melodien gepfiffen haben. Ein großer Reigen war es jedenfalls. Und die Schneefontänen wirbelten hinter den in schmalen Bögen fahrenden Jugendlichen nach. Ich hatte zu wenig Vorsprung, um am Talschluß stoppend diese weiße Melodie mir länger anzusehen. Junge um Junge und die zwei Mädchen standen ruckartig neben mir und zwei warfen sich in

den Schnee vor Vergnügen: „Das war eine Abfahrt!“ Der Anstieg zum Maurertörl ist nach solchem Genuß eine harte Gegenleistung. Dafür kommt des großen Tages zweiter Teil. Der langgestreckte Törlhang bis zum flachen Firnsfeld die Wiederholung derselben Herrlichkeit. Dann freilich wurde der Schnee unter der vielen Sonne pazig. Die letzte Stromschnelle noch zum unteren Aeszboden und von Gegenüber winkt die Hütte, nun plötzlich wieder hoch über uns. Vom Schwitzbad und der Müdigkeit des nun kommenden Weichschneeaufstieges sei hier nicht die Rede. Selten waren wir einmal so froh, am Hüttenziel angelangt zu sein. Ein Gutwetterabend auf der Rützfinger Hütte ist von unvergeßlicher Schönheit. Still saßen einige von uns auf den großen Felsblöcken vor der Hütte. Trotz warmer Kleidung ein leichtes Frösteln vom Sonnenbrand, der im Gesicht und auf den Schultern saß. Viel Flüssigkeit im Bauch, die den Tagesdurst trotzdem nicht nehmen wollte. Die Berggesichter dieser Hüttenumgebung waren den meisten unserer Tourenteilnehmer wenig bekannt und so konnten sie sich nicht satt sehen: am himmeltagenden Eisgipfel des Großvenedigers, an der formschönen Pyramide des Großen Geigers, an den gewaltigen Farnern, die von den Riesenleibern flossen und in dem weiten Becken sich zusammensanden, ein unermeßlicher Strom von Eis. Später das Spielen der letzten Sonnenlichter um die Berge, das Emporwachsen der Gipfel in einen glasklaren Himmel und schließlich das Spiel der kleinen Gutwetterwölkchen von hellen Goldrändern bis zum absterbenden roten Hauch. Selten habe ich die Jugend so leicht und rasch in die „Kiste“ gebracht. Hinter ihnen der umfangreiche Marsch und vor ihnen der Großvenediger, um den jetzt die ersten Sterne blitzten.

Nach dem Grundsatz, daß man gerade bei Frühjahrstouren mit Schiern nie früh genug aufbrechen kann, war der Weckruf erbarmungslos früh — bald nach 3 Uhr. Es hob sich erst die Morgendämmerung, als wir uns mit Dank verabschiedeten und auf Vortagspuren wieder dem Gletscher zuwanderten. Der Großvenedigeranstieg mit Schiern ist von dieser wie auch von der Südseite her sehr angenehm. Wie wir eigentlich mit so geringer Mühe die Bretter mit den griffigen Fellen über den guten Schnee Schritt für Schritt der Benedigerhartke zuschoben, erinnerte ich mich an elende Schinder im Sommer, an Spurenlegen bei 0,5 m Neuschnee. Die vielversprechende Schönwetterstimmung vom Vorabend war beim Aufbruch schon leise fragwürdig. Die Sonne kündete später ihren Aufgang mit einer blutroten Wolkenbank an, die sich vom Südosten her immer höher schob. Eine frostige Stimmung am Himmel, und, wenn ich auch nicht laut sagte, mein Denken war, „bloß gut auf die Südseite kommen“, denn in Prägaten wartet das Auto zur Heimfahrt in die bevorstehende Werkwoche. Um den Gipfel tanzten bald die ersten Nebelschwaden in spielender Leichtigkeit, doch mit kaltem Gefieder. Unwillkürlich zog ich das Tempo an, ich kenne den wettertückischen Berg mit seiner Schneewüste im Nebel, wo man im Augenblick jede Orientierung verliert. Auf der Schartenverebnung angekommen, war's dann so weit. Wir sahen durch zufallende Schleier noch die Umrisse des Rainerhorns und dann waren uns die Augen verhängt. Eine kleine Rast mit vielen fragenden Gesichtern: „Was machen wir jetzt, umkehren, weitergehen?“ Eine Vortagsspur dem Gipfel zu war hier oben nicht mehr auszunehmen. Der Gipfel ist abzustreichen, wir versuchen das Rainerhorn anzulaufen, um sicher auf die Desteggerhütte zu kommen. Wir nahmen die noch bekannte Richtung auf und schoben die Schier auf dem ebenen Gletscherboden in südwärtiger Richtung. Rasch kam mir das bekannte Erlebnis, für die treu mit Folgenden ein zunehmender Schreden: eine Welt in dumpfem Grau, kaum Sicht bis zum Schließenden zurück, ein eigenartig heimatloses Gefühl im Nichtmehrwissen um eine Himmelsrichtung. Sogar der Boden unter den Füßen erscheint einem fragwürdig, unverläßlich. Nach etwa zehn Minuten machen wir Halt, Kompaß oder warten. Wir entscheiden uns für Letzteres, es ist erst gegen 8 Uhr früh, die Zeit drängt zumindest nicht. Der Venediger vor einem Jahr, jammert einer, das war ein anderer Tag: „Rainerhorn, Hohen Tauern, Frohnitörl, alles haben wir mitgenommen und eine Abfahrt ohnegleichen gehabt.“ Schokolade geht im Kreis herum, Pullover werden angezogen, am Rucksack herumgepackt, etwas Nützliches muß man doch

tun. Nach einer halben Stunde kommt die eigentlich erwartete Überraschung. Der Nebel wird lichter, etwas Sonne segelt durch, die erst matte Scheibe wird stärker, der Nebel bläulich und fast plötzlich hat's die graue Schale durchrissen. In wenigen Minuten ist der Gipfel des Rainerhorns greifbar nahe zu sehen, und dann kommt der Großvenediger selbst zum Vorschein. Wir sind sehr dankbar, jubeln, wissen aber, daß dies nur ein wahrscheinliches Wetterzugeständnis für kurze Zeit ist. Der rasche Entschluß: Zwei der schon etwas müden Kämpfer bleiben hier und unter ihrer Aufsicht die Rucksäcke. Marschkompaszahl zum Rainerhorn für alle Fälle. Die Gruppe versucht den Großvenediger, bei neuerlichem, unwegsamem Nebel finden wir uns wieder durch Pfeifen und durch die eigene Spur. Im fast neckischen Spiel von Einnebelung und hellen Fenstern in dem sich ziehenden Himmel erreichen wir den Gipfel des Großvenedigers. Von der großen erträumten Fernsicht konnte keine Rede sein. Aus dem Nebelbrauen stieg einmal der Geiger auf, durch einen Schitz sahen wir zur Kürsinger Hütte, das war alles. Dennoch standen wir glücklich beieinander. Wir sprachen ein Vaterunser dem Herrn der Berge, grüßten Südtirol mit dem Bozner Bergsteigerlied „Pulverschnee und Gipfelwind“ aus vollem Halse und dann im Nebel zurück zu den zwei Posten. Mit den Schiern heißt es nun Disziplin halten. Alle fahren eine Spur und diese schlängelt sich in engen Girlanden immer nur um die des Aufstieges. Unsere Rucksäcke und die beiden Wächter sind wir dabei fast über den Haufen gefahren. Den Plan, wieder die Abfahrt vom Hohen Jaun zu nehmen, mußten wir kassieren zugunsten des kürzesten Weges zur Defreggerhütte. Dabei hat uns der Venediger noch einen großen Gefallen getan. Noch einmal wurden die Nebel so licht, daß wir das Rainerhorn ausnehmen konnten. In einer Geraden sind wir ihm zugestürzt. Im sehr vorsichtigen Abfahren von der Rainerfcharte zum Rainerkees entdeckten wir Spurenreste und nach ihnen hielten wir uns bis zur Defreggerhütte. Als ich auf dem Mulwitschartl stand, war mir dankbar und leicht ums Herz. Trotz gutem Pulverschnee war die Abfahrt nur ein vorsichtiges Wegsuchen gewesen. Die Defreggerhütte ließen wir mit ihren geschlossenen Fensterläden rechts liegen und mutiger ging's nun über den steilen Hüttenhang auf die Gletscherzunge des Mulwitskees. Die Sicht wurde rasch besser, doch der Schnee naß und schwer. Das schöne Stück durch den Cañon zur Johanneshütte war schon von kleinen Einbrüchen gestört. Sogar der letzte Genuß dieses Lobeltrennens war uns heute nicht gegönnt gewesen. Vor der Johanneshütte klafften dann die Schier aneinander. Mit einer müden Hand streicht man den wässerigen Schnee vom Holz und Bänke und Tische vor der Hütte sind rasch besiedelt. Zum erstenmal seit dem frühen Aufstehen wird jetzt mit entspannten Nerven so richtig von Herzen gejauft. Daß es darüber leicht zu tröpfeln beginnt, hat uns kaum mehr gestört. Später kam Regen. Und auf den großen Postomibus, der uns nach Trienz zu führte, hat es dann richtig getrommelt.

Die Verabschiedung vor dem Bahnhof war wie immer: Jeder sagte, es sei herrlich schön gewesen. Die Stadt, nach aufgehelltem früh sommerlichem Regen frisch gewaschen, voll bummelnder und hastender Menschen. Die Leute sahen uns nach und meinten: „Die können's Schifahren auch nicht mehr lassen!“, während die Bretter auf unseren Schultern den Takt zu den Schritten klafften, die sich in den kleinen Gassen verloren. Ich weiß nicht, wie es die anderen empfinden. Mir bleibt nach solchen Tagen auf dem kurzen Stadtweg der Asphalt fremd unter den Füßen, der Lärm störend in den Ohren und in der Seele ein leises Heimweh nach dem Land der weißen Berge, so wie damals, als ich als kleiner Bub auszog, um mir einen Platz in der Welt zu erobern.

# Zwischen dem Arc und der Isère

## Bergfahrten im Hochland von Savoyen

Von S. Walcher, Wien

Südlich des Montblanc, von der Isère im Osten, Norden und Westen, vom Arc im Osten, Süden und Westen eingeschlossen und durch den Col de l'Heran, 2770 m, dem höchsten fahrbaren Alpenpaß, mit dem Hauptzug der Grajischen Alpen verbunden, erhebt sich das Bergland der Vanoise und des Mont Bourri in einsamer Größe und Schönheit. Drei Hochpässe unterteilen das ganze Gebiet. Nördlich des Arc-Tales, der Tallandschaft der Maurienne, liegt der Gletscherstoß der Aiguilles de Pécel et de Pollet. Der Col de Chavière (2801 m) verbindet ihn mit der Hauptgruppe der Vanoise, die von der Pointe de l'Échelle über den Col d'Aussois (2914 m) bis zum Col de la Vanoise (2515 m) reicht. Nördlich dieses Hochpasses erhebt sich dann die Gruppe der Grande Casse mit der Grande Motte. In der Grande Casse erreicht das ganze Gebiet mit 3852 m seine höchste Erhebung. Der Col du Palet (2653 m) stellt dann die Verbindung mit der nördlichsten Gruppe, dem Mont Bourri und der Gruppe der Bellecôte, her. Diesem Hauptzuge östlich vorgelagert befinden sich die kleineren Gruppen der Pointe de la Sana, des Grand Roc Noire und der Mean-Martin.

Über diese Berggebiete ist bis heute in der deutschsprachigen alpinen Literatur nicht viel berichtet worden. In der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins haben darüber zuletzt, wenn meine Aufzeichnungen richtig sind, Dr. Carl Blodig und Ludwig Burtcheller in den Jahren 1895 und 1896 berichtet. An Kartenmaterial stehen derzeit die recht guten Blätter der Carte de France, 1:50.000, Ausgabe 1922, zur Verfügung, und zwar für die Aiguilles de Pécel und Pollet und für die Dent Barrachée das Blatt Modane, für die Grande Casse das Blatt Woatières und für den Mont Bourri das Blatt Tignes. Als gute Übersichtskarten dienen die Cartes Taride, Dauphiné, Savoie, 1:250.000, und die Karte Les Routes des Alpes, Blatt Nord, 1:200.000, ein Zusammendruck der Carte de France et des Frontières, 1:200.000. Diesen angeführten Karten sind auch alle Bezeichnungen und Höhenangaben entnommen, die allerdings leider nicht durchwegs übereinstimmen.

\*

Als ich im September 1953 auf dem Gipfel des Gran Paradiso mit meiner Gefährtin von den Grajischen Alpen Abschied nahm, war der Plan für das Urlaubsjahr 1954 bereits fertig. — Es ist eigenartig, wie unbergeßbar und frisch Jugenderinnerungen im Gedächtnis haften können, und wie oft scheinbar ganz nebensächliche Ereignisse in späteren Jahren Entschlüsse entscheidend beeinflussen. Meine erste Bekanntschaft mit dem Wort oder Begriff Savoyen datiert aus dem Jahre 1904. Damals gab mir mein Oberlehrer, Franz Reiler, aus der Schülerbibliothek der Volksschule in Hirschwang eine Jugendschrift zu lesen, die den Titel trug: „Das Savoyarden-Büßchen.“ Zehn Jahre später, knapp vor dem ersten Weltkrieg, kam mir dann der Band 26 der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in die Hände, ausgerechnet der Jahrgang 1895, das Buch des Jahres meiner Geburt. In diesem Bande und im Bande 27, den ich mir raschest besorgte, berichten Dr. Blodig und L. Burtcheller über ihre Fahrten in der Maurienne und der Tarantaise. Damals schon habe ich diese Aufsätze wiederholt und mit Begeisterung gelesen und später dann immer wieder. So hat sich allmählich

die Kraft meiner Vorstellung und Phantasie eine ganz eigenartige Bergwelt aufgebaut, in die, durch das Studium der einschlägigen Literatur und vor allem der vorhandenen Landkarten, immer mehr Licht kam, bis dann auf dem Gipfel des Gran Paradiso, beim Abschiednehmen vom letzten Urlaubsberg des Jahres 1953, der Plan für den ersten Urlaubsberg des Jahres 1954 fertig vor mir lag. Wie die einzelnen Pläne und Wünsche dann Wirklichkeit wurden, sei hier erzählt.

\*

### Pointe de la Nechasse (3208 m) und Aiguille de la Banoise (2790 m)

Am Montag, den 23. August, waren meine Gefährtin und ich von Turin nach Modane gekommen und sofort mit dem Postauto nach Termignon weitergefahren, wo wir im Gasthof zum Goldenen Löwen nächtigten. Am nächsten Tag begann unser Weg zum Col de la Banoise und zur Grande Casse. Obwohl wir einen großen Teil unseres Gepäcks im Goldenen Löwen zurückgelassen hatten, waren die Rucksäcke noch schwer genug und drückten sehr, als wir langsam den Weg zum Plan du Lac hinauf schritten. Der Himmel war reichlich mit Wolken bedeckt und die Berge steckten weit herab im Nebel. Als wir aber dann die Paßhöhe erreicht hatten und hinunterschritten nach Entre deux Gaux (2107 m), geschah das erste Wunder unserer Fahrt. Unermutet wurde es um uns lichter. Der Nebel bewegte sich rasch, über uns wurde das Blau des Himmels sichtbar, und dann wuchs vor uns aus dem grauen Gewoge ein wahrhaft riesengroßer, tiefverschneiter Berg. Schau, sagte ich, der H! 2! So sahen wir die Grande Casse zum erstenmal.

Unten, im lieblichen Entre deux Gaux, gab es in der einfachen Hütte eine warme Suppe und einen ausgezeichneten Rotwein, Marke Duvernet. Eine Flasche tranken wir aus, eine zweite wanderte in meinen Rucksack; man kann nicht wissen, dachte ich mir, und sicher ist sicher.

Die Erscheinung der Grande Casse war nur eine flüchtige Angelegenheit. Als wir hinaufstiegen zum Col de la Banoise, versank die Welt um uns wieder im düstersten Grau des Nebels und langsam begann es zu schneien. Als wir dann das Refuge Félix Faure erreichten, war es Winter geworden.

Am Mittwoch, den 25. August, schneite es den ganzen Tag. Da es in der Hütte kalt war, blieb uns nichts anderes übrig, als unter den rauhen Decken des Lagers zu bleiben, auf dem es sich auch die Hüttenhunde recht bequem gemacht hatten. Tags darauf aber war der Himmel wolkenlos. Was aber nützte uns das? Bei der Hütte lagen 30 bis 40 cm Neuschnee und die Grande Casse sah tatsächlich erschreckend aus. Gestern abends war noch eine Gruppe junger Franzosen mit einem Führer zur Hütte gekommen. Jetzt standen sie alle vor der Hütte und blickten laut debattierend hinauf zur nahen Pointe de la Nechasse. Als sie schon lange unterwegs waren, folgten wir teilweise ihren Spuren und erreichten den Gipfel in dem Augenblick, als der letzte Franzose ihn verließ. So konnten wir noch eine stille Rast halten. Blendend weiß lag rund um uns das tiefverschneite Bergland. Jeder Gedanke, die Fahrt bis zum Dôme de Chassefôret fortzusetzen, schwand sofort beim Anblick des großen, neuschneebedeckten Banoise-Gletschers. Aber auch die Grande Casse hat unsere Wünsche sehr klein gemacht, denn bei diesen Verhältnissen war an einen Aufstieg auf dem Glacier des Grands Couloirs nicht zu denken. Und wie zur Bestätigung dieser Überlegung begannen die Neuschneelawinen donnernd in die Tiefe zu stürzen. Langsam waren inzwischen wieder Nebel aus den Tälern aufgestiegen, und ebenso langsam versank um uns die strahlende Welt. Als wir im Abstieg bereits die Hütte erreicht hatten, ragte nur mehr die untere Hälfte der Aiguille de la Banoise aus dem Nebel. Was mich dann dazu getrieben hat, knapp vor der Hütte in Richtung der Aiguille abzuschwenken, weiß ich nicht. Meine Gefährtin folgte mir stillschweigend. Der Schnee war naß, der Hang hinauf zum Gipfel steil und — grasig. Ich nahm das Seil und stieg weiter. Unsinn, sagte ich mir selbst, bei diesen Verhältnissen da hinaufzusteigen. Aber ich war bereits unterwegs, und weit konnte es ja nicht sein. Inzwischen war das Wetter wieder ganz schlecht geworden; es regnete und schneite durcheinander.

Das Gelände wurde immer gefährlicher. Der Hang war teilweise so steil, daß ich mit dem Pickel sichern mußte. Die letzte Seillänge war mehr als gewagt. Nur das Vertrauen zur Sicherheit meiner Gefährtin ließ mich noch weitergehen bis zum Gipfel. Der Abstieg war noch schlimmer. Erst als das Gelände flacher wurde, legten wir das Seil ab und eilten, vollkommen durchnäßt, zur Hütte.

### Die Pointe de la Grande Casse (3852 m)

Nichts wiederholt sich — — —  
nicht das Schreckliche, nicht das Schöne.  
Aber was noch kommt,  
kann noch schrecklicher,  
aber auch noch schöner sein.

Es war noch schöner, aber fast auch noch schrecklicher. In diese Situation hat uns einzig allein der Wunsch gebracht, heute, am Freitag, den 27. August, die Grande Casse zu ersteigen. „Unmöglich“, jagte der Hüttenwirt, ein alter Bergführer. „Die Lawinen sind noch nicht alle herunter und das große Couloir ist zu gefährlich.“ Gewiß, er hat recht — aber — versuchen kann man es ja doch. Der Hüttenwirt lächelt und geht in die Hütte. Es ist sechs Uhr morgens. Der Himmel ist wolkenlos und die Luft eisig kalt. Unsere Schuhe, Socken und Hosen sind noch naß von gestern. Schon beim Anziehen haben wir ein sehr unangenehmes Gefühl. Aber der Himmel ist so schön blau, der Berg so nahe und — wer weiß, wie es morgen ist.

Um sieben Uhr sind wir mit dem Überlegen und Vorbereiten fertig und gehen. „Au revoir“, ruft der Hüttenwirt. „Auf Wiedersehen“, sagen wir. Und nun beginne ich den Weg zu suchen, hinauf zum Beginn des steilen Gletschers. Mehr als ein halber Meter Neuschnee verdeckt jede Wegspur. Als die Schuhe vom Eis abrutschen, wissen wir, daß wir auf dem Gletscher stehen. Der ist steil, spaltenreich und erfordert die größte Vorsicht. Bald umgeben uns von allen Seiten die riesigen Knollen der abgegangenen Lawinen. Da der Anstieg auf dem Gletscher immer mühsamer und gefährlicher wird, quere ich zu den Felsen des Westgrates. Dort aber sieht es noch schlimmer aus. Die Felsen sind so steil, daß wir uns kaum einen halbwegs sicheren Rastplatz schaffen können. Da sitzen wir nun in einem der großartigsten alpinen Gelände, das ich jemals — nicht sah, sondern erlebte. Der Himmel war wolkenlos, die Sonne brannte, und die Füße in den nassen Socken und Schuhen waren gefühllos. War das ein Teufelszeug! Wir mußten uns rasch entschließen. Entweder hinein in das Große Couloir oder — umkehren. „Was meinst Du“, frage ich. „Wie Du glaubst“, kommt die Antwort. Stumm stehe ich auf, prüfe das Seil und quere die steilen, noch immer mit haltlosem Neuschnee bedeckten Hänge hinüber zur breiten, aber steilen, sehr feilen Rinne. Nun geht es Seillänge um Seillänge hinauf. Oft ist der Hang so steil, daß mein Ellenbogen, wenn ich nachkommen lasse, den Hang berührt, zeitweise ist der Schnee so tief und weich, daß ich bis über die Knie einsinke, und dann ist er wieder so hart, daß die Zacken der Eisen zu wenig Halt finden und Stufen geschlagen werden müssen. Entsetzlich brennt die Sonne, entsetzlich frieren die Füße. Inzwischen aber ist es bereits 15 Uhr geworden. Völl Wut und doch sehnsüchtig blicke ich hinauf zum fernen Grat. „Unmöglich. Heute kommen wir nicht mehr hinauf!“ Die Gefährtin steht hinter mir und blickt mich mit leuchtenden Augen an. „Heute nicht mehr, aber — morgen!“ meint sie lächelnd. Das war eine feine Antwort; nun wird das Umkehren leichter. Vorsichtig steigen wir in unseren Spuren hinab. Die Sonne hat inzwischen tüchtig den Schnee weggeräumt. Der letzte, steile Eishang ist fast schon aper und auf der Moräne zeigt eine dunkle Linie den Verlauf des Steiges an. Um 17 Uhr, zehn Stunden nach unserem Aufbruch, ziehen wir wieder in die Hütte ein. Es war erfreulich, wie fürsorglich uns der Wirt betreute. Meine Gefährtin hatte sich die Klappe der rechten großen Zehe erfroren; mir die Sonne den rechten Handrücken

so verbrannt, daß er hoch geschwollen war. „War es schrecklicher als gestern?“, fragte ich; sie lächelt wieder und sagt: „Schöner!“

Am nächsten Morgen, es war Samstag, der 28. August, waren wir schon um fünf Uhr unterwegs. Diesmal waren die Schuhe, die Socken und Hosen trocken; der Hüttenwirt hatte sie über Nacht in die Küche genommen und sie uns am Morgen mit dem Wunsche — „viel Glück“ — übergeben. Noch war es dunkel, als wir auf der Moräne, unseren Spuren von gestern folgend, wieder zum Gletscher hinaufstiegen. Hatten wir gestern bis zum Rastplatz mehr als fünf Stunden gebraucht, genügten heute zweidreiviertel. Von sieben bis acht Uhr hielten wir vor dem Einstieg in die Rinne Rast. Zwei Stunden später, zugleich mit der Sonne, erreichten wir den Westgrat, umflutet von einer Überfülle blendenden Lichtes. Trotz der Spuren von gestern hatten wir immerhin noch zwei Stunden gebraucht, um die Rinne zu durchsteigen. Jetzt erst sahen wir, wie gut bedacht die Umkehr von gestern war. Nun aber standen wir ja erst auf dem Grat und sahen den Gipfel noch mindestens 500 Meter weit entfernt. Zwischen ihm und uns war aber nichts als — Wächten. Das war nun ein heikler, aber überaus schöner Gang. Und dann, nach einer weiteren Stunde, standen wir oben auf dem Gipfel. Was es da zu sehen gibt, das hat Purtscheller im Jahrbuch 1896 festgehalten. Wir grüßten unsere Freunde im Dauphiné, vor allem die herrliche Barre des Ecrins, wir grüßten den langen Zug der Grajischen Alpen und grüßten in Erinnerung und in Sehnsucht den Weißen Berg.

Nach kurzer Rast steigen wir in unseren Spuren vorsichtig hinab. Die Sonne hat inzwischen den Schnee in der „Großen Rinne“ sehr erweicht und ich war froh, als wir, aus ihr herausquerend, die etwas flacheren Hänge erreichten. Als wir unten, nach dem letzten Eishang, am Beginn der Moräne das Seil lösten, blickte ich hinauf zum Gipfel, zog tief den Hut und dankte dem Berg aus vollem Herzen für seine Gnade.

Mit ehrlicher Freude begrüßte uns der Hüttenwirt. „Seit Wochen“, sagte er, „war niemand auf der Grande Casse und nun hätten wir bei diesen schlechten und gefährlichen Verhältnissen den Berg bestiegen; das müsse gefeiert werden. Und wir feierten. Wir rühten einen Tisch zu unserem Lager, hüllten uns in die rauhen Decken und tranken den tiefroten, funkelnden Dubernet.“

### **Aiguille de Pollet (3530 m) und Dôme de Pollet (3508 m)**

Von Moûtiers, dem Hauptort des Hère-Tales und der Tarentaise, zieht das Tal des Doron hinein nach Bralognan, dem Jermatt der Vanoise. Dorthin stiegen wir am Sonntag, den 29. August, nach unserer Erstbesteigung der Grande Casse ab. Merkwürdig, man kannte uns schon und wußte, daß wir „oben“ waren. Nach einem vergnüglichen Abend wanderten wir Tags darauf in viereinhalb Stunden zum Refuge Pécelet-Pollet (2470 m); auch hier waren wir fast die einzigen Gäste.

Am nächsten Tag, Dienstag, den 31. August, waren wir schon um fünf Uhr morgens unterwegs. Ein bescheidenes Steiglein leitet vorbei am Lac Blanc hinauf zum Col du Grand Infernet (2841 m). Dann kommt die Moräne eines Seitenarmes des großen Gébroula-Gletschers, und dann geht es auf dem Gletscher mäßig steil hinauf zu den dunklen Gipfelselken der Aiguille de Pollet. Ein wunderschöner Tag ward uns geschenkt; kein Lüftchen rührte sich, wolkenlos hing der Himmel über einem wunderbaren Bergland. Ferne grüßten wieder die Meije und die Ecrins, grüßte der Montblanc und — winkte unser nächstes Ziel, die Dent Parrachée.

Im Abstieg besuchten wir noch die flache Kuppe des Dôme de Pollet, blickten voll Verlangen hinüber zum lockenden Nordgrat der Pointe de l'Échelle und hielten dann etwas oberhalb des Lac Blanc bei einer köstlichen Quelle eine ausgiebige Rast. „Der schönste Tag des Jahres“, meinte die Hüttenwirtin, als wir gegen 15 Uhr zur Hütte zurückkamen. Ja, es war wirklich der schönste Tag des Jahres; wenn er nur nicht der letzte schöne ist, denn, wir haben ja noch Pläne, Pläne.

**Dent Parrachée (3684 m)**

Am Mittwoch, den 1. September, sind wir bei schönem Wetter vom Refuge Péclet-Pollet über den Col de Chavière, 2801 m, nach Modane hinübergewandert. Die Landschaft ist großartig, der Weg nicht immer deutlich zu sehen. Die Sonne brante heiß, und der Abstieg von den wenigen Häusern oder besser Hütten von Pollet auf dem steinigem, steilen Fahrweg nach dem staubigen Modane war kein Vergnügen. Schimpfend wegen der schlechten Straßenpflege zog ich in Modane ein; weit hinter mir die Gefährtin, die sich wegen meiner Anmutsäußerungen in sicherer Entfernung hielt. Aber so staubig dieses Modane auch bei unserem Einzug war, wir hatten es bald lieb gewonnen und fühlten uns im Hotel du Commerce neben dem rauschenden Arc bald sehr wohl.

Am nächsten Tag fuhren wir mit dem Postauto hinauf nach dem 1496 m hoch gelegenen, lieblichen Aulps. Leider war das Wetter wieder schlecht geworden. Es regnete fast den ganzen Tag, und wir waren froh, wenigstens im Gasthof zur Sonne eine gute Unterkunft gefunden zu haben.

Am Freitag, den 3. September, ist das Wetter wieder schön. Da wir heute nur zur Alpe Journache gehen wollen, brauchen wir uns nicht zu beeilen. Der Weg hinauf in das Tal des St.-Benoit-Baches ist recht anziehend. Er wäre noch schöner, würde er nicht wiederholt durch zahlreiche Baustellen eines Stausees führen. Nach zweieinhalb Stunden Anstieg stehen wir vor der verschlossenen Almhütte von Journache (2379 m). Ein einsamer Mäher jagt uns, daß wir hier nicht nächtigen können, daß aber drüben auf Plan Sec Mädchen seien, die uns im Heu werden schlafen lassen. Um Genaueres zu erfahren, unternimmt meine Gefährtin eine Rundfahrt. Nach einer Stunde kommt sie zurück und bringt die Nachricht, daß wir zwar drüben im Heu schlafen dürfen, daß es aber sonst in der Hütte „sehr unordentlich“ aussehe. Da diese Mitteilung nicht sehr einladend war, blieben wir noch lange bei der verschlossenen Hütte sitzen und ließen uns von der Sonne wärmen. Drüben auf Plan Sec wurden wir dann nicht unfreundlich, aber auch nicht gerade gastlich aufgenommen.

Als ich am nächsten Tag um halb drei Uhr morgens das ungemütliche Heulager verlassen konnte, war ich herzlich froh. Im Halbdunkel des frühen Morgens tappten wir hinüber nach Journache und stiegen dann die endlosen, steilen Grashänge nördlich des Punktes 2809 hinauf zum kleinen, schotterüberdeckten Gletscher am Fuße der breiten Geröll- und Schneerinne, die zum Col de la Dent Parrachée, 3391 m, hinaufzieht. Sie sah nicht schlimm aus, war fast zur Hälfte schneefrei und im unteren Teil nicht übermäßig steil. In halber Höhe teilt sich die Rinne. Links zieht eine schmalere, steilere Firnrinne zum Col hinauf, rechts verliert sich die Rinne in einem mehr oder weniger aufgelösten steilen Hang. Langsam steigen wir auf dem Geröll und dann auf dem harten Schnee zur Gabelung hinauf. Wenige Minuten bevor ich den trennenden Felsrücken erreichte, kam die Sonne. Ich hatte den schmalen Auslauf der Firnrinne bereits überquert und stand sichernd im Schutze der Felsen, als die ersten Steine geflogen kamen. Also waren wir doch noch zu spät aufgebrochen! Länger als eine Stunde mußten wir warten, bis das Pfeifen der fallenden Steine seltener wurde. Schnell stieg ich dann in der schmalen, ziemlich steilen Rinne aufwärts, ließ die Gefährtin ebenso schnell nachkommen, und war froh, als wir den engen, ungemütlichen Schluß nach vier oder fünf Seillängen verlassen konnten. Um halb zehn Uhr, fünf Stunden nach dem Aufbruch von Plan Sec, standen wir auf dem Col de la Dent Parrachée. Leider war inzwischen Nebel eingefallen und raubte uns so ziemlich jede Sicht. In schöner Kletterei ging es nun auf dem Grat aufwärts. Als wir aber auf seine Nordseite kamen, änderten sich mit einem Schlag das Bild und die Verhältnisse. Tiefes, feines Pulverschnee lag auf dem Fels, und zeitweise mußten wir uns förmlich durch die Schneemassen höherröhren. Im steilen Fels, neben einem ebenso steilen Firnhang zur Linken, kletterten wir höher und erreichten dann um elf Uhr, eineinhalb Stunden nach dem Verlassen des Col de la Parrachée, den Gipfel. Leider steckten wir noch immer im dichtesten Nebel. Wir warteten

zwar eine halbe Stunde, aber vergeblich. Etwas enttäuscht traten wir den Rückweg an. Im Abstieg benützten wir nicht mehr die schmale Firnrinne, sondern den Schotterhang zur Linken des Trennungsrückens, der uns rasch tiefer brachte. Als wir die Alpe Journache erreichten, waren alle Nebel verschwunden; leuchtend im Sonnenschein stand jetzt der Berg wieder vor uns.

In Plan Sec hielten wir uns nicht mehr lange auf. Wir packten unsere Habseligkeiten zusammen und stiegen die steilen Grashänge hinab zum Stausee; um 16.45 Uhr waren wir wieder in Aussois.

### Mont Pourri (3782 m)

In der Welt meiner Vorstellungen und Gedanken nahm der Mont Pourri seit der ersten Lektüre des Aufsatzes von Dr. Blobig, also seit 1914, eine ganz bevorzugte Stellung ein. Ich hütete den Namen wie eine geheime Liebe und wo ich konnte und wo sich Gelegenheit bot, beschäftigte ich mich mit diesem Berg. Es ist daher verständlich, daß ich jetzt, der Erfüllung meines alten Wunsches nahe, voll Erwartung auf das wirkliche Erleben war. Ob es wohl die Vorstellung übertraf oder vielleicht gar hinter ihr zurückblieb? Die Antwort stand nun vor der Tür; in wenigen Tagen konnte auch dieses Ziel alter Sehnsucht und nimmermüden Wünschens erfüllt sein.

Am Sonntag, den 5. September, fuhren wir von Aussois mit dem Postauto wieder hinunter nach Modane und um die Mittagszeit weiter hinauf nach Lanslebourg. Da an diesem Tag keine Postverbindung mehr zum Col de l'Éseran und hinüber nach Bourg St. Maurice bestand, mußten wir bis zum nächsten Tag warten.

An diesem Morgen begann nun um zehn Uhr vormittags eine Autofahrt, die allein wert ist, eine Reise in das Tal des Arc zu unternehmen. Je weiter man hinaufkommt nach Bessans und Bonneval, um so großartiger und ursprünglicher wird die Landschaft. Dann, nach Bonneval, steigt die Straße 1000 Meter hinauf zum Col de l'Éseran. Da wir zwei Stunden auf den Anschluß nach Bourg St. Maurice warten mußten, hatten wir reichlich Zeit, die prächtige und sehr instruktive Aussicht von diesem höchsten befahrbaren Alpenpaß (2770 m) zu bewundern. Wir stiegen von der Paßhöhe langsam ein Stück auf dem nördlichen Hang hinauf und suchten den Mont Pourri. Und da stand er. Über die blauen Fluten des Lac du Chevril, des großen Stausees von Tignes, über den Gipfel der Grande Parei, über den Dôme de la Sache, über den leuchtenden Gurra-Gletscher hob er seine feine, silberglänzende Gipfelnadel hinauf zum wolkenlosen Himmel. Da stand er also, das war der Mont Pourri. Stumm grüßten wir ihn. Ein Jahr später, als wir, wieder im September, von Bourg St. Maurice über den Kleinen Sankt-Bernhard-Paß hinüberfuhren nach Courmayeur, grüßten wir uns als gute Freunde. Damals erschien mir der Berg wohl am schönsten. Eine graue Nebeldecke lag über dem Tal der Mère. Je höher uns der Wagen hinaufbrachte zum Paß, um so lichter wurde sie. Dann wurde es ober uns blau. Langsam sank die Nebeldecke tiefer und aus ihr wuchs blendend und funkelnd im Sonnenlicht der Gipfel des Mont Pourri. Und langsam, wie er aus dem Nebelgewoge aufgetaucht war, versank er wieder wie ein lieber, alter Traum.

Noch viele Berge grüßten und winkten, und weckten Wünsche oben auf dem Col de l'Éseran. Da standen so nahe die Aiguille de la Grande Cassière, die Pointe de la Traversière, die prachtvolle Tsanteleina und alle Gipfel des mächtigen Gletscherstodes der Levanna, von der Cima Occidentale bis zur Orientale und bis zur Pointe du Grand Méan. Goldgelb aber leuchtete der große Gletscher der Quelle des Arc.

Auch die Fahrt vom Col de l'Éseran hinab nach Val d'Ésère und weiter nach Tignes und Bourg St. Maurice ist sehr schön. Gleich nach den ersten Straßenkehren erglänzte im Westen das Silberhorn der Grande Motte. In Bourg St. Maurice hatten wir sofort Bahnverbindung nach Landry, das wir um 18.35 Uhr erreichten. In der Laube einer kleinen Gastwirtschaft, neben der Brücke über den rauschenden Ponturin, hielten wir Rast. Das gute Essen und ein noch besserer Wein stimmten uns fröhlich. Ein Taxi brachte uns dann um 20 Uhr, es war schon finster, hinauf nach Peisey (1300 m). Das war zwar

eine teure (fr 600.—), aber schöne Fahrt. Im Lichte der Scheinwerfer leuchtete rund um uns das Grün des Waldes und es war, als führen wir in einem U-Boot durch einen Tangwald des Meeres.

Am nächsten Tag, Dienstag, den 7. September, holten wir uns vom Wirt der Pourri-Hütte, dem Refuge Francois Regaud, noch verschiedene Auskünfte, und folgten dann der guten Straße über Nancroit bis Les Lanches. Dort, bei der alten Holzbrücke über den jungen Ponturin, beginnt der Hüttenweg. An baumlosen Hängen führt er steil hinan und leitet dann, hoch oben, ziemlich waagrecht hinüber zur Hütte. Der Himmel war teilweise bedeckt, die Luft schwül, der Rucksack schwer, und so war es kein Wunder, daß der Schweiß reichlich floß und daß wir froh waren, nach dreieinhalb Stunden die kleine Hütte (2436 m) am Fuße der sehr steilen Moräne des Glacier du Geay zu erreichen.

Zwei junge Franzosen und eine Französin begrüßten uns freundlich. Die Hütte ist ein kleiner, einfacher Steinbau, hat nur einen Raum, zwei Holzpritschen, einen Tisch und einen äußerst unpraktischen Ofen. Ein junger Hirte mit einem großen blonden Vollbart, sein jüngerer Bruder und ein großer Hund hausten scheinbar hier während der Sommermonate. Der junge Vollbärtige war freundlich und hat uns später reichlich mit guter Frischmilch versorgt. Nachmittags kamen die Gefährten der Franzosen vom Mont Pourri zurück. Ob sie auf dem Gipfel waren, konnte ich nicht feststellen, wohl aber, daß sie reichlich erschöpft ankamen und dann stundenlang kochten und speisten. Inzwischen war die Schwüle des Tages einem kräftigen Gewitter gewichen. Blitz und Donner folgten sich unmittelbar, der Regen rauschte, und später trommelten große Hagelkörner auf das Blechdach der Hütte. Als sich das Unwetter verzog, stiegen die Franzosen bis auf einen ab. Nun richteten wir unser bescheidenes Abendessen und freuten uns auf eine ruhige Nacht. Aber siehe da, es wurde plötzlich vor der Hütte laut. 20 junge Mädchen zwischen 10 und 14 Jahren zogen gleich darauf ziemlich lebhaft in die Hütte ein, gefolgt von einer älteren, scheinbar sehr energischen Nonne. Das war nun eine arge Überraschung, und lange Zeit ein schier undurchbringliches Gewühl. Wir lagen in unserem Zelt sack auf dem unteren Lager und beobachteten das Getriebe, das sich nicht ohne eine Reihe lustiger Augenblicke vollzog. Den Höhepunkt des Abends bildete wohl die Besteigung des oberen Pritschenslagers durch die Nonne unter Mithilfe der gesamten Mädchenchar. Dann aber ertönte eine energische Stimme und um 21 Uhr herrschte vollkommene, musterhafte Hüttenruhe. Leider aber nur in der Hütte. Draußen rollte der Donner, zuckten die Blitze und rauschte der Regen. Mit trüben Gedanken und unruhigem Herzen schlief ich ein.

Am nächsten Morgen war recht zweifelhaftes Wetter. Alle standen auf, aber nur wir zwei verließen um sieben Uhr die Hütte und stiegen langsam die sehr steile Moräne zum Geay-Gletscher hinauf. Er ist noch steiler als die Moräne. Auf dem harten, aperen Eis lagen 20 bis 30 cm nasser Neuschnee. Dichter Nebel umgab uns, und zeitweise regnete und schneite es. Da kehrten wir nach den ersten Seillängen um und setzten uns unter einem großen Moränenblock in unseren roten Zelt sack. Da sah auf einmal die Welt ganz rosig aus; so oft ich aber voll Hoffnung den Kopf hinaussteckte, um nach dem Wetter zu sehen, sah ich nichts als Nebel und Schnee. So stiegen wir denn hinab zur Hütte, die inzwischen völlig leer geworden war. Im Laufe des Nachmittags änderte sich dann das Wetter. Die Nebel verzogen sich, die Sonne kam, und voll Hoffnung krochen wir nach einem noch spärlicheren Abendessen unter die rauhen Decken.

Als wir am nächsten Morgen, Donnerstag, den 9. September, um 5.40 Uhr wieder die Hütte verließen, war der Himmel wolkenlos und die Luft eisig kalt. Nach einer Stunde hatten wir die Moräne hinter uns und betraten den Gletscher. Heute sah die Welt freilich ganz anders aus. Unberührt und blendend weiß stieg vor uns der Gletscher hinauf zur Schulter und zum Gipfel. Rund 800 m Höhendifferenz bei nur 1000 m Entfernung ergibt eine ganz nette Durchschnittsneigung. Große, schlecht überbrückte Spalten und die beiden Brücke gaben uns reichlich Arbeit und sorgten für Abwechslung. Besonders der mittlere Teil des Gletschers und der Gang hinauf zur Schulter waren steil und er-

forderten viel Vorsicht. Dann aber schritten, nein stiegen wir Schritt für Schritt den letzten steilen Hang hinauf zum Gipfel, den wir um 9.15 Uhr betraten. Das war ein feierlicher Augenblick, in dem sich ein 40 Jahre alter Wunsch erfüllte; und er erfüllte sich großartig. So weit das Auge reichte und wohin es auch blickte, nichts als strahlende unsagbar schöne Bergherlichkeit. Was sind da schon Namen und Höhenzahlen. Im blauen Lichte der dunklen Schatten und im sehnsuchtsbefreienden Lichte der göttlichen Sonne schwindet alles, was je das Gemüt bedrückte, und nichts bleibt in solch einer Minute oder Stunde der Erfüllung als ein ruhiges, wunschloses Herz und das Glück des Augenblickes. Ferne im Süden leuchtete die Silberkrone der Grins, näher stand die Dent Parrachée, noch näher die gewaltige Grande Casse; alle grüßten wir. Im Norden aber, jenseits des Kleinen Sankt-Bernhard-Passes, stand in ruhiger Größe, alles überragend, eingehüllt in ein Meer gleißenden und funkelnden Lichtes, einsam, und doch von einer Schar königlicher Trabanten umgeben, der Weiße Berg. Das war alles schön, wunderbar schön. Aber auch vom Gipfel des Mont Pourri mußte geschieden sein. Langsam und vorsichtig stiegen wir wieder hinab in die weiße Tiefe. Auf dem steilen Hang unterhalb der Schulter hatte die Gefährtin Pech. Sie stolperte, blieb mit einem Eisen in der Bindung hängen und riß sich mit einer Zacke eine fünf bis sechs Zentimeter lange, tiefe Wunde in die rechte Wade. Aber trotz des vielen Blutes und meiner „Lobrede“ blieb sie fröhlich. Mit einem reinen Taschentuch verband ich die Wunde und, als ob nichts geschehen wäre, setzte die Standhaste den Abstieg fort. Der war nun gar nicht angenehm und ungefährlich. Die Sonne hatte trotz der frühen Stunde den Schnee bereits sehr erweicht, die Brücken noch einsturzbereiter gemacht, und drohend hingen die schon bedenklich geneigten Eistürme des Bruches lange Zeit über uns. Aber, alles vergeht, und als wir den letzten Eisgang hinter uns hatten, die Eisen ablegten und uns vom Seil lösten, folgte eine lange und wunderjame Rast. Heiß brannte die Sonne, warm waren die Felsplatten auf denen wir lagen, Falter umgaukelten uns, Neuschneelawinen rauschten, Steine polterten von den dunklen Felsen des Nordgrates und in tiefen Gründen und Schluchten sangen die stürzenden Wasser ihr ewiges Lied. Alles aber war eingetaucht in das blaustrahlende Licht des Himmels. Ja, dachte ich mir da:

Das Schönste beim Wandern ist doch die Rast;  
 O! lasse dir Zeit, nur keine Hast!  
 Siehe, die Stunde, der Tag vergeht  
 und eh' du's bedenkst, ist das Glück verweht.  
 Drum:  
 Lasse dir Zeit, nur keine Hast,  
 das Schönste beim Wandern bleibt doch die Rast.

\*

Als wir zur Hütte zurückkamen, war sie leer. Wir verschlossen sie, stiegen hinunter nach Les Lanches und schritten auf der Straße hinaus nach Naneroit und Peisey. Siehe, da erbarmte sich die Vorsehung, mehr als ich es tun konnte, des verletzten Beines der Gefährtin und schickte eine menschenfreundliche Französin mit einem kleinen, netten schwarzen Wagen. Und da sich die beiden Damen bald recht gut verstanden, wurden wir nach einer kleinen Rast in Peisey von Madame Platroz noch hinausgefahren nach dem schönen Motiers im Herzen der Tarentaise, wofür ihr auch hier nochmals recht schön gedankt sei. Und dann, als im letzten Lichte der Sonne im Glase der Comtes de Savoie wie ein Goldtopas glänzte, war die Fahrt zum Mont Pourri vorbei.

\*

Am Samstag, den 11. September, nahmen wir auf dem höchsten Gipfel der wunderbaren Chartreuse, der Chamechaube (2083 m), Abschied von den Bergen Savoyens.

Es war eine jener Rasten, eine jener Gipfelfstunden, die man nie vergißt. Wieder hing ein lichter, wolkenloser Himmel über allen Bergen und Tälern, dunkel standen jenseits des Mère-Tales die Felskletter der Belledonnes, und silbern schimmerten hinter ihnen die weiten Firne der Grandes Rouffes. Ist eine solche Rast eigentlich nicht der Höhepunkt jeder Fahrt? Ist sie nicht die Stunde der Erfüllung und zugleich die der Geburt neuer Wünsche und Sehnsüchte? Kehren wir nicht mit der Ruhe des Herzens zurück in die Stadt und nehmen wir in ihm nicht gleichzeitig den alten Wunsch mit, wiederzukommen und immer wieder, bis eines Tages die letzte Fahrt zu Erde ist und der nimmermüde Mensch einkehrt in die große Ruhe, einkehrt zur ewigen Rast.

---

Anschrift des Verfassers: Sepp Walcher, Wien IV, Paulanergasse 14/3/8

# Ein neues Bild der „Weltgeschichte“ des Schifahrens

geformt von Funden und Forschungen der letzten 30 Jahre

Die Berge heben den Schiflauf zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Weltgeltung

Von Erwin Mehl, Wien-Weidling

Die Schibergsteiger dürfen sich freuen, nicht nur darüber, daß es ihre Übung in etwas mehr als einem halben Jahrhundert „so herrlich weit gebracht“ hat, sondern nicht minder darüber, daß die „weiße Kunst“ in den letzten drei Jahrzehnten auch ein neues „wissenschaftliches“ Gesicht bekommen hat. Funde und Forschungen haben seit 1926 den Beginn unseres belegbaren Wissens um die Geschichte des gleitenden Bretfels von rund 550 n. Chr. gleich um 3000 Jahre zurückverlegt (bis um 2500 v. Chr.), haben uns die Entwicklung des Gerätes in einer lückenlosen Reihe von der Steinzeit bis zum Head-Schi vor Augen gestellt, haben uns die Stimme von germanischen Schifahrern der nordischen Frühzeit von rund 900 bis 1250 n. Chr. vernehmen und schon in dieser Zeit festumrissene Gestalten von Schibegeisterten Göttern, Königen und Männern erkennen lassen, haben im Gegensatz zu diesem Hochstand ein ihm folgendes „finsternes Schi-Mittelalter“ (von rund 1250 bis rund 1865) abgegrenzt, haben den „zweiten Eintritt des Schneeschuhes in die Menschheitsgeschichte“ um 1865 in große kultur- und zivilisationsgeschichtliche Zusammenhänge eingeordnet und haben schließlich den meteorartigen Aufstieg des alpinen Schifahrens (seit 1891) zu einer Weltbewegung um so deutlicher in seinem Wesen und in seinen Formen herausgearbeitet, je mehr wir von den Dingen Abstand bekommen und gelernt haben, das Wesentliche und Bleibende vom Nebensächlichen und Vergänglichen zu scheiden.

Al das spricht nicht nur den „reinen“ Schifahrer an, sondern vor allem auch den Bergsteiger; denn dieser ganze Weg, dieser beispiellose „Aufstieg“ ist nichts anderes als der wörtlich genommene Aufstieg des ehemaligen Flachlands- und Hügellandsgerätes in das Gebirge. Erst das Gebirge (besonders das Mittel- und Hochgebirge) und nur dieses haben dem Schneeschuh seine heutige Stellung gegeben. Diese hat zu einer „zweiten Erschließung“ der Gebirge für die breiten Massen der naturhungrigen Städter geführt. Die erste hat mit der Gründung des Österreichischen Alpenvereins (1862) und der bald folgenden anderen Alpenvereine begonnen, und zwar für die Fußwanderer. Sie erstreckte sich nur auf die zwei bis drei Sommermonate. Die übrige Zeit wurden die Berge durch den mehr oder weniger tiefen Schnee unzugänglich. Der Schneeschuh hat gerade das früher Trennende zum Verbindenden gemacht und damit die Berge dem Städter nicht nur für die früher „tote“ kalte Jahreszeit erschlossen, sondern dazu noch zwei besondere Freuden gefügt: die Freude an der Pracht des winterlichen Gebirges (sie übertrifft die sommerliche) und die Freude der tausenden Abfahrt. So hat die neue Form des Winterbergsteigens mit dem Schneeschuh mindestens ebenso viele, in manchen Gegenden noch viel mehr Anhänger gewonnen als das Sommerbergsteigen. Damit ist die Geschichte des Schifahrens zu einem Teil der Geschichte des Bergsteigens geworden. Sie muß jeden denkenden Bergsteiger anziehen.

Und nun die einzelnen neuen Züge im Bilde! Sie betreffen, wie schon angedeutet, fünf Gebiete:

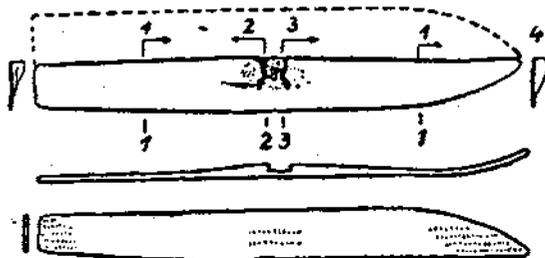
1. Die Urzeit mit den Moorfunden und den Felszeichnungen (seit 2500 v. Chr.).
2. Die altnordische Frühblüte des Schneelaufes (900—1250).
3. Das „finstere Schi-Mittelalter“ (1250—1865).
4. Den Eintritt des Schneelaufes in die städtische Freiluftbewegung, zuerst in Kristiania (um 1865) in der „nordischen Form“ (Langlauf und Springen).
5. Die Ausbildung der „alpinen Abfahrt“ (seit 1891) und deren Siegeszug durch die ganze Welt.

Wie groß die Bereicherung des bisherigen Bildes durch diese neuen Züge war, erkennt man am besten, wenn man die treffliche, schön bebilderte „Geschichte des Schnee- und Eisportes“ von E. J. Luther in Bogengs Sammelwerk „Geschichte des Sports aller Zeiten und Völker“ (Leipzig, 1926, darin 30 Seiten Schigeschichte) zur Hand nimmt oder Arnold Lunns „A History of Ski-ing“ (London, 1927, 500 Seiten mit vielen Bildern) und wenn man das dort mit reicher Kenntnis gezeichnete Bild mit dem heutigen vergleicht. Man glaubt öfters, in eine neue Welt zu treten, weiter und schöner, als man vor dreißig Jahren ahnen konnte. Dieses Neue soll hier kurz umrissen werden. Eine ausführlichere Darstellung ergäbe ein dickes Buch.

### Die Aufhellung der Urzeit

#### Die fennoskandischen Moore — Schatzkammern der Schigeschichte

Eben das Jahr 1926, in dem Luther seine Schigeschichte herausgab, war der größte Wendepunkt der Urgeschichte des Gerätes, ja es hat uns diese Urgeschichte erst geschenkt. Zwei geniale schwedische Gelehrte, Lennart v. Post und Lagerheim, haben damals das erste Verfahren gefunden, mit dem man die Jahrtausende alten Moorschichten samt den darin erhaltenen Funden mit Hilfe des Blütenstaubes ebenso bestimmen konnte, wie dies Erdkundler bei den Erdschichten mit Hilfe der „Leitfossilien“ tun können. Damit wurden die in den Mooren (beim Torfstechen oder beim Ziehen von Abzugsgräben) gefundenen Brettreste (bis 1950 112) zu wichtigen Zeugen der ältesten Schigeschichte. Im schwedischen Schijahrbuche „På skidor“ (sprich: po schidur, Auf Schi) hat besonders der Lappenforscher Prof. Wiklund (gest. 1934) fortlaufend über neu bestimmte Funde berichtet und damit die Urgeschichte des Schi begründet. An der



Steinzeitliches Brettel (rechte Hälfte) von Hoting (Angermanland), 110 cm lang, ehemals 20 cm breit, erhöhter Fußband, Stemmloch, flache Unterseite. Ältester Brettelfund von ca. 2500 v. Chr.

Spitze der Reihe steht der Fund von Hoting (Abb.) (Angermanland) aus der Zeit um 2500 v. Chr. (also noch aus der Steinzeit. Sie endet in Skandinavien um 1800). Ein zweiter, besonders glücklicher Fund (aus Kalvträsk, ein Paar Schi samt einem Schaufelstock zum Wegschaukeln des Schnees auf Lagerplätzen) brachte eine wichtige Erweiterung unseres Wissens (Abb.). Die eigenartige Bindung (vier lotrechte Löcher, durch die Schnürriemen gezogen werden, mit denen der Schuh wörtlich festgebunden wird) und der Schaufelstock kommen noch heute in Ostibirien vor (siehe Luthers „Wilderbuch“).

Der Fund überbrückt somit eine Zeitspanne von vier Jahrtausenden und einen Raum von 170 Längengraden, somit fast den halben Erdumfang. Man steht betroffen vor der Beharrungskraft einer solchen urzeitlichen Erfindung und vor den weltweiten kultur- und völkergeschichtlichen Zusammenhängen, die hier zutage treten.



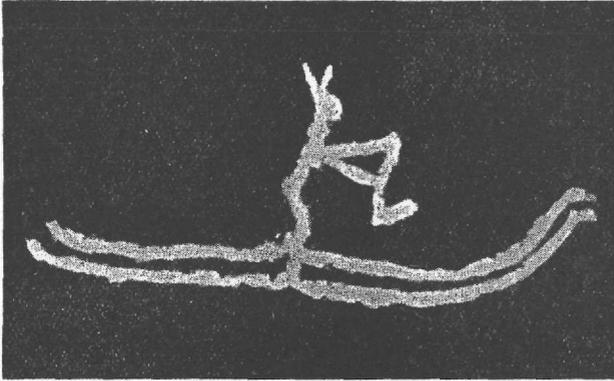
Das Brettelpaar von Kalotrást mit Schaufelstoc. Sibirische (arktische) Bindung, vier Löcher (westlichster Beleg). Um 2000 v. Chr. (Steinzeit).

Die Schigegeschichte weitet sich hier zur Kulturgeschichte und steuert wichtigen Stoff bei. Osvald Menghin's „Weltgeschichte der Steinzeit“ (Wien 1932) wirft ihr Licht auch auf die Schigegeschichte. Ein ausgezeichnetes schwedisches Werk in englischer Sprache unterrichtet zusammenfassend über die schwedischen Funde und Forschungen (sie sind die wichtigsten): *Finds of skis from prehistoric time in Swedish bogs (Mooren) and marshes (Sümpfen)* von E. Granlund, A. G. Lundquist, A. Zettersten, G. Berg (Stockholm 1950). Seine Hauptergebnisse habe ich in einem Aufsatz „Wie alt ist der Schi?“ im „Bergsteiger“ (Dezember 1951, S. 128—134 mit 6 Bildern) geschildert und ergänzt. Noch sind die Moore nicht erschöpft. Die skandinavischen Schijahrbücher berichten immer wieder von wichtigen Funden. Dazu kommt, daß auch die Zeitbestimmung nicht mehr allein auf die Blütenstaubbestimmung angewiesen ist, sondern daß auch andere neue Verfahren zu Hilfe kommen und die Ergebnisse festigen: der Verwitterungsgrad (in zehn Abstufungen), der Radiumzerfall und schließlich an den Küsten Scandinaviens auch das Maß der Erhebung des Landes seit der Eiszeit. Unser Wissen wird immer genauer, eine erfreuliche Gewißheit.

### Saxa loquuntur — Steine reden

Haben uns die Moorfunde seit 1926 die Geschichte des Gerätes so gut kennen gelehrt, wie dies bei keinem anderen Gerät der Leibübungen der Fall ist, so haben sich die alten Schneeläufer seit 1933 in steinzeitlichen und bronzezeitlichen Felszeichnungen im Wilde selbst vorgestellt. Zwei davon hat E. F. Luther in seinem kostbaren „Bilderbuch der alten Schneeläufer“ (Erfurt 1942) abgebildet. Das älteste und schönste Bild ist das vollständigere von zweien, die 1933 an der Küste von Röddö (Rote Au, am Polarkreis, Norwegen) unter einem Misthaufen zutage gekommen sind (Abb.). Die Fülle der „technischen Feinheiten“ überrascht: der Schwung der Spitzen mit einem Knopf (Rest eines schützenden Talismans?), „Spannung“ in der Mitte, aufgebogene Hinterenden (zum Rückwärtsfahren!), leichte Grätsch-Hock-Stellung und — o Wunder! — Vorlage. In der Hand hält der Fahrer mit beiden Händen einen Stoc mit einer Gade, auf dem Haupte hat er eine Hasenmaske (daher das „Schihaferl von Röddö“), beides Zeichen, daß es sich um Jagd und Jagdzauber handelt, wie er in der Völkervunde und in der Urgeschichte wohl bekannt ist. Deutlich haben wir den Ursprung des Gerätes vor Augen: arme Steinzeitjäger des Nordens haben es erfunden, um sich im Schnee dem Wilde leicht nähern zu können. Der Schnee wurde einsinkendem Wild zum Verhängnis, dem Schijäger aber zur Erleichterung. Ohne diese geniale Erfindung wäre eine Winterbesiedlung des Gebietes nicht möglich gewesen.

Über die Zeit dieser Besiedlung hat A. Zettersten 1942 im schwedischen Schifahrerbuch „På skidor“ eine interessante Annahme zu stützen versucht, daß die Schifäger am Ende der Eiszeit dem zurückweichenden Eise gefolgt sind. Dieses Zurückweichen ging nicht viel rascher vor sich als der heutige Rückgang der Alpengletscher. Nach de Geer



Die älteste Schizzeichnung der Welt.

Das „Skihaser“ von Kiböy unter dem nordnordwestlichen Polarkreis. Um 2000 v. Chr., entdeckt 1933. Figur 15,5 cm, Ski 35,5 cm. Mit Klopffstein angefertigt. Für die Aufnahme mit Kreide nachgezogen. Hoch aufgebogene Spitzen mit Knopf, leicht aufgebogene Hinterenden (zum Rückwärtsfahren!). Spannung, leichte Hochgrätschstellung, Vorlage. Einstoc mit Teller oder artförmiges Gerät. Hasenartige Kopfmaske.

war die Südspitze von Skandinavien um 16.000 v. Chr. eisfrei (nach Menghin um 13.000), die Nordspitze von Angermanland um 6000 v. Chr. (nach Menghin um 4000 v. Chr.). Das Eis hat also für den rund 1000 km langen Weg rund 10.000 Jahre gebraucht, das heißt es ging jährlich um 100 m zurück, also viel langsamer als die heutigen Gletscher in Alaska mit ihren Rückgängen bis zu 500 m im Jahr! Aber immerhin schneller als die meisten Alpengletscher. Freilich wirken sich die Klimaschwankungen im Norden viel stärker aus als im Süden.

Zettersten hat eine besonders lange und breite Art der Brettel, die sogenannte „skandinavische“ Art, den großen und breiten Cro-Magnon-Leuten zugeschrieben, den Schöpfern der Großsteinbauten (Hünengräber usw.), den Vorfahren des heutigen fälischen oder dalischen Schlages — des Bismarcktyps —, so genannt, weil er in Westfalen und in der südschwedischen Landschaft Dalekarlien besonders gut ausgeprägt vorkommt. Dieser Schluß Zetterstens leuchtet ein. Auch hier zeigt sich die Verzweigung der neueren Schifgeschichte in die Völkergeschichte.

Wir halten somit als erste neue Bereicherung der Schifgeschichte fest: Moorfunde und Felszeichnungen haben uns eine eindrucksvolle Urgeschichte des Gerätes enthüllt. Sie wird ein Glanzstück der künftigen — schon längst fälligen — „Weltgeschichte des Schifahrens“ sein.

### Zweites Glanzstück: Die altnordische Frühblüte (900—1250)

Nicht minder kann man dies vom zweiten, in den letzten 30 Jahren erschlossenen Gebiete der alten Schifgeschichte sagen. Um 900 begannen die alten Schneeläufer zu reden und beredet zu werden. Götter, Könige, Mannen waren stolz auf ihr Fahrkönnen und wurden um seinetwillen gerühmt. Altländische Siedler haben an den langen — für den Lebenserwerb nicht ausnützbaren — Winterabenden diese kostbaren Nachrichten im Kreise der Sippe und der Freunde weitergegeben und schließlich von rund 1200 an auch auf Pergament niedergeschrieben und sie uns damit erhalten. Neben der Edda

und den Stalddenliedern ist eine reiche Überlieferung an geschichtlichen Erzählungen entstanden, die isländische „Saga“ (Mehrzahl „Sögur“).

„Auf Island erblühte (um 1000 n. Chr.) die Saga, die schlichte Prosaerzählung von historischen Personen und historischen Geschlechtern. Kein germanisches Volk kann den Isländern etwas Ähnliches an die Seite stellen; wer altgermanische Prosa und altgermanischen Stil kennenlernen will, der muß hier Einkehr halten; denn ohne jeden fremden Einfluß steht das alte Nationale unverfehrt da.“

So schreibt Prof. Dr. Eugen Mogk in Pauls „Grundriß der germanischen Philologie“ (II, 1893, 116) und bewahrt vor der häufigen falschen Gleichsetzung der isländischen „Saga“ mit der deutschen „Sage“.

In den 24 Bänden der Sammlung „Thule“ hat der verdienstvolle Verlag Eugen Diederichs in Jena vor und nach dem ersten Weltkrieg einen Teil dieser Schätze auch dem deutschen Leser zugänglich gemacht. Darin finden sich auch die erwähnten Schilderungen eines hoch entwickelten Schneelaufes. Merkwürdigerweise sind sie von der Schigeschichtsschreibung unbeachtet geblieben, obwohl schon der große Nansen in seinem Werke „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ (deutsch 1891) mehrere anziehende Nachrichten darüber gebracht hat und der Isländer Björn Bjarnason gerade den Schinachrichten in seiner hervorragenden Doktorarbeit über die altnordischen Leibesübungen (1906) einen ausführlichen Abschnitt gewidmet hat. Er wurde ebenso wenig ausgewertet wie die Sammlung „Thule“.

Diese Lücke habe ich in zwei größeren Arbeiten zu schließen versucht. Sie sind im „Winter“ (März 1933) und im „Schlitten in Österreich“ (1938) erschienen. Der wichtigste Ertrag dieses Einblickes in eine neue Welt war nicht nur die Erkenntnis eines hohen und hochgeschätzten Könnens, sondern des erstmalig bezeugten Schrittes von der bisherigen „Brauchkunst“, die der Notdurft des Lebens diente, zum fröhlichen „Körperspiel“, wie die Psychologen sagen, oder zum „Sport“, wie es die gewöhnlichen Sterblichen nennen. Leider war die Herrlichkeit nur von kurzer Dauer.

### Der Sturz: Das „finstere Schi-Mittelalter“ (1250—1865)

Das dritte Neue im Bilde der Schigeschichte ist keine Vermehrung des Stoffes, wie bei den ersten zwei Gebieten, sondern ein klareres Bild von einem richtigen „mittleren Alter“, wie die alten Geschichtsschreiber sagen, zwischen dem eben geschilderten, um 1250 abbrechenden Hochstand und dem um 1865 einsetzenden Wiederaufstieg. Um 1250 n. Chr. verstummen plötzlich die Nachrichten auf 300 Jahre hinaus, merkwürdig und aus bisher nicht eindeutend erklärten Gründen. Erst 1555 haben wir wieder eine wichtige Schilderung in dem großen kulturgeschichtlichen Werk des katholischen schwedischen Bischofs von Uppsala, Olaus Magnus: Über die Nordlandsvölker (De gentibus septentrionalibus, Rom 1555). Er hatte es in der Verbannung in Rom geschrieben. Aber — der Schneelauf ist bei ihm, dem Schweden, nur noch eine Angelegenheit der Lappen, nicht mehr der germanischen Skandinavier. Freilich war er bei diesen nicht ausgestorben, wie man schon aus der berühmten Einholung Gustav Wasas, des Begründers der schwedischen Großmacht, zu Weihnachten 1520 durch zwei dalekarlische Schiläufer auf der 90 km langen Strecke von Mora nach Sälen (an der norwegischen Grenze) erfieht. Der König hatte Schneereifen benützt. (Bei dem im Jahre 1922 eingerichteten Gustav-Wasa-Lauf legte der Dalekarlier Hedlund die Strecke in 5 Stunden 36 Minuten 7 Sekunden zurück.) Bedoch war der Schneelauf damals wieder zu einer wenig beachteten „Brauchkunst“ der Bauern, des Heeres, der Postboten usw. zurückgesunken.

Daselbe gilt auch für Norwegen, obwohl hier das Schifahren wegen der Gebirge immer eine größere Bedeutung gehabt hat als in Schweden. Im flachen europäischen und asiatischen Rußland ist der Schneelauf nie über die Brauchkunst hinausgekommen. Dafür hat C. S. Luther aus russischen und chinesischen Quellen neue Belege gebracht. Sie vervollständigen unser Bild. Dagegen wurde in Finnland das Schifahren schon am Ende des (politischen) Mittelalters in Volksliedern besungen, mußte also die Herzen erwärmt haben. Der finnische Arzt und Literaturgelehrte Elias Lönnrot

(1802—1884) hat aus diesen Liedern 1835 und 1849 ein finnisches Heldenlied, das Käléwala (= Heldenland) zusammengestellt. Eine Überraschung haben uns Deutschen die finnischen Käléwala-Forscher bereitet, besonders Kaarle Krohn (Helsingfors): Der erste deutsche Schifahrer ist in diesen finnischen Liedern besungen worden, der Hanfakaufmann Wilhelm Lüdcke (finnisch: Wilmi Vyhlikki) aus der Hanfsstadt Wisby auf Gotland. Seine Schönheit und sein großes Fahrkönnen haben auf die gewiß sachkundigen Finnen einen solchen Eindruck gemacht, daß sie ihn als Jäger des sagenhaften Elentiers von Hiiso berewigt haben. Leider hat Lönnrot gerade diese Begebenheit in der zweiten Ausgabe des Käléwala so entstellt, daß der Kaufmann nicht mehr als Schifahrer, sondern nur als Schierzeuger auftritt. Da nur diese Ausgabe ins Deutsche übersetzt worden ist (nicht aber die erste und die Volkslieder), blieb dieser „Eintritt der Deutschen in die Schigeschichte“ verborgen, bis ihn Krohn eindeutig festgestellt hat.

Drei andere, bisher übersehene deutsche „Vorläufer“ habe ich noch im „Schmittellalter“ aufgefunden: Klopstock als ersten deutschen Dichter des Schneelaufes (in der Eislaufode „Die Kunst Thialfs“: „Von des Normans Sky“, 1769) und die beiden „Turnklassiker“ Gerhard Ulrich Anton Vieth (1763—1836) aus Hochstet (Eisenburg) und Johann Christian Friedrich GutsMuths (1759—1839) aus Dödelburg. Vieth, Professor der Mathematik in Dessau, der „Wissenschaftler“ unter den drei Turnklassikern, hat 1794 im ersten Bande seiner glänzend geschriebenen „Enzyklopädie der Leibesübungen“ (S. 373) ausführlich die Schifstellen aus Claus Magnus (1555) behandelt und gemeint:

„Sollte es nicht ratsam sein, die Schneeschuhe auch bei uns einzuführen? ... Sie dürften ebenso schädlich als nützlich und angenehm sein.“

Freilich hat niemand seinen Rat befolgt, auch er selbst nicht. Aber einer tat es: GutsMuths, Lehrer am Philanthropin in Schnepfenthal bei Gotha (die berühmten Erbkundler Ritter waren seine Schüler). Er ließ sich schon 1795 nach Angaben eines Norwegers Schneeschuhe machen (ungleich lang, also von dem damals üblichen zentralnordischen Typ) und zog als erster Schneeläufer auf deutschem Boden seine Spuren in den Schnee des Thüringer Waldes. 1804 schrieb er in der zweiten Ausgabe seiner klassischen „Gymnastik für die Jugend“ die erste Anleitung: „Der Schneelauf oder das Laufen auf Schneeschuhen“ (S. 386—390).

„Auf schiefen Schneeflächen werden die Schneeschuh zu Fittigen, auf denen man fast ohne alle Mühe über die Bahn dahinschwebt, geschwinder oder langsamer, je nachdem die Fläche mehr oder minder abgedacht ist.“

So schrieb der Wackere, wohlgerne anno 1804, ein Beweis, daß er seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus war. Die Zeitgenossen beachteten seine Worte und sein Beispiel so wenig, daß die Anleitung in späteren Ausgaben — gestrichen wurde. Aber die Zeit hat ihm glänzend recht gegeben.

So verdienen alle vier Deutschen (Lüdcke, Klopstock, Vieth und GutsMuths) ihren Platz in der künftigen Schigeschichte.

Der durch Balbajors Bericht („Ehre des Herzogtums Krain“, 1689) längst bekannte, aber für ausgestorben gehaltene slowenische Bauernschneelauf auf der Hochebene der Bloke bei Laibach wurde von G. A. Luther bei einer Vortragsreise noch „lebend“ festgestellt („Winter“ 1930/31, S. 130ff.), eine große Überraschung für die Schiwelt und ein Zeichen, wie wenig oft wichtige Dinge beachtet werden. Die lang ersehnte wissenschaftliche Bearbeitung ist 1956 im „Slovenste Ethnograf“ (Laibach) von Boris Drel (Direktor des Volkskundemuseums in Laibach) und Tončica Urbas erschienen. Sie läßt für den Ursprung zwei Möglichkeiten frei: Entstehung noch in der Steinzeit in den Alpen oder Mitnahme bei der Einwanderung aus dem Osten (um 600 n. Chr.), weil die Ähnlichkeit mit den kurzen und breiten russischen Schneeschuhen unverkennbar ist. Sogar die vier Vöcher der sibirischen (arktischen) Bindung finden sich vereinzelt! Trotzdem neigt Drel mehr zur „bodenständigen“ Entstehung.

Auch das Ende des nordischen „Schi-Mittelalters“ ist seit 20 Jahren in helles Licht gerückt, wo früher nur Dunkel und höchstens ein Dämmerlicht waren. Der Telemärker Einar Stoltenberg hat 1937 die Geschichte des telemärkischen Bauernschifahrens dargelegt (rund 1800—1880), vor allem die Anfänge des Springens, des Slaloms (Fahrt über gleichmäßig geneigte Flächen, nicht Torlauf!), des Kneifeloms (über Knicke), des Villoms (über hindernisreiches Gelände), des Hoppeloms (mit Sprungstufen). Die Telemärker haben den Städtern von Kristiania die Grundlagen für die „nordischen“ Formen gegeben und damit das vorwiegend bäuerliche „Schi-Mittelalter“ um 1865 in die städtische „Schi-Neuzeit“ übergeleitet.

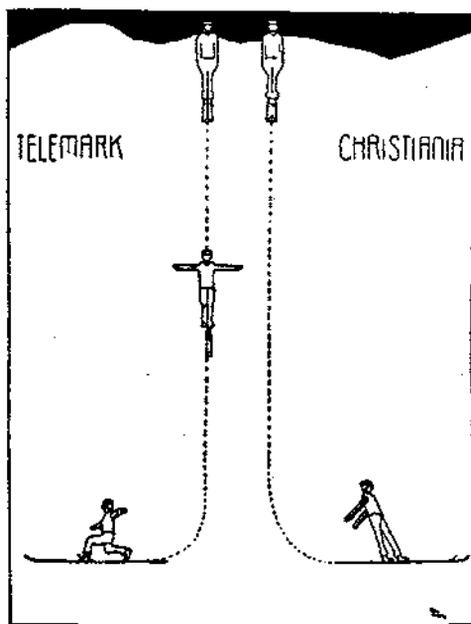
Neu bekannt geworden ist ein kurzlebiger, aber äußerst kräftiger amerikanischer Seitenschöß des telemärkischen Bauernschifahrens. Er blühte von 1853 bis etwa 1870, und zwar bei den Goldgräbern Kaliforniens und bei den Arbeitern am Bahnbau über die Sierra Nevada (= Schneefette) und verschwand auch mit dem Ende dieser Betätigung. Telemärkische Auswanderer hatten ihre Kunst in dem schneereichen Gebirge („Nevada“) bekannt gemacht. Mit echt amerikanischer Anpassungsfähigkeit und Begeisterung wurden um Geld Wettfahrten ausgetragen. Das American Ski Annual 1954 hat aus dem zeitgenössischen „Mountain Messenger“ höchst bemerkenswerte Berichte ausgegraben. Ich habe sie in der „Leibeserziehung“ (1954) auch dem deutschen Leser zugänglich gemacht. Wir erfahren da schwindelerregende Zahlen: Gleich das erste Rennen am 22. Februar 1863 wurde über eine 800-m-Strecke in 25 Sekunden gewonnen, also mit 115 Stundenkilometern. Freilich winkten 100 Dollar als Preis, für einen Arbeiter gewiß nicht wenig. 1869 wurden gar 550 m in 14 Sekunden gefahren, also mit 140 Stundenkilometern. Man hielt das für unmöglich, wenn nicht so viele Rennen mit ähnlichen Leistungen angegeben wären. Sogar ein Lichtbild des Rennens von 1869 bringt das Jahrbuch: vier Fahrer, dicht hintereinander gestaffelt in tiefster Hocke wie im Kilometerlance, mit weit vorgestrecktem seitlich gehaltenem Einstock. Man weiß nicht, wen man angesichts des Jahres 1869 mehr bewundern soll, die Fahrer oder den Lichtbildner. Jedenfalls bestätigen diese Nachrichten das allenthalben bekaunte, aber nirgends genau gemessene Fahrkönnen der telemärkischen Bauern, auch in ihrer Heimat. Freilich blieb es vor 1865 auch in seiner Heimat so wenig beachtet, daß norwegische Vaterlandsfreunde besüchteten, daß die für die Vaterlandsverteidigung wichtige Kunst aussterbe. So weit ragte das „finstere Schi-Mittelalter“ ins 19. Jahrhundert hinein. Diese Besorgnis durchzieht auch das erste Schibuch der Welt: Oskar Wergeland (ein Bruder des Dichters Henrik Wergeland), „Skiløbningen, dens historie og krigsanvendelse (Der Schneelauf, seine Geschichte und Kriegsanwendung)“, 1865, wie schon der Titel andeutet. Wergeland machte in der Telemark Dienst. Trotzdem nimmt er keine Kenntnis vom dortigen Bauernschifahren! Ebensovienig tut dies der aus der Hauptstadt der Telemark, Stien (sprich: Sthen) stammende Dichter Ibsen in seinen „Aronanwärtern“ (1864). Er läßt darin die königstreuen Birkenbeiner den kleinen Hålon nicht überlieferungsgemäß auf Brettern, sondern zu Fuß über das Gebirge retten.

Auch für Wergeland ist der Schneelauf nur „Brauchkunst“, wie im ganzen „Schi-Mittelalter“ (abgesehen vom Sonntagsvergnügen der Bauern). Andererseits ist aber gerade das Erscheinen des Buches ein Zeichen der erwachenden städtischen Anteilnahme an der alten Übung und somit das Morgenrot der „Schi-Neuzeit“.

So rundet sich als drittes Neue ein deutlich umrissenes und gegliedertes Bild des „Schi-Mittelalters“. Es setzt um 1250 mit einem 300jährigen Schweigen der Quellen ein, dauert weitere 300 dunkle Jahre mit spärlichen Nachrichten weiter, darunter Olaus Magnus (1555) über die Lappen und Valbajor (1689) über die slowenischen Bauern. Vier Deutsche melden den Eintritt der Deutschen in die Schigefichte. Das Sonntagsvergnügen der Bauern in der Telemark und im Osterdal leitet zur Neuzeit über. Ein bedeutendes Buch — eine wissenschaftlich ausgezeichnete Geschichte, kein Lehrbuch — steht am Wendepunkt (1865).

### Der „zweite Eintritt des Schifahrens“ in die Geschichte als Teil der städtischen Freiluftbewegung (nordische Form, Kristiania 1865)

Und nun die vierte neue Einsicht. Woher kam die „Zeitenwende“? Etwas für die norwegischen Vaterlandsfreunde Unerwartetes war eingetreten. Nicht der Krieg hat den niedergegangenen Schneelauf zu neuem Leben erweckt, sondern eine friedliche, viel stärkere Kraft: die um 1860 durch die ganze Welt ziehende städtische Freiluft- und Leibesübungsbewegung. Sie war die Notwehr eines glücklicherweise noch lebensstarken Geschlechtes gegen die zunehmenden Folgen der „Verstädterung“, das heißt gegen die Abschnürung von zwei lebenswichtigen Daseinsbedingungen, von Bewegung



und von der Natur. Es ist kein Zufall, daß diese Bewegung in dem hochindustrialisierten und tatkräftigen England und in Deutschland hochkam und allmählich alle zivilisierten Länder ergriff. Diese Bewegung hob zuerst das Bergsteigen zu einer Massentübung empor (1857 Gründung des englischen Alpine Club, des ersten Bergsteigervereins, 19. November 1862 des Österreichischen Alpenvereins, sogleich mit 617 Mitgliedern, 19. März 1863 des Schweizer Alpenklubs, 23. Oktober 1863 des Club Alpino di Torino, des Stammvereins des späteren Club Alpino Italiano). Das habe ich im Maihefte des „Bergsteigers“ (1953) näher ausgeführt. Bald aber folgten auch andere Übungen, so in Deutschland das Turnen (1860 das erste allgemeine „Jugend- und Turnfest“ in Koburg, 1863 das 3. Turnfest in Leipzig mit 20.000 Teilnehmern). Von England trat um 1860 die Sportbewegung zunächst mit den Rasenspielen, der Leichtathletik, dem Rudern, dem Tennispiel usw. ihren Siegeszug an. Dieser rückte auch das Schifahren in den Gesichtskreis der Städter, und zwar zuerst in Kristiania (wie Oslo mit seinem dänischen Namen hieß, bis es 1925 wieder seinen alten norwegischen Namen „Nenshain“ annahm). Die Telemärker wurden die Lehrer. Die Namen „Telemark“ (für den einst heiß begehrten, heute vergessenen Ausfallbogen), „Kristiania“ (für den Kreuzhohlbogen; nur ihn sollte man so nennen, nicht den „Bauern-Kristiania“, der ein Schwung ist, kein Bogen) und „Slalom“ (heute fälschlich für den Torlauf verwendet), sind die Sprachzeugen dieses Weges (Abb.). Die städtischen Formen paßten sich dem Hügel-

gelände um Kristiania an (die Tryvanshöhe ist mit rund 500 m die höchste Erhebung): die hoch entwickelte telemärkische Abfahrt verschwand. An ihre Stelle trat der Langlauf. Das leicht durchführbare Springen wurde von den Telemärkern übernommen. Diese Form zog in Skandinavien und in Finnland viele in ihren Bann, nicht aber in anderen Ländern. Sie endete an den Grenzen Finnlands und war nur eine Vorstufe zum „Endsieg“. Dies ist die erwähnte vierte Einsicht.

### Der Siegeszug der alpinen Abfahrt (seit 1891)

Als fünfte reißt sich die Erkenntnis an, daß ein neuer Antrieb nötig war, um das nordische Flach- und Hügelgerät zu der Weltbedeutung zu bringen, die es heute hat. Dieser Antrieb ging von den mitteleuropäischen Gebirgen, vor allem von den Alpen, aus und hieß: die große Abfahrt, zunächst im ungebahnten, weichen Gebirgsschnee und seit etwa zwei Jahrzehnten in steigendem Ausmaße auf festgefahrenen Hartschneebahnen im Bereiche der Seilbahnen und Aufzüge. Sie haben einen ungeahnten Strom ins Gebirge geführt.

Auch den Wettkampf hat die Abfahrt erobert, allerdings recht spät, am Ende der zwanziger Jahre. So wenig konnten sich die Verbände vom norwegischen Vorbilde lösen. Noch 1906 wurde eine Tiroler Meisterschaft in Sißbühel mit — Langlauf ausgetragen! Nur einer machte eine Ausnahme: Zbarsky. Er hatte seine geistige Kraft schon 1896 bewiesen, indem er in seinem Lehrbuche „Alpine (Lilienfelder) Skilauftechnik“ nur die schwierige Abfahrt als Beweis für alpines Fahrkönnen gelten ließ und jeden Wettkampfbewerb mit Aufstieg schroff ablehnte. So hielt er es auch von Anfang an in seinem 1900 gegründeten „Alpen-Schwerverein“. In ihm hat Zbarsky 1905 den ersten Torlauf ausgestellt. Die Zeitgenossen konnten ihm nicht folgen. Darauf komme ich noch zurück.

Scharf sondern sich im Siegeszug der Abfahrt zwei große Abschnitte voneinander: die Pionierzeit (1891—1918), in der tatkräftige Männer die „Umstellung“ des nordischen „Laufens“ zum alpinen „Fahren“ besorgt haben, und die Massenverbreitung seit 1919 mit der seit den dreißiger Jahren immer mehr steigenden Verbreitung der Seilbahnen und Aufzüge.

Unter den „Pionieren“ des ersten Abschnittes hat die neuere Geschichtsschreibung besonders den seinerzeit sehr mit Unrecht angegriffenen und verkannten Sudetendeutschen Matthias Zbarsky (1856—1940) in sein Ehrenrecht gesetzt. Eine zu seinem 80. Geburtstage von rund 20 namhaften Fachleuten bearbeitete Festschrift hat seine Leistungen quellenmäßig belegt so festgehalten, daß keine Schöngeschichtsschreibung mehr daran vorbei kann. Sie betreffen die Umstellung des nordischen Skilaufes auf das alpine Fahren durch Verbesserung des Gerätes (besonders durch Erfindung der ersten wirklich alpinen Bindung), der Ausrüstung, der Fahrweise („Entdeckung“ des erst durch die feste Bindung ermöglichten Vorlage schwümmes gegenüber den durch die losen Bindungen bedingten norwegischen Rücklagebogen), der Lehrweise (der ersten überhaupt!), die Erfindung des Torlaufes (1906! 17 Jahre vor Arnold Lunz, 1922) und die Erfindung des lebensrettenden, heute zur Selbstverständlichkeit gewordenen Zbarsky-Zeltes. Zbarsky hat am deutlichsten die große Bedeutung des Schibergsteigens für die Volksgesundheit und Volkserziehung erkannt und sich mit allen Kräften bemüht, aus dem damaligen „Übungswiesen- und Schanzensport“ das für alle erreichbare Schiwandern im Gebirge zu machen. Dazu waren seine Geräteverbesserungen, seine Fahrweise, sein Unterricht und sein Wettkampf bestimmt.

„Das Schwierigste, zugleich aber dankbarste Schifahren ist solches im Hochgebirge ... Übungsplätze sind ja doch nur Käfige.“

So schrieb Zbarsky 1896 in seinem Buche (S. 24 und 26). Die Zeit hat ihm recht gegeben.

Ebenso wie Zbarskys Bedeutung können wir auch heute die seines Zeitgenossen und Nebenbuhlers besser abschätzen, nämlich des Kaiserjägerobersten Georg Bilgeri (1873—1934). Er hat den entscheidenden Schritt vom altnordwegischen und Zbarskyschen Einstockfahren zum heute allein üblichen Doppeltstockfahren gemacht. Freilich ging das nicht ohne große Rückschläge in der Fahricherheit ab. Was Zbarsky mit seinem Einstockunterricht bei den meisten Schülern in einer Woche erreicht hatte — 45gradige Gänge mit Vorlageschwung sturzfrei zu befahren, 20.000 Schüler hat Zbarsky ohne Unfall unterrichtet —, war mit dem Doppeltstock unmöglich geworden und ist es auch heute noch. Die Unfälle stiegen rasch an. Daher gab Bilgeri den Vorlageschwung auf und erfand den bremsenden Stemmbojen in Mittellage. Als Soldat lehrte er ihn mit dem beim Heere üblichen Zerlegen und Vorjahren der Teilbewegungen, das heißt über das Denken. Der Bilgeri-Schüler Hannes Schneider hat in seiner Arlbergsschule diesen Unterricht zu Weltruhm gebracht. Arnold Jand hat ihm in seinem herrlich behilderten „Wunder des Schneeschuhs“ (1925) ein Denkmal gesetzt und zugleich einen Grabstein. Denn der nur einige Augenblicke währende Schlangenhaken links und rechts wird bei Jand (S. 139) gleich in elf Teilbewegungen zerlegt mit genauer Angabe der Körper-, Arm-, Bein- und Schibewegungen. Wer soll das alles beim Lernen beachten, wo doch jeder weiß, daß jede Bewegung sofort schlecht wird, wenn man erst dabei viel denken muß? Außerdem wollten die Schüler ja gar nicht „stemmen“ lernen, sondern „schwimmen“. So stellt sich heute der Stemmbojen als ein Umweg dar. Die Rückkehr zum Zbarskyschen Vorlageschwung kam erst spät durch Höschele im zweiten Abschnitt (ab 1933), im Zeitalter der Massenverbreitung.

Noch zwei Männer treten im Hilde dieser Pionierzeit stärker hervor: Prof. Dr. Wilhelm Paulke (1873—1949) als Schibergsteiger, Schneeforscher und Organisator (weniger als Schifschachmann und Lehrer) und E. S. Luther (geb. 9. November 1882) als unbestritten erster Schifschriftsteller und deutscher Schifgeschichtler dieser Zeit und als Gestalter des „Winters“ (seit 1906). Dieser hat unter Luther dem Schiffahren sein geistiges Gesicht gegeben. Der Ertrag der Pionierzeit war: die Gründung der Vereine und Verbände als der Pfleger der Weißen Kunst, die „Erschließung“ der wichtigeren Schifgebiete, die sachlichen Grundlagen für Fahrweise und Lehrweise (Gerät, Ausrüstung, Unterricht). Der Alpenkrieg gegen Italien (1915—1918) fand bereits gute Voraussetzungen für die Verwendung des Schneeschuhs auch im Kampfe. Der damalige Kaiserjägerhauptmann Georg Bilgeri wurde der Leiter der Ausbildung. Tausende Heereschulehrer gingen durch seine Schule (auch Hannes Schneider und Prof. Janner), und so herrschte nach dem Kriege große Einheitlichkeit im Unterricht. Die Arlbergsschule Schneiders ging in gerader Linie aus der Bilgerischule hervor.

### Die Massenverbreitung (seit 1919)

Auch dieser letzte Abschnitt der Entwicklung liegt jetzt klarer vor Augen als noch vor 10 oder 20 Jahren.

Den ungeheuren Aufschwung aller Leibesübungen und besonders des Schiffahrens nach dem ersten Weltkrieg erkennen wir wieder als eine Notwehr eines noch starken „Willens zum Leben“ gegen die würgenden Kriegsfolgen (ähnlich wie feinerzeit gegen die bedrohlichen Folgen der „Verjädterung“). Auch nach dem zweiten Weltkriege war diese Erscheinung zu beobachten, freilich in weit geringerem Maße, weil die Zerstörungen zu groß waren, als daß sie auch ein starker Wille hätte überwinden können. Aber seit der Besserung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse hat das Schiffahren eine Höhe erreicht, wie noch nie und wie keine andere Übung neben ihm. Es hat wirklich alle Kreise erfaßt, ob jung, ob alt, ob hoch, ob niedrig, ob reich, ob arm, ob Mann, ob Frau. Nicht wenige, die für keine anderen Leibesübungen zu haben sind, auch nicht für das Sommerbergsteigen, entschließen sich doch zum Schiffahren. Selbst die Bauern, die für städtische Leibesübungen nicht leicht gewonnen werden können, sind von der „Leidenschaft“

gepakt worden und stellen in ihrer unverbrauchten Kraft oft erstrangige Vertreter, zum Teil freilich gelockt durch die neue Verdienstmöglichkeit, die dem erfolgreichen Rennfahrer als Schilehrer winkt.

Dieser Aufschwung ging Hand in Hand mit dem planmäßigen und großartigen Ausbau der Organisation des Massenschilaufes, des Verkehrs, der Seilbahnen und Aufzüge, des Werbewesens, des Zeitungsdienstes, des Schrifttums, des Wettkampfes (Einführung der Abfahrtsbewerbe durch Arnold Lunz, 1922) und nicht zuletzt durch Verbesserung des Unterrichtes.

Dieser für den angehenden Schifahrer wichtigste Teil der Schilehre ist leider noch immer nicht zur „endgültig besten“ Form gekommen, trotz 60 Jahren Kampf darum. So lange es noch an jedem schönen Schifonntag in der Nähe der Großstädte viele Hunderte Verletzte gibt, so lange kann von einem befriedigenden Stand des Fahrkönnens und damit auch des Unterrichtes nicht die Rede sein, wenn sich auch der Massendurchschnitt in den letzten Jahrzehnten ungeheuer gehoben hat. Wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes soll der Weg des Unterrichtes näher beleuchtet werden. Wie schon erwähnt, war der „Stemmbogen“-Unterricht (Wilgeri, Arlbergerschule) in eine Sackgasse gekommen. Die Schüler wollten gar nicht „stemmen“, sondern „schwingen“ lernen, und zwar um so mehr, je mehr sich das Schwingen beim Wandern und beim Rennen durchsetzte. Die vielen „Bewegungsvorschriften“ über Be- und Entlasten, Kanten, Gewichtsverlegen, Breitelührung, Arm-, Bein- und Körperhaltung hatten sich als wenig wirksam erwiesen. Sie waren auch beim „Natürlichen Schwimmunterricht“ Kurt Wießners (Wien 1925) aufgegeben und durch Wassergewöhnungs- und Auftriebsübungen, „Bewegungsaufgaben“ („das Wasser fassen und zurückschieben“) und „Hilfsbilder“ („Gleiten wie ein Brett“) abgelöst worden. Es war dies die Anwendung der Grundgedanken der österreichischen Schulturnerneuerung, des „Natürlichen Turnens“, wie es die Wiener Gaulhofer und Streicher dem in Ruß und Ruß erstarrten alten Turnen entgegengestellt hatten.

Der Mann, der hier den Anschluß an eine neue große Strömung in der Erziehung und zugleich auch den Anschluß an die Erkenntnisse der Rennfahrer herzustellen versucht hat, war der Gaulhofer-Schüler, Turnlehrer und Arzt Dr. med. und phil. Friedrich Hofschel (geb. am 29. August 1904 zu Wien, gefallen am 29. Dezember 1942 vor Stalingrad). Als Lehrer an der Wiener Turnlehrerausbildung hat er zwei bahnbrechende Schriften veröffentlicht: „Natürliche Lehrweise des Schilaufes“ (Wien 1933) und „Erziehung zum Schwingen“ (Wien, Verlag des Deutschen Turnerbundes, 1939, beide vergriffen). Wie schon der zweite Titel erraten läßt, lehrte Hofschel wieder zum Bodarkischen Vorlageschwung zurück (mit dem Doppelstock ausgeführt): „Erst schwingen, dann stemmen und dies nur ausnahmsweise!“, meint Hofschel. Die nötige „Standssicherheit“ wird nicht durch Bremsfahren gewonnen, sondern durch viele, oft spielerische „Bewegungsaufgaben“, ganz ähnlich wie beim Schwimmen durch die „Wassergewöhnungsübungen“. „Bewegungsaufgaben“ vermitteln ohne viel Reden auch die Fahrbewegungen. Der Lehrer ruft dem „fahrenden Schüler“ nicht mehr (meist vergeblich) „Vorlage“ nach, sondern stellt ihm die Aufgabe, während des Fahrens wiederholt die Hinterenden der Brettel zu lüften. Das kann der Schüler gar nicht, ohne Vorlage zu nehmen, aber diesmal unbewußt und ohne „Bewegungsvorschrift“, daher um so besser. Dazu kam die den Rennfahrern abgefehene Ausnützung des Geländes, vor allem des Bodenkniees und der Torbahnen. Freilich stellt dieser Unterricht an den Lehrer wesentlich höhere geistige Anforderungen als das Drillen bestimmter Teilbewegungen. Darum hat sich die Arbeit Hofschels nicht so schnell durchgesetzt, wie etwa die Wießners beim Schwimmen. Meist ist es bei „Mischformen“ geblieben. Aber kein Zweifel: die Gedanken Hofschels haben den gesamten Schiunterricht in neue Bahnen gelenkt. Der Vortrang des „Schwingens“ vor dem „Stemmen“ steht heute allenthalben fest (zuerst haben ihn die Franzosen nach dem Kriege in ihrer Ecole nationale française Hofschel nachgeföhlt, freilich als französische Entdeckung), die „Standssicherheitsübungen“, die „Bewegungsaufgaben“, die Ausnützung des Bodenkniees, der Bodenwelle, des Gegenhanges und der Torbahnen

wurden als wichtige Hilfen allenthalben eingebaut. Nur in einem ist die neuere österreichische Schischule von Foschek abgerückt: in der starken Betonung des Vorschwingens der bogenäußeren Schulter, wie sie Foschek durch das Schwingen der Stöcke (auch der zusammengenommenen) üben ließ. Das führte oft zum „Überdrehen“ des Schwunges und damit zum Sturz. Die Beobachtung von Rennfahrern in Torbahnen zeigte im Gegenteil oft das Zurückbleiben der äußeren Schulter an den Stangen. Jeder kennt die Bilder, wie sich der Fahrer bei einem Rechtsbogen um eine Stange zusammengebückt mit der rechten (also der inneren) Schulter voran mit dem Rücken an der Stange vorbeischiebt. Diese „Gegenschulter“-Bewegung hat sich auch im Unterricht als eine wesentliche Erleichterung erwiesen. Sie ist nun ein Kennzeichen der neuen, im Staatlichen Heim in St. Christoph auf dem Arlberg ausgebauten Österreichischen Schischule (man könnte sie deshalb auch „neue Arlbergische“ nennen). Sie ist in einem Lehrfilm Stefan Arudenhausers (des Leiters des Heimes und des bekannten Lichtbildners) und in dem hervorragend behilderten „Österreichischen Schilehrplan“ (Müller, Salzburg 1956) niedergelegt. Außer durch die „Gegenschulter“ unterscheidet sich der Lehrplan von Foscheks Lehrweise durch eine geringere Betonung der Standstabilitätsübungen und der Bewegungsaufgaben. Dagegen verfolgt er in der Geländeausnutzung sehr glücklich den Weg Foscheks weiter (auch in der Darstellung). Die Aufzüge haben den Hartschneeunterricht in den Vordergrund geschoben und das Lernen sehr beschleunigt. Der Deutsche Schiverband hat den österreichischen Lehrplan vorbehaltlos übernommen und damit anerkannt, daß er derzeit eine Spitzenleistung ist, wenn auch noch kein Abschluß. Der Weiterweg wird wohl noch einen Einbau des sicheren Zbarschtschen Einstoßschwingens (mit zusammengenommenen Stöcken) bringen müssen als Lernhilfe und ultima ratio für bedenkliche Lagen. So das Entwicklungsbild des wichtigsten und heißest umstrittenen Abschnittes der gesamten Schilehre, des Unterrichtes.

Damit wären wir am Ende unseres Überblickes über die neuen Züge in der Weltgeschichte des Schifahrens. Sie reichen von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Es konnten natürlich nur einige der wichtigsten neuen Züge im Bilde der „Weltgeschichte des Schifahrens“ festgehalten werden, wie ich sie einmal in der „Österreichischen Bergsteigerzeitung“ (1950) zu umreißen versucht habe, jedoch ohne die neueste Entwicklung, besonders im Unterricht. Kein Zweifel, das Bild ist gegenüber dem Stande des Wissens vor 30 Jahren unerwartet weiter, reicher und packender geworden, unsere Einsichten reichen in weitere und tiefere Zusammenhänge als früher. Fassen wir das Neue noch einmal zusammen:

1. Der Schneeschuß hat seit 1926 eine aufschlußreiche Urgeschichte bekommen. Moorfunde und Felszeichnungen haben 3000 Jahre Entwicklung vor Augen gestellt, wörtlich genommen. Kein anderes Gerät der Leibesübungen kann sich dieser Entwicklungsgeschichte an die Seite stellen.

2. Die altnordische Frühblüte hat einen packenden Einblick in das Denken der alten Schneeläufer gegeben. Erstmals ist das Schifahren als hochgeschätztes Spiel festzustellen.

3. Das „finstere Schi-Mittelalter“ hat greifbare Gestalt gewonnen. Es ist zu Beginn und am Ende überraschend scharf abgegrenzt und zeigt nach einem „Sturz“ um 1250 rund 600 Jahre Tiefstand und am Schluß wieder ein Erheben zu einem bäuerlichen Spiel. Dieses wurde die Grundlage der städtischen Schi-Neuzeit. Die kurzfristige amerikanische (kalifornische) Blüte (1853–1870) läßt auf ein unglaubliches Können dieser Bauernschifahrer schließen. Vier Deutsche traten schon im Schi-Mittelalter für den Schneelauf ein: Lübecke, Klopstock, Wieth, GutsMuths. Das Buch Wergelands (1865) beendet das Schi-Mittelalter und leitet die Schi-Neuzeit ein.

4. Der zweite Eintritt des Schifahrens in die Menschheitsgeschichte in Form einer städtischen Übung ist ein Ausfluß der großen, seit 1860 durch die gesamte zivilisierte Welt ziehenden Freiluftbewegung, einer Notwehr gegen die Verstädterung. Die erste, nordische, Form blieb als Massenbewegung auf Fernostlandien beschränkt.

5. Weltverbreitung gewann der Schneeschuh erst durch seine alpine Verwendung. Erst die Berge und nur diese haben ihn über die ganze Welt getragen. Schifreude ist Bergfreude, hier an winterlichen Gebirge, vermehrt um Bewegungsfreude, hier die Freude an der Abfahrt. Wieder steht ein Buch an der Wende: Fridtjof Nansen: „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ (1891).

Der Anteil der Pioniere an der Umgestaltung des nordischen Flach- und Hügellaufes zur alpinen Abfahrt ist jetzt deutlicher erkennbar als früher. Besonders übersehen wir jetzt den Weg der Lehrweisen besser als früher. Der Bilgerische Bremsbogen erscheint heute als ein Umweg. Der Unterricht ist wieder zum Schwung zurückgekehrt. Die Grundgedanken des „natürlichen Turnens“ haben auch den Skiunterricht umgestaltet und der alten Drill-Lehrweise mit Zerlegen und Vorschreiben ein Ende gemacht. Stand- sicherheitsübungen, Bewegungsaufgaben, Hilfsbilder, Gelände und Torbahnen stehen im Vordergrund. Die späte Einführung der Abfahrtsbewerbe in den Wettkampf läßt die lange dauernde enge Abhängigkeit der mitteleuropäischen Schiverbände vom norwegischen Vorbild erkennen. Es gibt zu denken, daß der seiner Zeit weit vorausseilende Torlauf Zbarskys (1905) 20 Jahre lang keinen Anklang gefunden hat und daß die neuen Abfahrtsbewerbe von dem schnee- und bergarmen England ausgegangen sind, nicht von den Alpenländern, die dazu zunächst berufen gewesen wären.

Und der „Sinn“ der ganzen Geschichte?

Einst hatten arme Steinzeitjäger das Gerät erfunden, um ihr Leben im unwirtlichen Norden auch im Winter zu fristen. In den Moorfunden halten wir ihre Geräte in der Hand, nach 3000 und 4000 Jahren, und bewundern ihre Geschicklichkeit. Die fortschreitende Zivilisation hat den Schneeschuh hochmütig beiseite geschoben. Sie hatte bessere Werkzeuge und Waffen gefunden, die weniger Kraft, Geschicklichkeit und Anstrengung erforderten. Mit ihrer Hilfe konnten die Menschen „bequem“ in den Städten leben, ohne sich draußen in der Natur zu plagen. Aber die „Bolskat wurde Plage“. Der Mensch verkümmerte in den Städten. Keumütig holte er endlich um 1865 das alte Steinzeitgerät von den Bauern wieder in seine hochzivilisierte Gegenwart herein und fand bei seiner Handhabung wieder Gesundheit und Lebensfreude, die ihm die ganze Zivilisation nicht hatten geben können. Einst hatte der Schneeschuh den Menschen das Dasein erleichtert, heute vermittelt er ihm ein Stück Menschsein. Ist das viel weniger? Der Schi ist heute der Beherrscher eines Weltreiches geworden. Es reicht von den Felsenbergen Nordamerikas über die ganze zivilisierte Welt Europas und Asiens bis nach Tasmanien und Neuseeland. Es ist ein Reich der Freude, ein Stück Himmelreich auf Erden, weil gemeinsame Vorliebe die Menschen einander näher rückt und zu Freunden macht. Oslo, St. Anton, Davos, Sestriere, Chamonix und Sun Valley sind seine Hauptstädte. Der große Magnet sind die Berge, „von denen uns Hilfe kommt“ (Psalm).

Ein Stück Menschheitsgeschichte spiegelt sich im Weg des Schneeschuhs. Er bringt die Erfüllung des Rufes Rousseaus „Zurück zur Natur“ aber in einem so umfassenden und schönen Sinn, wie ihn sich der Genfer kaum hätte träumen lassen.

Am Schifahren ist alles schön, auch seine Geschichte, ja diese in besonderem Grade. Das dürften obige Ausführungen jedem gezeigt haben, der nicht nur mit den Beinen durch seine Berge zieht, sondern auch mit seinem Kopf und seinem Herzen.

### Schrifttum

#### Jahrbücher

Årbok. Foreningen til Ski-Idrettens Fremme (Verein zur Förderung des Schifahrens). Oslo seit 1894 (seit 1944 mit dem Titel „Snø og ski“).

På skidor. Årskrift Föreningen för Skidlöppningens främjande i Sverige (Verein zur Förderung des Schilauferns in Schweden). Stockholm seit 1893.

The British Ski Year Book. London seit 1920.

## Zeitschriften

- „Der Winter“, München, Bergverlag Rudolf Rother, seit 1906.  
 „Der Bergsteiger“, München, Bruckmann, seit 1933.

## Bücher und Aufsätze

- Berg Gösta, Schi und Schlittschuh, zwei nordische Fortbewegungsmittel (Vortrag bei der Internationalen Völkerkundertagung, Stockholm 1951).
- Bjarnason Björn, Nordboernes legemlige uddannelse i oldtiden (Der Nordländer leibliche Ausbildung in alter Zeit). Dissertation, Kopenhagen 1906.
- Foreningen til Ski-Ibraettens fremme gennem 50 år. 1853—1933. Oslo 1933.
- Granlund, Lundquist, Zettersten, Berg, Finds of skis from prehistoric time in Swedish bogs (Mooren) and marshes (Sümpfen). Stockholm, Verlag der Lithographischen Anstalt des Generalstabes, 1950 (158 Quartseiten, 13 Tafeln, 102 Zeichnungen im Text).
- Lunn Arnold, „A history of skiing. London 1927, 500 Seiten  
 — (mit „The fristory...“, wie oben)
- Lunn Arnold, The history of ski-ing. Chre und Spothswoode, London 1951, 235 Seiten, keine Bilder.
- Luther Carl J., Bilderbuch der alten Schneeläufer. Erfurt 1942.
- Mehl Erwin, Mnordischer Eis- und Schneelauf, „Winter“ 1934. Dazu „Skileben in Österreich“ (Jahrbuch des NSB), 1938.
- Wie alt ist der Schi? Der Bergsteiger, Dezember 1951.
- Der erste Schifahrer in der Weltliteratur war ein Deutscher. Der Bergsteiger, Februar 1954.
- GutsMuths und Vieh als Vorkämpfer des Schneelaufes, „Winter“ 1925/26, Heft 15, S. 230.
- Über 100 Jahre Schifahren in Amerika. 1853 kalifornische Goldsucher als Schifahrer. 1863 die ersten namentlich bekannten deutschen Schifahrer. Rennzeiten bis 140 Stundenkilometern, 1869 (?). „Die Leibeserziehung“, (Stuttgart-Schöndorf) 1954, 243 S. (mit Abb.).
- Bild in die Weltgeschichte des Schifahrens. Österreichische Bergsteigerzeitung, Wien 1950, Folge 1—3 (Teilabdruck in „Winter“ 1950/51, Heft 7 und 8).
- Das Bergsteigen als Kulturerfcheinung, eine biologische Notwehr gegen die „Verstädtierung“. Der Bergsteiger, Mai 1953.
- Ein halbes Jahrhundert „Alpine Schifahrtechnik“. Österreichische Alpenzeitung, Wien, März/April 1949.
- Die Entwicklung des Abfahrtsunterrichts, bergsteigerisch und militärisch gesehen. Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins 1940, S. 14—26 (mit Abb.).
- Pdarjty-Festschrift. Zum 80. Geburtstag des Begründers der alpinen Schifahrweise. Wien 1936 (20 Mitarbeiter, 208 Seiten mit Abb., vergriffen).
- Dhholzer Anton, Geschichte des Schilaufs. Wien 1935.
- Drel Boris und Urbaš Ljodica, „Ljudake Smuci na Slovenskem (Völkstümliche Schneeschuhe in Slowenien). Slovenski Etnograf, Laibach 1956, S. 17—116 (mit vielen Abb. und englischen sowie deutschen Zusammenfassungen).
- Stoltenberg Einar, Ski og Skiløpping i Telemark i gamal tid. Telemark Turistforenings Årbok, Skien 1938/39 (23 Seiten, in telemarkischer Mundart).
- Vaage Jakob (Leiter des Schimuseums auf Holmentollen), Norske ski erobrer verden (Der norwegische Schi erobert die Welt). Oslo, Gyldenbal 1952.

# Von Gletscherschliffen und Gletschergärten

Von Hellmuth Bögel

In großer Mannigfaltigkeit begegnen uns in den Alpen die glazialen Erscheinungen; Gletscher und Eismände, oftmals Weg und Ziel des Bergsteigers, herrschen in den höheren Gebirgsgruppen vor, während in den derzeit eisfreien Gebieten im Alpeninnern wie auch im Vorland zahlreiche glazial entstandene Formen als Spuren früherer größerer Ausdehnung der Gletscher das Landschaftsbild in wechselndem Maß, aber stets spürbar, beeinflussen. Die vielgestaltigen Formen, Kare, Trogtäler, Rundhöcker und Moränen, Schotterterrassen und Seen begegnen uns auf Schritt und Tritt und sind auch den meisten Bergsteigern ihrer Entstehung nach geläufig.

Weniger beachtet, weil unauffälliger, sind die sogenannten Gletscherschliffe, deren Beobachtung an und für sich besonders reizvoll ist, denn es sind die unmittelbarsten Spuren, die der Gletscher auf seinem Weg hinterläßt. Stets gestatten sie, seine Bahn aufs genaueste zu verfolgen.

In der Geschichte der glazialgeologischen Forschung spielen Gletscherschliffe, besonders die Schrammen, eine wichtige Rolle, da man ursprünglich nur diese als Beweise für eine frühere Anwesenheit von Gletschern in heute eisfreien Gebieten ansah. Für den Transport von erratischen Geschieben, von Moränen und besonders den zugehörigen Schottern wurden vielfach Fluten (daher der Name Diluvium = Überschwemmung) oder driftende Eisberge verantwortlich gemacht. So nahm noch 1872 der Altmeister der Geologie in Bayern, W. v. Gümbel, an, daß die Moränen südlich von München durch Fluten aus den Alpen herausgeschwemmt worden seien; erst die Auffindung eines heute verschwundenen Gletscherschliffes auf Nagelsfluh östlich Hohenerschäftlarn durch den Münchner Forscher R. v. Bittel (1874) erhärtete die bereits bestehende Vermutung einer ehemaligen Ausdehnung der Gletscher in diesem Bereich bis Vaterbrunn südlich von München.

Gelegentlich werden in ehemals vergletscherten Gebieten Stellen aufgedeckt, an denen sich Gletscherschliffe und ihre vielfältigen Begleiterscheinungen in besonders schöner Ausbildung häufen und die dann als „Gletschergärten“ nicht nur dem Geologen reichliche Studienmöglichkeiten bieten, sondern auch Anziehungspunkte für den Fremdenverkehr werden.

Anlaß zu einer kurzen Betrachtung dieser Glazialgebilde gab die Freilegung eines neuen, hervorragend schönen Gletschergartens bei Fischbach im Unterinntal (Bögel 1957).

Vor näherem Eingehen auf die Gletscherschliffe selbst sei ein kurzer allgemeiner Überblick über die wichtigsten, glazialbedingten Erscheinungen gestattet. Eine erste Einteilung erfolgt nach Formen der glazialen Ablagerung (Akkumulation) und Formen der glazialen Abtragung (Erosion).

Die Abtragungs- oder Erosionsformen lassen sich wieder zwanglos unterteilen in Groß- und Kleinformen. Zu letzteren gehören die Gletscherschliffe im engeren Sinne.

## 1. Glaziale Ablagerungen und erosive Großformen

(Hierzu siehe v. Klebelsberg 1948, S. 251—389, dort auch umfassende Literaturangaben.)

An Ablagerungen unterscheiden wir einmal Moränen und in direkter Verbindung mit dem Gletscher entstandene Schotterbildungen innerhalb und am Rand des Eises,

ferner Fluß-, See- und Windablagerungen, die in weiterem Zusammenhang mit dem Gletscher stehen.

Im derzeit noch vergletscherten Hochgebirge sind die verschiedenen Moränentypen dem Bergsteiger wohlbekannt. Im Vorfeld eines zurückgehenden Gletschers wird die „Grundmoräne“ frei. Sie ist gekennzeichnet durch sehr reichlich feines Zwischenmittel (Gletscherschlamm) und darin eingebettete, zum Teil geschrämmte Geschiebe. Es handelt sich dabei um Material, das im wesentlichen am Grund des Gletschers (Name!) transportiert und dabei sehr stark bearbeitet wird. Häufig ist, nach dem Wegschmelzen des Eises, die Grundmoräne allerdings durch die immer eckigen Blöcke der „Obermoräne“ verdeckt, die der Gletscher auf seinem Rücken herbeiführt. Besser läßt sich die Grundmoräne im Bereich der Vorlandberggletscherung oder in den großen Alpentälern beobachten, namentlich in künstlichen Aufschlüssen (z. B. Baugruben). Die Wege in Gletschergebieten berühren sehr oft die Kämme der meist wallförmigen „Seitenmoräne“, die den Gletscher seitlich begleitet. Vor die Gletscherzunge legt sich meistens, fast immer in mehreren Bögen, die „End- oder Stirnmoräne“. Seiten- und Endmoränen sind bei dem derzeitigen Rückgang der Berggletscherung besonders deutlich zu erkennen, da die zerfallende Zunge häufig in einer „zu groß gewordenen“ Moränenumrahmung liegt. Fließen zwei Gletscher zusammen, so kann aus zwei Seitenmoränen eine sogenannte „Mittelmoräne“ werden.

An den Seitenrändern und im Vorfeld des Eises sind Schmelzwässer tätig, teils abtragend, teils tonig-feinsandige bis schotterige Ablagerungen aufschüttend. Diese Ablagerungen nennt man „periglazial“ (eisrandnah).

Die gleichen Vorgänge, nur ins Große übertragen, spielten sich während der Eiszeit ab, als die Gletscher aus den Alpen heraustraten und sich, zumal in den Nordalpen, fächerförmige „Vorlandgletscher“ vor die großen Talausgänge lagerten. Am Außentrand umgaben sich die Gletscher mit mehreren Endmoränenkränzen, innerhalb breitete sich die lehmige, reichlich geschrämmte Geschiebe führende Grundmoräne aus.

Beispiel solcher Vorlandgletscher sind der Star- und Inn-Chiemsee-Gletscher. Zwischen diesen großen Eisflächen sind die Gletscherströme der kleineren Täler (z. B. Tegernsee, Schliersee, Weiß- und Rottraun) gleichsam am Alpenrand stehengeblieben. Die Endmoränenkränze geben die größte Ausbreitung der letzten oder Würmeiszeit an.

Geschiebe spielen in der glazialgeologischen Forschung von jeher eine große Rolle, insbesondere die erratischen Blöcke oder „Erratica“. So bezeichnet man solche Geschiebe, die nach längerem Eistransport in Gebieten, wo die betreffende Gesteinsart ursprünglich nicht vorkommt, liegenbleiben. Mit ihrer Hilfe werden die Höchststände des Eises sowie die Einzugsgebiete der Gletscher ermittelt. Bekannt, weil sehr auffällig, sind die Riesensteine („Findlinge“) im Alpenvorland und die zahllosen „Urgesteins“-Blöcke in den Kalkalpen.

Die mannigfaltigen Erscheinungen der Grundmoränenlandschaft zu schildern würde hier zu weit führen: Zu den Loteisesselfeldern und den aus Grundmoräne bestehenden stromlinienförmigen Drumlins kommen die Schotterbildungen der Oster und Kames, die durch in Kanälen und Spalten innerhalb des Eises fließende Schmelzwässer aufgeschüttet werden. Der zurückgehende Gletscher hinterläßt in der Regel verschiedene Rückzugsmoränen.

Unmittelbar zwischen und durch die Endmoränen hindurch geschüttete flache Schmelzwasser-Schotterteregel bezeichnet man als „Sander“; weiter außerhalb breiten sich große Schotterebenen aus. Auf einer solchen liegt München.

Vom Wind vornehmlich aus den Moränen ausgeblasenes, staubförmiges Material gelangt als „Löß“ zur Ablagerung; dieser findet sich oft weitab von den vergletscherten Gebieten.

Der fließende Gletscher übt eine beträchtliche abtragende, erodierende Wirkung aus, deren Ausmaß man jedoch früher sicherlich überschätzt hat. So ist ein Gletscher wohl kaum in der Lage, selbständig Täler zu schaffen; vorhandene Formen werden jedoch in sehr charakteristischer Weise vertieft und umgestaltet. Zu den so entstehenden Groß-

formen gehören in erster Linie Trogtäler. Meist sind solche Trogtäler überfließend, das heißt das Gefälle der Felssohle ist nicht gleichsinnig gegen die Mündung des Tales geneigt, sondern kehrt sich um; der Felsboden hebt sich etwas an. Die so entstandenen wannenartigen Hohlformen sind zunächst abflußlos, inzwischen aber längst aufgefüllt, bzw. die Felschwelle an der Mündung ist durchschnitten. Häufig zeigen Moore in solchen Tälern das ehemalige Vorhandensein von Seen an. Ein typisches Beispiel eines solchen überfließenden Trogtales ist das Rotmoosdal bei Obergurgl, in dem mehrere Meter mächtige Torflagen aufscheinen. Häufig ist in den Alpen das Trogtal in ein älteres, präglaziales (= vorzeitliches) Tal eingeschnitten, dessen ehemaliger, hochgelegener Boden nunmehr die „Trogschultern“ bildet. Die ehemalige Gletscherobergrenze ist oft durch eine „Schliffkehle“ gekennzeichnet. Auf dem flachen Gelände dieser Trogschultern oder Schliffborde finden sich vielfach Gletscherschliffe. Häufig stehen dort Schutzhütten, z. B. die Bremer Hütte oder das Hochwildehaus. Niemals finden sich Trogtäler in ehemals unwergletscherten Gebieten. Ebenso gelten echte, „schüsselförmige“ Kare mit zum Teil überfließenden Böden und Felschwellen am Ausgang als sichere Zeichen einer ehemaligen Vergletscherung. In derart eingesenkten Talböden sind häufig noch Seen erhalten. Gelegentlich sind mehrere Kare zu „Kartreppen“ angeordnet.

Ehemals von Gletschereis erfüllte Bereiche der Gletscherzungen wurden nach dem Fortschmelzen zu Überfließungen. Sie gelangten vornehmlich im Bereich der Vorlandgletscher zur Ausbildung und werden als „Zungenbeden“ bezeichnet. Stets sind oder waren sie von Seen erfüllt. Typische Zungenbedenseen sind der Starnberger und der Ammersee, bereits verschwunden sind die ehemaligen Seen von Wolfratshausen und Rosenheim.

Gewissermaßen Gletscherschliffe im Großen sind die Rundhöckerlandschaften, die häufig auf Trogschwellen wie auch auf breiten, eisüberflossenen Pässen auftreten. Als Beispiele seien genannt das Tuxerloch (siehe Abb. in der Zeitschr. d. D. u. O. 1920, S. 28/29, sehr typisch!) oder der Malojapass, auf dem sich auch eine Reihe von Gletschermühlen finden (Tarnuzzer 1896).

Eine weitere Großschliffform ist der „Flankenschliff“. Meist waagrecht, sind diese Spuren oft auf größere Erstreckung an den Ufern ehemaliger Gletscherbetten zu verfolgen. Besonders schön kommt der Flankenschliff dann zum Ausdruck, wenn z. B. die Schichtung flach gelagert ist. Ein schönes Beispiel zeigt ein Bild von der Karlsruher Hütte auf das gegenüberliegende Ufer des Gurgler Ferners (siehe v. Klebelsberg 1949, S. 338, Abb. 42). Schließlich ist noch auf die allgemeine Zurundung der Berge unterhalb der ehemaligen Eishöchststände hinzuweisen, die jedoch nur zum Teil glazial bedingt ist. Jedenfalls spielen die gleichfalls rundlichen Formen einer älteren, präglazialen Landschaft dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle.

## 2. Gletscherschliffe und zugehörige Formen

(Hierzu siehe v. Klebelsberg 1948, S. 139–153 und S. 331–371.)

Unter Gletscherschliffen im engeren Sinne versteht man vom fließenden Eis mit Hilfe eingebadenen, feinen und groben Gesteinsmaterials geschliffene, zum Teil polierte und mit parallelen Schrammen bedeckte ebene oder schwach gewölbte Felsflächen. Wie schon erwähnt, gelten sie als eindeutigste Zeugen einer ehemaligen Vergletscherung. Mehr oder weniger gut kommen Schliffe und Schrammen auf fast allen Gesteinsarten zur Ausbildung, richtige Polituren fast nur auf dichtem Kalkstein. Für schön geschliffene und geschrammte Geschiebe kommen vornehmlich Kalk und außerdem Serpentin in Frage, kaum etwa Sandstein oder Granit.

Zu Verwechslungen mit Gletscherschrammen können die Striemen auf Harnischen führen, die Gebirgsbewegungsflächen und damit tektonischer Entstehung sind, oder auch Schleifspuren von Schlittentufen und Wagenrädern, namentlich in Hohlwegen, ja sogar Nagelschuh-Kraber. Bei genauerer Beobachtung sind jedoch Irrtümer ohne weiteres zu vermeiden.

Die relative Seltenheit der Schriffe erklärt sich dadurch, daß dergleichen Formen von der Verwitterung ziemlich rasch unkenntlich gemacht werden und nur erhalten bleiben, wenn sie nach der Entstehung sehr bald überdeckt werden. So sind sie der Beobachtung nur mehr oder weniger zufällig zugänglich.

Die Mannigfaltigkeit der Formen, die in den „Gletschergärten“ erscheint, erklärt sich nur zum Teil durch die unmittelbare mechanische Wirkung des Eises.

Solche mechanische Wirkungen sind das Abschleifen und Schrammen durch mitgeführtes Fein- oder Grobmaterial, sowie das Ausbrechen und Ausheben von Gesteinstrümmern. Hierzu ist relativ starres Eis notwendig. Bei größerer Dicke wird das Eis durch das Eigengewicht zunehmend plastisch und durch Druck vorübergehend verflüssigt und wirkt austollend und ausziehend, wobei Becken und Wannen entstehen. Bei der Ausbildung solcher Formen dürften jedoch am Grunde des Eises bewegte Schmelzwässer eine größere Rolle spielen, insbesondere solche, die in Spalten und vor allem in den röhrenförmigen Gletschermühlen niederstürzen. Mit herumgewirbelten Geröllen, den „Mahlsteinen“, oder auch mit Feinfies und Sand arbeiten sie am Grunde Hohlformen aus, in günstigen Fällen die bekannten „Gletschertöpfe“; solche sind bis 10 m tief bei einem Durchmesser von 8 m gefunden worden. Oft sind die Wände spiralförmig gerieft. Schmelzwässerrinnen, die gelegentlich zu kleinen Klammen werden, schreibt man auch der Wirkung von unter Druck stehendem Wasser unter dem Eis zu. In anderen Fällen dürfte auch eine einfache Aneinanderreihung von Wannen und Becken, die durch die stetige Verlagerung der Gletschermühlen entsprechend der Gletscherbewegung zustande kommt, zu klammartigen Rinnen führen.

Wirden Kalke den Gletschergrund, so dürfen auch subglaziale (subglazial = am Grund des Eises) Karstvorgänge erwartet werden, da das Eis verhältnismäßig kohlenstoffreich ist und die Schmelzwässer dadurch einfach Wässern auf das Gestein wirken. Eine scharfe Trennung dieser vielfältigen, sich weitgehend gleichzeitig abspielenden Vorgänge dürfte schwer möglich sein, da sie ja der direkten Beobachtung stets unzugänglich sind. Daher kann man die Frage nach der Entstehung der einzelnen Gebilde nicht immer eindeutig beantworten.

Häufig läßt sich erkennen, daß bei der Ausarbeitung von Hohlformen vorgegebene Ungleichmäßigkeiten im Gestein, wie Bankung, Klüftung, tektonische Zerkümmungszonen oder weniger widerstandsfähige Einschlaltungen ausgenützt werden.

Möglicherweise kommen durch die Tätigkeit der Schmelzwässer am Grunde der Gletscher nicht nur Kleinformen, sondern auch große Klammen zur Ausbildung. So wurde anlässlich der Vorarbeiten zur Schwefstein-Talsperre im Sartal bei Fall durch Bohrungen eine heute verschüttete Klamm vom Ausmaß der Partnachklamm nachgewiesen (Schmid-Tschomé 1955, S. 146).

Ständig werden die — wie auch immer entstandenen — Kleinformen vom fließenden Eis weiter bearbeitet. Insbesondere werden alle Kanten zugerundet, Rinnen weiter ausgearbeitet und Kissen und Hohlkehlen eingeschliffen. Vor allem aber werden alle Gebilde mit den charakteristischen Schrammen bedeckt. Auf ebenen oder schwach gekrümmten Flächen sind sie in der Regel gerade, zueinander parallel, bis zu mehreren Metern lang und einige Millimeter tief. Auf stark gewölbten Flächen, an Hindernissen und in Hohlformen, weichen die Schrammen allerdings oft stark von der allgemeinen Fließrichtung ab, sie laufen zusammen oder auseinander, sind gekrümmt — kurz, sie passen sich im einzelnen der Gestalt des Untergrundes an. An Rundhöckern ist fast immer nur diejenige Seite geschrammt, von der der Gletscher kam, die entgegengesetzte ist wesentlich weniger bearbeitet. Bei sorgfältiger Beachtung dieser Erscheinungen läßt sich so stets die genaue Fließrichtung des Gletschers ermitteln — auch in Zweifelsfällen, z. B. bei der Frage, ob ein Foch von der einen oder der anderen Seite her vom Eis überschritten worden ist. Zumindest bieten die Schriffe eine willkommene Bestätigung der durch erratische Geschiebe gewonnenen Ansichten. Sind mit Hilfe der Schriffe und Geschiebeobergrenzen (höchste Funde von erratischen Geschieben) die Fließrichtung und die Eis-

oberflante ermittelt, so läßt sich auch das ehemalige Eisstromnetz rekonstruieren (siehe v. Klebelsberg 1935, Karte S. 540).

Auch zur Festlegung der Gletscherobergrenze können, wenn Geschiebe versagen, Gletscherschliffe herangezogen werden. So ermittelte man in den Tälern von Gurgl und Vent einen ehemaligen Eishöchststand bei etwa 2900 m (v. Klebelsberg 1935, S. 546).

### 3. Beispiele für Gletscherschliffe und Gletschergärten in den Alpen

Schliffe am Fernpaß (Pend 1909, S. 293) und am Seefeldler Paß kennzeichnen den Übertritt des Innentaler Eises ins Loisach- und Martal. Rundhöckerlandschaften zusammen mit Schiffen und Gletschertöpfen am Malojapaß bieten nicht nur ein Musterbeispiel einer eisgeformten Landschaft, sondern die Richtung der Schrammen erweist auch ein Überfließen von Eis aus dem oberen Innental ins Bergell (Pend 1909, S. 823; Larnuzzer 1896). Der Etsch-Gletscher erhielt mehrfach Zufuhr von Innental-Eis, so über einige Pässe in den Münsfertaler Alpen und vor allem über den Reschen, in dessen Bereich sehr reichlich Gletscherschliffe vorkommen (v. Klebelsberg 1935, S. 545). Umgekehrt ist z. B. bis heute die Frage, ob am Brenner Eis nach Süden übergetreten ist, mangels Auffindung von Schiffen nicht sicher beantwortet (v. Klebelsberg 1935, S. 547). In den Rißbüheler Alpen beweisen Glaziallandschaften und Schrammen am Paß Thurn und an der Filzenscharte im Verein mit erratischen Geschieben eine Speisung des Rißbüheler Achengletschers und weiterhin des Chiemseegletschers mit Eis aus den Hohen Tauern (v. Klebelsberg 1935, S. 551; Pend 1909, S. 296).

Die folgende, kurze Aufzählung einiger bekannter Gletschergärten sowie bemerkenswerter Einzelercheinungen in den Alpen zeigt, daß diese Formen der Glazialerosion auf den verschiedenartigsten Gesteinen zur Ausbildung gekommen sind.

Seit langem bekannt sind die Riesentöpfe im Luzerner Gletschergarten, die 1872 bei Bauarbeiten bloßgelegt wurden (Pend 1909, S. 539). Hier sind eine Reihe von Gletschertöpfen in tertiärem Sandstein ausgekollt. Der größte ist 9,5 m tief bei einem Durchmesser von 8 m. — Der Gletschergarten von Klagenfurt weist gleichfalls Gletschermühlen auf, die jedoch in metamorphe Gesteine eingesenkt sind (Pend 1909, S. 1064). Im Klagenfurter Becken finden sich noch zahlreiche weitere Töpfe und Schliffe mit ihren Begleiterscheinungen. — Ein großer Doppelgletschertopf auf der Stufe oberhalb von Badgastein ist — wie auch die schon erwähnten am Paß von Maloja — in granitischem Gneis eingeschliffen. — In der an eiszeitlichen Spuren sehr reichen Gegend von Lago am Gardasee findet sich in überschliffenem Cozänkalk ein Gletschertopf, der bemerkenswerterweise mit einer Abflußrinne ausgestattet ist. Im allgemeinen sind die Töpfe ohne jeden Abfluß (Abb. Paulke 1910).

Am Angermannhügel bei Gmund am Tegernsee wurde anlässlich des Bahnbaus zu Anfang des Jahrhunderts ein Gletscherschliff aufgedeckt (v. Ammon 1903). Auf Kreidkalk und Sandstein der helvetischen Zone fanden sich schön geschrammte Schliffflächen; sie stammen von dem kleinen Tegernseegletscher, der auch während des Höchststandes schon knapp nördlich des Sees endete. Die seit der Aufdeckung fast strichene Zeit reichte aus, um durch die Verwitterung Schliffe und Schrammen fast völlig zu beseitigen. — Auch der prachtvolle Gletscherschliff beim gleichnamigen Gasthaus in der Nähe von Mittenwald auf Wettersteinkalk hat bereits stark gelitten (Pend 1930). — Rundhöcker und Schliffe kommen neben der Straße oberhalb von Wallgau zum Vorschein, hier auf Hauptdolomit. Der Lage nach sind dort mit großer Wahrscheinlichkeit zahlreiche Glazialformen unter Lockerschutt verborgen, denn der von Mittenwald kommende Gletscher floß hier zum großen Teil zum Walchensee über. Eine Aufdeckung würde sich sicherlich lohnen, wäre jedoch mit beträchtlichen Kosten verbunden. — Einige Gletschertöpfe in Hallstätter Kalk wurden am Kälberstein bei Berchtesgaden aufgedeckt.

In der Nagelsfluh des Münchner Deckenschotter finden sich zahlreiche zylinderrörmige Höhlungen, die sogenannten „Geologischen Orgeln“, die bis zu mehreren Metern tief werden. Rothpletz hielt sie ebenfalls für glazial entstandene Strudeltöpfe, doch werden sie jetzt allgemein für Verwitterungsbildungen angesehen.

Selbstverständlich finden sich Gletschertöpfe usw. auch in außeralpinen, ehemals vergletscherten Gebieten. In den Muschelkalksteinbrüchen von Müdersdorf bei Berlin fand man Schriffe, die für die Erkenntnis der Vereisung in Norddeutschland von Bedeutung waren. Dabei wurde auch einmal ein Gletschertopf aufgedeckt.

Beim Bau der Deutschen Alpenstraße wurde 1934 bis 1936 im Weißbachtal südlich von Inzell der schönste Gletschergarten der Bayerischen Alpen entdeckt (Ebers 1939 und 1952). Das jeinerzeit von einem Gletscherarm des Saalachtales in Richtung Inzell durchflossene Tal entwässert entgegengesetzt, zurück zur Saalach (Beispiel für Gefällsumkehr, eine in Glazialgebieten nicht seltene Erscheinung). Der genannte Gletscherarm endete schon nördlich von Inzell. Das im Bereich der Schriffe ziemlich enge Tal war zur Zeit des Höchststandes der letzten Eiszeit mit einem 300 bis 400 m tiefen Gletscher erfüllt. Eine etwa 20 m hohe, gestufte Wand aus Wettersteinkalk, die sogenannte Scharmannwand, trägt eine Reihe von Gletschertöpfen, die ihrer Lage nach zwischen Eis und Fels durch herabstürzendes Wasser entstanden sind. Ihre dem Tal zugekehrte Seite ist offen; dieser charakteristischen Form halber werden sie „Lehnstößeltöpfe“ genannt. Sind mehrere übereinander angeordnet, so spricht man von „Patermostertöpfen“. Die Namen stammen von skandinavischen Geologen. In den Töpfen fanden sich vielfach bei der Aufräumung noch zum Teil kugelförmige Mahlsteine, die inzwischen allerdings durch die Besucher restlos entfernt sind. Oberhalb der Steilstufe sitzen in flacherem Gelände mehrere Rundhöcker auf. Zahllose Schriffe und Schrammen überziehen die ganze Wand. Eine Überdeckung durch Schotter und Seeablagerungen, die offenbar unmittelbar vor dem zurückgehenden Gletscher aufgeschüttet wurden, schützte die Gebilde vor der Verwitterung.

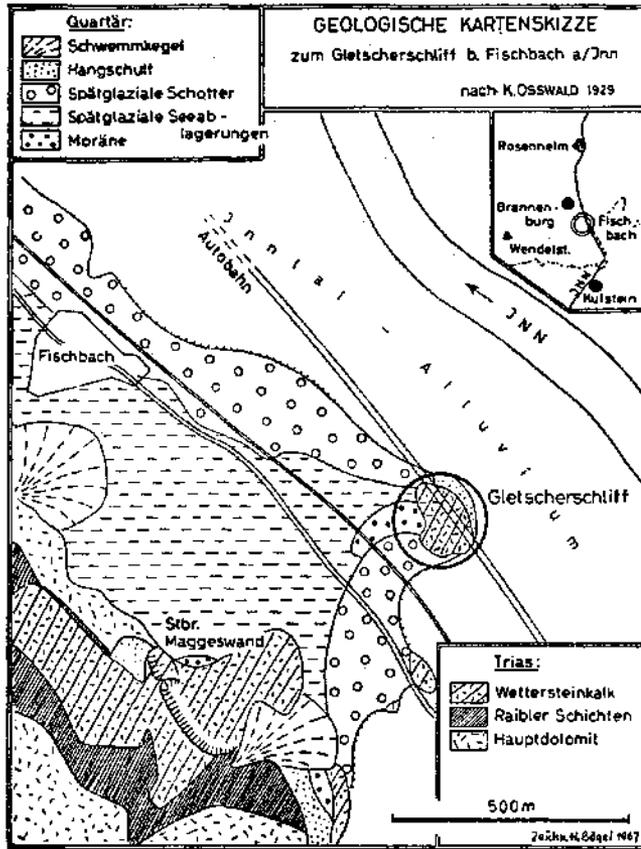
Gleichfalls in Wettersteinkalk, der zur Ausbildung und Erhaltung von Gletscherschliffen besonders gut geeignet ist, befindet sich der jüngst entdeckte Gletschergarten an der Autobahn bei Fischbach im Unterinntal, der im vergangenen Jahr durch das Münchner Autobahnbauamt freigelegt wurde. Ein frei mitten im Tal aufragender Felsrücken — durch seine Lage der glazialen Bearbeitung besonders ausgesetzt — von etwa 10 m Höhe und 100 m Länge ist zu einem Rundhöcker geformt und mit zahlreichen, subglazialen Schmelzwasserrinnen, Becken und Bannen bedeckt. Echte Gletschermühlen sind allerdings nicht zur Ausbildung gekommen. Dagegen findet sich eine richtige, etwa 2 m tiefe Miniaturklamm, die — vom Schmelzwasser ausgewaschen — durch das Eis nachgeschliffen und stellenweise mit hervorragend schönen Relikten ausgestattet ist. Feinste Strukturen werden dadurch im Wettersteinkalk sichtbar.

Es handelt sich dabei um Oberen Wettersteinkalk, der mit dem Wendelsteinmassiv verbunden ist (Dörmwald 1929), wie in dem großen Steinbruch an der Maggeswand zu sehen ist. Seine Ausbildung weicht von der üblichen, eintönigen des Wettersteinkalks stark ab. Es finden sich Dolithe, schwarze Breccien, dunkle Einlagerungen, nicht selten Korallenblöcke und Schneckenquerschnitte und vor allem reichlich Pyrit mit Spuren von Zinkblende. Als ausgesprochene Kuriosität erscheint das Mineral Cölestin (Strontium-sulfat) in einer breiten Spaltenfüllung.

Vom höchsten Punkt des Budels zieht eine breite, gestufte Schmelzwasserrinne nach Süden hinunter. An ihr läßt sich die subglaziale Entstehung besonders deutlich erkennen, da bei der jetzigen Geländeform keinerlei Einzugsgebiet für eine derartige Erosionsrinne vorhanden ist.

Alle Formen sind geschliffen und überzogen mit zahllosen Schrammen, die sich jeder Aufwölbung anschmiegen und auch auf dem Boden der Becken und Rinnen zur Ausbildung gekommen sind.

Unmittelbar nach der Freilegung zeigte der geschliffene Wettersteinkalf so helle Farben, wie sie sonst nur das frisch angeschlagene Gestein aufweist. Dies zwingt zur Annahme, daß der Gletscherschliff, unmittelbar nachdem die Felsrippe vom Eis freigegeben worden war, von Lockermassen wieder bedeckt wurde. Hierfür kommt Grundmoräne nur zum



Teil in Frage, obwohl in Spalten eingepreßt noch einzelne Geschiebe gefunden werden und — neben zahlreichen kleineren Erratica — auch ein etwa 1 cbm großer Gneisblock bei der Freilegung zum Vorschein gekommen war. Andererseits liegen an einigen Stellen auf den Schliffflächen noch Reste verfestigter, deutlich geschichteter Sande, die nur in einem stehenden Gewässer abgelagert sein können. Tatsächlich sind ganz in der Nähe sandig-tonige, zum Teil schotterige „Seesedimente“ aufgeschlossen. Dieser sich unmittelbar vor dem zurückgehenden Gletscher stauende See kann mit dem ehemaligen Rosenheimer Zungenbeckensee in Verbindung gebracht werden. Es scheint, daß — wie auch der Anzeller Gletschergarten zeigte — eine rasche Überdeckung der Schliffe durch solche Seesedimente für die Erhaltung besonders günstig ist.

Trotz der sehr kurzen Zeit, die seit der Aufdeckung verstrichen ist, fängt die ursprüngliche Frische schon an sich zu verlieren. Versuche mit Steinschutz- und Imprägnierungsmitteln versprechen nicht den erwarteten Erfolg. Um so erfreulicher ist es, daß das Autobahnbauamt, das auch für die Zugänglichmachung Sorge trägt, eine geeignete Stelle durch Errichtung eines Daches schützen will, so daß der ursprüngliche Zustand der Schliffe für längere Zeit erhalten bleibt.

## Nachtrag

Während der Drucklegung fand in Obergurgl der diesjährige Gletscherkurs unter Leitung von Professor Dr. H. Finsterwalder statt. Hierbei wurden u. a. auch die vielfältigen Probleme der Gletscherbewegung behandelt. Die dabei vorgetragenen Ergebnisse und Ansichten sowie eigene Beobachtungen im Gletschervorfeld lassen mich die Vermutung aussprechen, daß Formen, wie sie z. B. der Fischbacher Gletschergarten zeigt, erst im Bereich einer verhältnismäßig dünnen, länger liegendebleibenden Gletscherzunge entstehen und nicht während der Gletscher in voller Mächtigkeit das Tal erfüllt.

## Literatur

- v. Animon, L.: Der Gletscherschliff am Tegernsee. Geog. Jahresh. 1903, S. 25—31.  
 Bögel, H.: Der neu entdeckte Gletscherschliff im Juntal. Mitt. d. DVV 1957, S. 102.  
 Ebers, E.: Die diluviale Vergletscherung des bayerischen Traungebietes. Veröff. d. Gesellsch. f. bayer. Landeskunde e. V., München 1939.  
 — Der Gletschergarten an der Deutschen Alpenstraße. Forsch. z. deutsch. Landeskunde 75, 1952.  
 v. Gumbel, G. W.: Gletschererscheinungen aus der Eiszeit (Gletscherschliffe und Erdspeiler im Etzh- und Juntale). Sitz.-Ber. Ak. Wiss., München 1872, S. 223—255.  
 v. Klebelsberg, K.: Geologie von Tirol. Berlin 1935.  
 — Handbuch der Gletscherkunde I, Wien 1948.  
 Schwald, R.: Geologische Karte und Geschichte der Wendelsteingruppe. Mitt. Geogr. Ges. München 21, 1928, S. 1—124, München 1929.  
 Paulke, W.: Gletschertopf mit Abflußrinne bei Nago, Etzhgebiet. Geol. Absh. 1, 1910, Taf. III.  
 Bend, A. und Brückner, F.: Die Alpen im Eiszeitalter. 3 Bde. Leipzig 1909.  
 Bend, A.: Die Eiszeit in den bayerischen Hochalpen. Sitz.-Ber. Preuß. Akad. Wiss., Math.-Naturw. Kl.: XVII, 1925, S. 349—371.  
 — Das Tor von Mittenwald. Samml. Geogr. Führer, Berlin 1930.  
 Schmidt-Thoms, B.: Zur Frage quartärer Krustenbewegungen im Alpen- und Boralpengebiet des Karalbereiches. Geol. Absh. 43, S. 144—158, Stuttgart 1955.  
 Tarnuzzer, Ch.: Die Gletschermühlen auf Maloja. Jahresber. Naturfr. Ges. Graubünden, NF 39, Chur 1896, S. 22—27.  
 v. Zittel, K.: Über Gletschererscheinungen in der bayerischen Hochebene. Sitz.-Ber. Ak. Wiss. München 3, 1874, S. 252—283.

# Wie ich dazu kam, die ersten Hochgebirgsfilme zu drehen

Von Arnold Fant

Wenn man in seinem Leben an eine Aufgabe gerät, deren Problemen man so nachläuft, wie ich es einst in den Jahrzehnten meiner Filmarbeit im Hochgebirge und dann auf Expeditionen in ferne Länder tat, so liegt der tiefere Grund für einen solchen Fanatismus der Arbeit meist schon in Erlebnissen der frühesten Jugend begründet.

So war es auch kein Zufall, daß ich gerade an den Naturfilm und speziell an den Ski- und Hochgebirgsfilm geriet, und daß mich dieser Beruf nie mehr los ließ.

Von meinem zweiten Lebensjahre ab bis zum neunten war ich wegen schweren Asthmas so ständig ans Bett gefesselt, daß ich fast jedes Jahr wieder von neuem gehen lernen mußte. Ich durfte daher fast niemals ins Freie, und die Natur blieb mir ein unbekannter Begriff. Da wurde ich mit neun Jahren, von den Ärzten beinahe aufgegeben, nach Davos gebracht, kam mit einem Schläge aus der Industriestadt in die Berge, und war vom selben Tag ab gesund. In den vier Jahren, die ich in Davos lebte, wußte ich überhaupt nicht mehr, was Kranksein heißt. Daher der überwältigende Eindruck dieses Umschwungs in meinem Leben durch den Schritt in die Natur, insbesondere in die Berge.

Aus diesem Jubel der plötzlichen Genesung stammt also wohl das ausgeprägte Gefühl für die Bergwelt, aus dem heraus ich dann zuerst zum leidenschaftlichen Landschaftsfotograf wurde, dann ins Studium der Naturwissenschaften ging, um schließlich im Naturfilm meine unentrinnbare Lebensaufgabe zu finden.

Schon in der Schule hatte ich nur Interesse für Naturwissenschaften und dementsprechend gar keine Vorliebe für das, was wir auf dem humanistischen Gymnasium lernen mußten. Dieses widerwillige Studium wurde vollends gefährdet in dem Augenblick, als ich ans Fotografieren geriet, das bei mir zu einer Leidenschaft wurde.

Nach dem Abitur freigeworden von der Schule, stürzte ich mich sofort in das Studium der Geologie in Zürich. Auf der Universität als Schüler ebenso gut, wie vorher auf der Schule schlecht, bildete aber auch hier die Leidenschaft des Fotografierens meine größte Gefahr, da ich ihr jede freie Stunde widmete.

So wie später im Filmen lernte ich hier alles aus mir selbst, da ich niemand hatte, der mir auch nur die Grundzüge der fotografischen Kunst hätte zeigen können. Dabei war ich oft über die ans Fotografieren „verschwendete“ und damit dem Studium entzogene Zeit so verzweifelt, daß ich immer wieder versuchte, mir diese beinahe verhängnisvolle Leidenschaft abzugewöhnen. Aber alle guten Vorsätze nützten nichts — immer wieder kaufte und konstruierte ich mir neue Kameras; denn es machte mir einfach keine Freude, in den Bergen herumzulaufen, ohne das im Bild festzuhalten, was ich dort an immer neuen Schönheiten so begeistert entdeckte.

Meinen Privatschlüssel, speziell zur Erschließung des Schweizer Hochgebirges, aber fand ich in diesen ersten Studentenjahren im — Schneeschuh.

Hochgebirgstouren auf Skiern waren damals — anno 1909 — noch etwas ziemlich Seltenes. Wenn einmal die Gletscher des Berner Oberlandes traversiert wurden, verwunderten sich noch die Zeitungen darüber. Ich durchquerte aber damals auf Skiern mit meinem Schweizer Kameraden Schaufelberger nicht nur das Hochgebirgsmassiv des Berner Oberlandes, sondern erstmalig die ganze Schweiz von Osten nach Westen,

das heißt vom Massiv der Bernina bis zu dem des Mont Colon. Wochenlang standen wir damals Tag für Tag auf Skiern, überquerten — immer nur mit Karte, Kompaß und Höhenmesser — Duzende von Hochpässen, bestiegen einen Viertausender nach dem anderen und begannen so unser großes Programm, das wir uns gesetzt hatten: nämlich alle Gipfel des Schweizer Hochgebirges zwischen 3500 und 4600 m Höhe, die man einigermaßen noch als Skitouren bezeichnen könne, zu besteigen. Dieses Programm wurde dann leider durch den Beginn des ersten Weltkrieges vorzeitig abgebrochen. Aber immerhin war ich seiner Vollendung doch recht nahe gekommen, und ich glaube, daß ich damals, wo man auf Gletschern im Winter noch sehr selten eine fremde Skispur kreuzte, vielleicht mehr Gipfel von dieser Höhe mit Skiern gemacht hatte, als irgendeiner meiner Zeitgenossen. Und das waren die schönsten Jahre meines Lebens.

Auch in den Sommern stieg ich natürlich in den Bergen umher, so viel es mir mein Studium erlaubte, und machte mit meinem Freund Hans Rhode viele der größten und schwierigsten Eis- und Klettertouren, die damals bekannt waren. Und immer wanderte auch die fotografische Kamera mit, und in öffentlichen Vorträgen zeigte ich meinem ersten Publikum an Hand von Lichtbildern alle die Schönheiten der Berge, die mich selbst so begeistert hatten. Auch andere sollten alle diese Wunder sehen. Hier also lagen die Wurzeln meiner Freiburger Berg- und Sportfilmgesellschaft.

Den äußeren Anstoß dazu aber gab eigentlich der Freiburger Ethnologe Dr. Tauern. Er war es, der mich in die Filmbranche sozusagen einführte, indem er dem damaligen Freiburger „Weltkinematographen“ nahelegte, mich zusammen mit meinem Freund Hans Rhode als Spezialisten für Skihochtouren zu engagieren für eine Erstbesteigung des 4600 m hohen Monte Rosa (Dufourspitze) mit Skiern und Filmkamera.

So entstand im Jahre 1913 der erste kleine Skifilm, den es je gab, wobei auch zum ersten Mal eine Filmkamera eine solche Höhe erreichte und gezeigt wurde, daß und wie man in der Gletscherwelt auch in diesen Höhen in freier Schwungtechnik herabschwingen könne, statt in Stembögen und auf einen mordsgroßen Stock gestützt; was noch viele Jahre später immer wieder als die einzig mögliche Methode zur Erzwingung der Hochgebirgswelt mit Skiern angepriesen und mit einem merkwürdigen Fanatismus gepredigt wurde.

Dieser, von dem Operateur Sepp Mgeier — dem ersten Kameramann, der auch zugleich ein hervorragender Skiläufer war — für damalige Zeiten ausgezeichnet gedrehte kleine Skifilm war das erste „bewegte“ Bild, das ich in meinem Leben sah. Und der Eindruck dieser paar 100 m Film ward für mich Schicksal und zweckbestimmend für mein ganzes Leben. Von da ab datierte mein Beschluß, nach Beendigung meines Studiums selbst einmal einen Skifilm zu drehen. Aber dann schon einen „großen“, in dem ich alles zeigen wollte, was es im Skilauf an Schönheiten der Bewegung und vor allem auch der Landschaft gab. Ich war fest überzeugt, auf der Basis meines fotografischen Könnens etwas sehr Schönes machen zu können mit diesem herrlichen neuen Instrument, das in so phantastischer Weise Bewegung wirklich wiedergeben konnte. Das war natürlich sehr naiv gedacht, das heißt unbeschwert von allem Wissen um die Schwierigkeiten, einen Naturfilm zu drehen. Noch dazu einen „großen“. Den technischen Ausdruck „abendfüllend“, das heißt zur Unterhaltung des Publikums für eine ganze Vorstellung von anderthalb Stunden ausreichend, kannte ich damals natürlich noch gar nicht, schon weil ich noch nie ein Kinotheater besucht und außer unserem kleinen Monte-Rosa-Film noch niemals einen ablaufenden Filmstreifen gesehen hatte. Einen weiteren dann auch erst im Jahre 1919, das heißt sechs Jahre später, sah, und zwar — meinen eigenen.

Das überwältigende Erlebnis beim ersten Betrachten unseres damaligen kleinen Skifilms war für mich als leidenschaftlichen Standfotografen die fotografische Wiedergabe des Phänomens der Bewegung. Das war mein erstes „filmisches“ Erlebnis und ist im Grunde genommen stets mein entscheidendstes geblieben. Denn Filmkunst ist für mich Bewegungskunst, einerlei ob die Bewegung des menschlichen Körpers, oder Tieres,

oder der subtile mimische Ausdruck des Schauspielers, oder die Bewegung einer Kumuluswolke künstlerisch darzustellende und zu gestaltende Objekte sind. Erst dann kommt an zweiter Stelle die Wichtigkeit des Bildausschnittes, des Lichtes, des Tones und neuerdings noch der Farbe; und schließlich der Zusammenklang all dieser Elemente in dem, was wir die filmische Handlung oder das filmische Geschehen nennen.

Es ist daher kein Zufall, daß ich mit meinen ersten großen Ski- und Kletterfilmen zunächst Sportfilmregisseur wurde und überhaupt die Natur — zunächst vor allem die Welt der Berge — „bewegt“, das heißt lebendig werden ließ.

Doch bis es so weit war, in dieser den Menschen damals neu gegebenen Ausdruckskunst meine Lebensaufgabe zu finden, mußten erst noch mehrere Jahre vergehen. Der erste Weltkrieg setzte zunächst allen meinen diesbezüglichen Plänen ein Ende, und als im Herbst 1918 dieser Sturm vorübergebraust war, da schien mein nie vergessener Traum, einmal einen „großen“ Skifilm zu machen, zunächst an der Tatsache meines inzwischen verlorengegangenen Vermögens zu scheitern. Denn daß man zu einem solchen Film sehr viel mehr Geld brauche, als etwa zum Fotografieren, das merkte ich bei aller Ungewohntheit, in Geld zu denken, sehr schnell, als ich mir mitten in der beginnenden Inflation die erste Kinoausrüstung kaufen wollte. Mit meiner Geologie aber hätte ich im damaligen Deutschland verhungern können. So wurde ich zunächst einmal ein Jahr lang in Berlin Teppichhändler, um mir auf Grund meiner Kenntnisse und Liebhaberei für feine, antike Perserteppiche das nötige Geld zur Finanzierung eines Skifilms zusammenzusparen.

Eigentlich wäre es ja sehr viel einfacher gewesen, mir einen Finanzmann zu suchen; aber auf diese so selbstverständliche Idee kam ich damals leider nicht. Und auch noch sehr viel später, als einzelne meiner Filme bereits buchstäblich Millionengewinne abwarfen, hatte ich eigentlich nie so recht das Herz oder gar das Talent, mich an Finanzleute zu wenden, statt mich in die Fesseln der Filmbranche zu begeben mit deren Abneigung vor der Beschreitung neuer Wege respektive der Finanzierung ungewohnter Filmarten, die sie als bedenkliche „Experimente“ ansah. (Im Grunde genommen das Schicksal der meisten Avantgardisten im Film, von denen sich nur ganz wenige durchsetzen konnten, und auch diese meist nur dadurch, daß sie ihre eigenen originellen Vorstellungen verließen und sich in das bewährte Schema der von den großen Filmkonzernen bevorzugten Filme mehr oder minder einfügten.)

So brauchte ich also fast ein Jahr, um das mir nötig scheinende „Kapital“ für einen „großen“ Skifilm zu verdienen, bzw. zusammenzusparen, nämlich 9000 Schweizer Franken. Glücklicherweise hatte ich das Wesen der Inflation schon kurz vor Beginn derselben verstanden und sofort die praktische Konsequenz daraus gezogen, diese Ersparnisse nur in Schweizer Franken anzulegen und diese in die Tasche zu stecken.

So konnte ich mir dann Ende 1919 den ersten Kinoapparat kaufen — eine kleine primitive Ernemannkamera — und 3000 m „Abfallfilm“. Ja — buchstäblich Abfallfilm, das heißt die bei den Operateuren in den Kassetten verbleibenden, weil für größere Spielfolgen nicht mehr ausreichenden, Reste der 120-m-Rollen. Diese prüfte ich zunächst sorgsam darauf, ob sie noch verwendbar seien, klebte sie dann zu 120-m-Rollen in der Dunkelkammer zusammen, und hatte so mein nötiges Filmmaterial ungefähr für ein Fünftel des Preises. Auf diesem Abfallmaterial entstand der erste abendfüllende Natur- und Sportfilm, von dem man wohl, ohne unbescheiden zu sein, sagen darf, daß er der Anfang zu einer ganz neuen Filmgattung wurde.

Mit meiner denkbar primitiven Ausrüstung erschien ich also eines Tages in meinem Elternhaus in Freiburg, engagierte mir hier unseren einstigen Operateur des kleinen Monte-Roja-Films, Sepp Allgeier, der als Skiläufer gerade die Schwarzwaldmeisterschaft gemacht hatte, und den damals weitaus besten deutschen Skiläufer Dr. Baader, und später den damaligen deutschen Skimeister Dr. Willinger, und so begannen wir vier Skikanonen die Verwirklichung meines langjährigen Traumes — des „großen“ Skifilms „Das Wunder des Schneeschuhs“.

Von Allgeier lernte ich innerhalb weniger Tage die damals ja noch recht einfache Technik des Kurbelns, während ich selbst bestrebt auf ihn einwirkte durch meine fotografischen Kenntnisse, vor allem auf den mir angeborenen Filmblick, den mir als Autodidakt nie jemand beigebracht hatte. Ja, der mir so selbstverständlich war, daß mir diese Fähigkeit erst viel später bewußt wurde.

So wechselten Allgeier und ich uns sehr bald ab im Kurbeln, das heißt, entweder drehte Allgeier und ich fuhr als Skiläufer mit oder stand an der Kamera und machte die Bild- und Bewegungsregie, oder Allgeier fuhr mit und ich kurbelte. Natürlich noch mit der Hand, da Motoren erst viel später aufkamen. So arbeiteten wir beide siegesicher einige Wochen auf dem Feldberg, bis wir diese ersten Aufnahmen entwickelten, kopierten und uns vorführten. Bei allen, die diese ersten Muster sahen, gab es große Begeisterung; denn sie waren fotografisch schon wirklich recht hübsch. Ich selbst verließ aber den Vorführungsraum tief deprimiert und unzufrieden. Denn mir war angesichts der an sich so schönen Schneebilder blühtartig etwas klar geworden:

Ich hatte nun zwar das langersehnte „bewegte“ Bild, aber nur das Bild war schön, nicht etwa die Bewegung. Bild und Bewegung bildeten keine Einheit, die Bewegung meiner Skiläufer war in die betreffenden Bildausschnitte nicht richtig einkomponiert, und sogar diese Bewegungen selbst waren größtenteils unschön. Keiner von uns, mit Ausnahme von Dr. Baader, konnte vor diesem unerbittlichen Auge der Optik bestehen. Einzig er hatte so harmonische Bewegungen und beherrschte seine Skier mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß es ein wirklich „filmischer“ Genuß war, ihm zuzusehen. Er als einziger bestand sogar vor dem strengsten aller Bewegungsrichter — der Zeitlupe.

Nun probierte ich noch eine ganze Reihe damaliger bekannter Skiläufer durch, aber das Resultat war noch schlechter als bei uns. Mit Baader allein, mit einem einzigen Skiläufer, aber konnte man keinen Skifilm machen. Das war die erste Panne in meinem neuen Beruf, vor der ich anfangs ratlos da stand, die aber überwunden werden mußte, wie im Laufe meiner späteren Filme so viele hunderte auch.

In dieser ersten Not hörte ich glücklicherweise von einem Skiläufer vom Arlberg mit Namen Hannes Schneider, der ein wahres Phänomen auf Schneeschuhen sein sollte. Auf meinen telegraphischen Ruf hin war er zwei Tage später auf dem Kreuzee bei Garmisch, wo ich nach dem ersten unbefriedigenden Resultat unserer Aufnahmen auf dem Feldberg von neuem beginnen wollte.

Jetzt sahen wir erst, was richtiges Skilaufen ist. Jeder Schwung saß haargenau da, wo er sein sollte, das heißt wo ich ihn brauchte, um die Bewegung in den gegebenen Bildausschnitt einzukomponieren. (Ein schnelles Mitfchwenken oder gar Mitfahren der Kamera, wie ich es mir dann einige Jahre später erfand, bis es dann bald darauf unter dem Schlagwort der „entfesselten Kamera“ auch von anderen Operateuren übernommen und schließlich zur Selbstverständlichkeit wurde, war mit den damaligen primitiven Stativen noch nicht möglich.) Jede Bewegung von Hannes Schneider war von einer so wunderbaren Sicherheit, daß meine immer mehr auf das Phänomen der Bewegung sich einstellenden Film Augen sich einfach nicht sattsehen konnten an all dieser kraftvollen, beherrschten Schönheit eines auf seinen gleitenden Brettern sich wiegenden und schwingenden Körpers.

Ja — vielleicht wissen heute nur noch wir paar damals bedrißten Skimeister von 1920, was für ein Skiphänomen dieser Hannes Schneider war; ein Jahrzehnt voraus allen anderen, die sich Skimeister nennen durften. — Wenn auch vielleicht nicht immer, das heißt auf allen Rennen, hinsichtlich der Schnelligkeit, so doch sicherlich in puncto Sicherheit und Schönheit der Bewegung und damit des Stils. Selbst elf Jahre später, als ich den letzten großen Skifilm „Der weiße Rausch“ drehte mit 40 der besten damaligen Geländeläufer, die infolge ihres jugendlichen Draufgängertums dem nunmehr schon etwas gealterten Hannes Schneider bei einem wilden Abfahrtsrennen davongefahren wären, zeigte sich dieser immer noch als der unerreichte Meister für das Skilaufen vor der Kamera. Denn auch damals war er noch immer der Einzige, bei dem man sich

darauf verlassen konnte, daß er seinen Schwung haargenau da hinsetzte, wohin er, von der Kamera aus gesehen — mit oder ohne Markierung durch einen Schneeball — kommen mußte.

Ohne einen Hannes Schneider hätte mir all mein fotografisches Können und all meine stürmisch wachsende Fähigkeit zum filmischen, das heißt bewegten „Sehen“ und all unsere gemeinsame Begeisterung, mit der wir Sportsleute an diesem Film arbeiteten, letzten Endes nichts genützt. Das heißt, „Das Wunder des Schneeschuhs“ wäre nie das geworden und hätte nie die Wirkung erreicht, die es dann tatsächlich ausübte, nämlich Millionen Menschen gleichsam in einen Rausch von Bewegung und Schönheit zu versetzen.

Bis es allerdings so weit war, das heißt bis dieser Film das Licht der Leinwand erblicken konnte, galt es noch viele Klippen zu überwinden.

Die erste war, wie gesagt, ein fehlender Hannes Schneider gewesen. Die zweite aber wurde die eintretende Ebbe in meinem Geldbeutel. Ich hatte mir nämlich unterdessen — heute zurückblickend muß ich fast sagen in einem Anfall von begeistertem Größenwahn — den ungeheuer teuren Apparat der Ernemannzeitlupe gekauft. Was nicht einmal die große Ufa sich leistete, diesen kostbaren Apparat vielmehr anfangs von Ernemann nur auslieh.

Ich hatte den Apparat kennengelernt im letzten Jahr des Weltkrieges anlässlich von Messungen der Durchschlagkraft von Granaten an Panzerplatten. Die Erinnerung an den phantastischen Eindruck, den es mir damals gemacht hatte, wie eine Granate langsam durch die Luft geflogen kam und sich gleichsam ganz gemächlich vor meinen Augen durch eine solche Panzerplatte hindurchbohrte, hatte mich als ein von Menschenaugen noch nie gesehenes Wunder niemals losgelassen; wie wunderbar mußte es doch sein, diese blitzschnellen und vom Auge kaum noch fassbaren Bewegungen des Skilaufens — vor allem des Skispringens — in einer derartigen Verlangsamung der Bewegung sehen zu können! Dieses Wunderinstrument — übrigens ein Apparat von fünf Zentner Gewicht, den wir dann mitunter bis auf 3000 m Höhe auf einem Schlitten mit uns herumtrug, worüber sich ein ganzes abenteuerliches Kapitel schreiben ließe — kostete so viele Inflationsmark, daß sogar mein kleines Schweizer-Franken-Kapital dem nicht mehr standhielt.

Da meldete sich bei mir als rettender Engel der Freiburger Skiläufer und Ethnologe Dr. Tauern, der schon seinerzeit das Zustandekommen unseres ersten Monte-Rosa-Films im Rahmen der Freiburger Welt-Kino-Gesellschaft organisiert hatte, und erbot sich, an meinem Film sich zu beteiligen. Er brachte dieselbe Summe ein wie ich, und machte mir den für mich völlig neuartigen, verblüffenden Vorschlag, eine eigene Gesellschaft zu gründen.

So also entstand im Frühjahr 1920 die erste Freiburger Berg- und Sportfilmgesellschaft, der dann im späteren Verlauf auch noch Dr. Willinger und andere begeisterte Sportsleute mit kleinen und kleinsten Einlagen beitraten. Nur leider nie ein richtiger Kaufmann — doch das ist ein Kapitel für sich. Jedenfalls konnten wir, jetzt als richtiggehende Firma, einige Zeit weiterkurbeln, bis auch dieses Geld schließlich wieder zu Ende ging und die drülte, diesmal am gefährlichsten ausschauende Panne eintrat. Wieder saßen wir oben auf dem Kreuzer fast ohne Geld und fingen an, unsere Pension herunterzuhandeln. Zur Verbesserung unserer schwindsüchtigen Kasse aber gaben wir den dortigen Gästen an Schichtwettertagen Skunterricht, was mit großer Begeisterung begrüßt wurde, da wir ja schließlich auch auf diesem Gebiet etwas konnten. Unter diesen Schülern befand sich, sicherlich vom lieben Gott gesandt, auch ein Frankfurter Großhändler für Lebensmittel. Es sei hier sogar sein Name verraten, damit auch er heute vielleicht noch seine Freude haben kann, wenn er nach 37 Jahren diese Zeilen zufällig lesen sollte. Er hieß Hahn, und ohne ihn wäre „Das Wunder des Schneeschuhs“ vielleicht niemals fertig geworden. Ich brachte ihm nämlich den Doppelkristiana bei, und darüber zeigte er nicht nur größte Begeisterung, sondern die so viel seltenere Eigenschaft der Dankbarkeit.

Er schenkte uns zwei Zentner Reis plus dem dazugehörigen Quantum Tomatenpüree — und das im Hungerjahr 1920!

Mit diesem Schatz setzten wir uns auf die Concordiahütte inmitten der grandiosen Gletschervelt des Berner Oberlandes, aßen Tag für Tag nichts anderes als Reis mit Tomatenpüree — anfangs begeistert, schließlich aber mit einer Art verbissener Verzweiflung —, bis auch der Hochgebirgssteil dieses Films fertiggedreht war.

Fast ein halbes Jahr hatten wir dazu auf Schneeschuhen gelebt und jeder hatte mit Begeisterung mitgemacht, trotzdem das Wort „Gage“ ein unbekannter Begriff war. Denn dazu hätte es bei einem Film, für dessen Produktion wir ja schließlich nur das lächerliche Kapital von zweimal 9000 Schweizer Franken zur Verfügung hatten, natürlich niemals gereicht.

Inzwischen hatten wir uns auch noch eine richtige Vorführungsmaschine auf Kredit gekauft, da unser gedrehtes Filmmaterial ja nun auch geschnitten, das heißt zu einem Ganzen zusammengestellt werden mußte, was ohne dauerndes Vorführen nicht möglich war. Auch von dieser Kunst der „Montage“ hatte ich damals natürlich noch keine Ahnung, hatte mir diese Notwendigkeit sogar vorher noch nicht einmal überlegt. Und das war letzten Endes gut so, denn bei einiger Sachkenntnis über die Entstehung eines „abendfüllenden“ Filmes hätte ich es wohl niemals gewagt, einzig auf Grund meines fotografischen und sportlichen Könnens eine solche Aufgabe anzupacken.

Unbeschwert also von allem damaligen Wissen über die Kunst, einen Film zu machen, stellte ich stolz unseren neuen Vorführungsapparat (eine richtige Theatermaschine) in der großen Küche meiner Mutter auf, benutzte zu deren Schrecken die Wand hinter dem Herd als Projektionsfläche, annectierte den einen der beiden Röhrentische, bespannt mit einem weißen Papier zum Zusammenkleben und Schneiden der einzelnen Filmaufnahmen, und versuchte nun, aus allen diesen im Grunde genommen völlig unzusammenhängend gedrehten Aufnahmen ein zusammenhängendes Ganzes aufzubauen.

Doch damit kam ich zunächst nicht weit und saß schließlich ziemlich ratlos vor diesen rund 2000 kleinen Filmröllchen, von denen jedes einzelne ein zwar wunderbar schönes Bild zeigte, zu einem geschlossenen Ganzen aber nicht zusammenmontiert werden konnte.

In der Verzweiflung darüber wurde es mir plötzlich eines Tages bewußt, daß ich mit Ausnahme unseres kleinen seinerzeitigen Monte-Rosa-Films ja noch niemals in meinem Leben einen richtigen Film gesehen, geschweige denn ein Filmtheater betreten hatte; und daß es daher doch ratfam sei, sich einmal anzusehen, was da eigentlich andere „Filmregisseure“ fabrizierten. (Diesen Begriff „Filmregisseur“ kannte ich damals noch ebenso wenig wie irgendeinen anderen Fachausdruck aus der Filmbranche, so daß ich sicherlich jeden verwundert angesehen hätte, der mich als „Regisseur“ statt als Geologen bezeichnet hätte.)

Jetzt fuhr ich also nach Berlin, wo es damals schon große Filmtheater gab, und ging eine Woche lang zum ersten Mal in meinem Leben ins Kino. Der erste Film, den ich sah, war „Madame Dubarry“. Das war nun allerdings etwas anderes, als ich da gemacht hatte! Da gab es eine richtige dramatische Handlung wie auf dem Theater, während sich bei mir nichts anderes abspielte, als daß vier Stkläufer (manchmal waren es auch plötzlich fünf, was aber glücklicherweise nie jemand bemerkte) auf den Gipfel eines 4000 m hohen Berges (die Jungfrau) stiegen und wieder hinunter fuhren. Und da wurde außerdem von richtigen Schauspielern „gespielt“, während ich mich nur für die schönen Körperbewegungen meiner „Darsteller“ interessiert und begeistert hatte, nicht in einem einzigen Fall aber für die Bewegung ihrer Gesichter, das heißt für das, was man schauspielerische Mimik nennt. Rückblidend muß ich sogar heute sagen, daß auch diese meine totale Naivität eines absoluten Anfängers ihr Gutes hatte. Denn gerade dadurch kam ich vielleicht früher als manch andere routinierte Berufsregisseure zu der Erkenntnis, daß das Filmschauspiel — im Gegensatz zum Theater — ebenso ausgeprägt in der Bewegung des Körpers, wie der des Gesichts sich auszudrücken habe. Und auch das wurde mir damals sofort klar, daß Filmschauspiel etwas anderes sein müsse, als Theaterchauspiel.

Nämlich niemals überhöht in Ausdruck und Geste, sondern ganz einfach und „natürlich“. Daß es also möglich sein müsse, im Film auch mit Laiendarstellern zu arbeiten. Was ich dann auch in meinen späteren Filmen mit Handlung reichlich austofen mußte. Eigentlich hätte ich aber damals angefangen diese ersten richtigen Spielfilme, die ich in meinem Leben sah, den Mut verlieren müssen, wenn ich an die völlige Handlungslosigkeit meines eigenen Films dachte. Dem war aber glücklicherweise nicht so. Ich fand es nach wie vor wunderschön, wie meine vier Skiläufer da durch den tiefverschneiten Wald und schließlich durch wilde Gletscherbrüche auf über 4000 m hinaufstiegen, um dann von dort, hoch über dem Wolkenmeer, in stäubenden Schussfahrten und Schwingen zuerst durch ein Gewirr von Spalten, dann über lange glatte Hänge und zu guter Letzt wieder durch die Märchenwelt des verschneiten Waldes ins Tal hinunterzutollen. Warum sollte es den Menschen nicht ebensogut gefallen, einmal so etwas zu sehen, wozu doch die wenigsten von ihnen in ihrem Leben Gelegenheit hätten, während sie Theater, einerlei ob auf der Bühne oder auf der Filmleinwand, doch schließlich jeden Tag sehen konnten?

Etwas Entscheidendes hatte ich nun aber doch von diesen so ganz anders gearteten Spielfilmen lapiert: nämlich das Grundgesetz des Aufbaues eines Filmes, respektive das aller sogenannten „Montage“ (das heißt des Zusammenstellens und Aneinanderschneidens der einzelnen Einstellungen zu einem fortlaufenden Ganzen): nämlich das Gesetz der wellenförmigen Steigerung des filmischen Geschehens mit immer schneller und damit erregender werdendem Tempo durch immer kürzeren Schnitt der einzelnen Einstellungen, bis zum Höhepunkt im letzten Akt, und dann einem kurzen Ab- und Ausklingen am Schluß des Filmes.

Nach diesem — hier allerdings sehr vereinfacht ausgedrückten, für alle inzwischen sehr differenzierten Filmgattungen aber gültigen — Grundgesetz des Filmes hinsichtlich seiner Form baute ich nun also das einfache „Geschehen“ meines Filmes auf, und im Spätsommer 1920 war das „Wunder des Schneeschuhs“ fertig. Vielleicht war dieser Anfängerkfilm tatsächlich einer der „schönsten“, die es bis dahin gegeben hatte, wie es die damalige begeisterte Kritik behauptete und offensichtlich auch das große Publikum empfand. Sicherlich aber war er der naivste und gegen alle damals gültigen Filmregeln am tollsten verstößende Film, der sich bis dahin auf eine öffentliche Verurteilung gewagt hatte. Doch noch stand mir ein kurzer Leidensweg bevor, an den ich als völliger Außenstehender der Filmbranche nicht gedacht hatte.

Es war jetzt höchste Zeit, den Film zu verkaufen, da die Finanzen unserer Berg- und Sportfilme so völlig am Ende waren, daß ich mir meinen Lebensunterhalt von meiner eigenen Mutter pumpen mußte. Ich packte also die sechs Filmrollen von insgesamt 2400 m Länge zuversichtlich in den Koffer und fuhr nach Berlin, um unsere Erstlingsgeburt an einen der großen finanzstarken Filmkonzerne zu verkaufen. Wo immer ich ihn aber auch anbot — bei der Deulig, der Ufa, der Decla und wie die Allgewaltigen damals alle hießen — es erfolgte überall ein großes Schlütteln des Kopfes ob solch einer abgrundtiefen Naivität, dem Publikum zumuten zu wollen, sich einemhalb Stunden lang anzusehen, wie vier Skiläufer auf einen Berg stiegen und wieder herunter fuhren.

Damit war unser schönes „Wunder des Schneeschuhs“ nun eigentlich dazu verurteilt, nie das Licht der Öffentlichkeit zu erblicken, und all die viele Mühe und Begeisterung und sogar das so bitter zusammengesparte Geld schienen verloren. Aber so schnell gab ich mich nicht geschlagen. Ich war absolut überzeugt davon, daß dieser Film dem Publikum gefallen werde, demselben Publikum, das ich doch einst schon als Student mit meinen stehenden Lichtbildern aus dem Hochgebirge so sehr begeistern konnte, daß ich keinen Moment davor zurückschreckte, sogar mit gepumptem Geld den Versuch zu machen, auch ohne die Filmbranche und ihre Kinotheater mein Werk vor mein Publikum zu bringen. Wozu gab es schließlich Konzert- und andere große Säle in den Städten, und warum sollte unsere Vorführmaschine jetzt in meiner Küche ein so nutzloses Dasein fristen? So mieteten wir also zunächst den großen Paulusaal in meiner Heimatstadt Freiburg, bauten hier eigenhändig unsere Apparatur auf und beranstalteten unsere eigene Premiere.

Und siehe da, der Erfolg übertraf sogar meine Erwartungen. Das Publikum applaudierte schon vom ersten Akt ab und in immer kürzeren Pausen andauernd mitten im Film, und am Schluß war des Jubels kein Ende.

Sonderbar — das hatte ich in den sieben Tagen meines Besuches der besten und größten Spielfilme in den Berliner Filmtheatern nicht ein einzigesmal gehört, daß da mitten im Film auch nur hie und da einmal geklatscht worden wäre. Dennoch war es mir natürlich klar und war ich ehrlich genug gegen mich selbst, um mir einzugestehen, daß jene Filme doch eigentlich viel besser und unendlich gefonnter und routinierter waren, als dieses mein Anfängerwerk. Warum also dieser spontan einsetzende Jubel über diesen so völlig handlungslosen und undramatischen Film? Noch dazu, wo er nur vom Skilaufen handelte, einem Sport also, der damals sogar in Freiburg noch verhältnismäßig schwach vertreten war? Aber vielleicht war das nur in Freiburg so, wo viele uns kannten und unsere kleine Berg- und Sportfilmgesellschaft schließlich beheimatet war? Nein — dieser überwältigende Erfolg und spontane Jubel um diesen Film steigerte sich nun fast von Stadt zu Stadt und sein Höhepunkt lag in Berlin, also ausgerechnet in einer Stadt, in der es damals noch relativ wenig Skiläufer gab, so daß man noch nicht einmal mit zwei oder drei Prozent skilaufernden Publikums pro Vorführung rechnen konnte. Nicht die Skiläufer und Bergsteiger gaben hier, oder gar in meinen späteren Bergfilmen mit Handlung, den Ausschlag. Gerade aus ihren Kreisen stammten die ersten Meckerer, die — im Vollgefühl ihres sachmännischen Urteils und vielfach im Glauben, daß da irgendwelche bergfremde Filmleute einen Film gedreht und sich damit in ihre heiligen Bezirke der Bergwelt eingedrängt hätten — daran herumkritisierten und sogar von einer Entweihung ihrer Berge sprachen. Nein — dieser von Jahr zu Jahr dann lawinenartig anschwellende Erfolg meiner Ski- und Bergfilme beruhte weitaus zum größten Teil auf der Begeisterung jener Millionen von Besuchern, die diese Welt noch gar nicht oder nur wenig kannten. Hier drückte sich die Sehnsucht des Städters aus nach Licht und Sonne und Schnee und Bergen und überhaupt nach der Natur, die er größtenteils so weitgehend entbehren muß. Hier also war mit diesem ersten wirklich schönen Naturfilm der Beweis angetreten dafür, daß die Filmbranche mit ihrer fast ausschließlichen Produktion von Spielfilmen, die zum weitaus größten Teil in Innenräumen spielten, dem Publikum etwas vorenthielt, was dieses sich sehrflüchtig wünschte und mit unendlicher Dankbarkeit aufnahm, als es ihm hier erstmalig in wirklicher Schönheit und Echtheit geboten wurde: nämlich Natur. Allerdings gesehen und geformt durch ein Auge, das selbst schönheitsstrunken war.

Aber hat sich nun in den 37 Jahren, die jetzt verfloßen sind, seitdem dieser erste abendfüllende Naturfilm einen so stürmischen Jubel bei Millionen und Übermillionen Menschen auslöste, wirklich so viel geändert an der doch schon feinerzeit etwas unbegreiflichen Tatsache, daß die Filmproduzenten aller Welt in ihren großen abendfüllenden Filmen zum weitaus größten Teil ihrem Publikum immer wieder Themen vorsehen, die in Innenräumen spielen — zumeist sogar in sehr vornehmen und überluxuriösen —, also in Sperrholz und Pappe gedreht wurden, statt draußen in der freien Natur? Gewiß, ein wenig besser ist es in dieser Hinsicht seitdem geworden, aber auch wirklich nur ein wenig.

Es mag die Anzahl der Szenen, die aus den Atelierwänden oder von dem Ateliergelände weg in die freie Landschaft verlegt wurden, allmählich etwas zugenommen haben; — aber ihr Prozentsatz blieb immer noch sehr gering; und ich glaube, daß, wenn man einmal den Durchschnitt aus 1000 Großfilmen ziehen würde, noch keine fünf Prozent der hier verwendeten Filmmeter das zeigten, was man mit Recht als „Natur“ bezeichnen könnte.

Aber selbst wenn es in den vielen Jahren unter den Tausenden von Spielfilmen natürlich auch eine Anzahl gab, deren Handlung weitgehend oder gar einmal ganz in den Bergen oder am Meer, in der Wüste oder im Wald oder sonst irgendwo in der Natur spielte, waren sie damit noch lange keine „Naturfilme“. Das heißt, sie vermittelten letzten Endes doch kein Erlebnis der Natur, sondern nur das Miterleben eines menschlichen

Geschehens, das sich nur auf dem Hintergrund einer Landschaft — und zwar einer an diesem Geschehen recht unbeteiligten — abspielte und größtenteils ebensogut in Innenräume hätte verlegt werden können. Nein — oberstes Gesetz eines „Naturspielfilmes“ ist es, daß die Natur der eigentliche Hauptdarsteller ist, der große übermächtige Gegenspieler zum kleinen — — und doch in diesem Kampf gegen seine Natur mitunter so großen — — Menschen. Menschliches Geschehen und Erleben vor einer Natur, die nur die unbeteiligte Kulisse bleibt, das ist noch lange kein Naturfilm.

Noch immer hat man nicht richtig erkannt, wo eigentlich das schönste und weitaus wertvollste Objekt und Anwendungsgebiet der Erfindung des bewegten Bildes liegt: nämlich in der gestalteten Wiedergabe der Natur — umfassender gesprochen: der „Wirklichkeit“. Wie es neuerdings die Italiener eine Zeitlang in so beglückender Weise fertig brachten.

Diese Aufgabe kann die Filmtkunst besser erfüllen, als jede andere; denn nur sie kann Bewegung wirklich wiedergeben und damit am anschaulichsten das Phänomen des Lebens, das ja Bewegung ist.

Dieses aber spielt sich noch immer in Gottes freier Natur am meisten und gewaltigsten und ursprünglichsten ab — sogar für den Menschen.

Ich sage nichts gegen den normalen „Atelierspielfilm“, den zum größten Teil in Innenräumen sich abspielenden „Theaterfilm“. Auch er ist notwendig und kann sehr schön und sehr wertvoll sein. Aber die Menschen werden damit einseitig unterhalten, und die Anzahl seiner Produkte steht in einem trassen Mißverhältnis zur Anzahl der bisher gedrehten Natur- und Wirklichkeitsfilme (mit oder ohne Handlung). Ist an diesem bedauerlichen Rückstand das Publikum schuld? Ich behaupte — nein! Und ich glaube, mit dem ungewöhnlichen Erfolg meiner Filme den Beweis für eine solche Behauptung immer und immer wieder geliefert zu haben. Denn mein Millionenpublikum ließ sich von der hier lebendig gestalteten Natur zumindest ebenso tief ergreifen, beglücken und erheben, wie von den besten — vielfach sicherlich routinierter und besser gemachten — Atelierfilmen.

Nach dem fast sagenhaften Erfolg meines ersten Anfängersfilms „Das Wunder des Schneeschuhs“ zeigte ich im zweiten: „Im Kampf mit dem Berg“ (1921) das Gehen im Eis, Gletscherpalten, Séracs, Eisgrat und Eiswand und Wächter. Wiederum ohne Handlung. Nur: ein Bergführer (Hannes Schneider) traversiert mit einer jungen Touristin den Lyskamm (4500 m) mit seinen wilden Gletscherbrüchen und gefährlichen Gipfelwächern. Dieser Film war bildlich viel großartiger, als das Wunder des Schneeschuhs. Auch die gezeigten Leistungen waren bedeutend größer. Dennoch war sein Publikumserfolg unvergleichlich geringer. Das brachte mich zur Erkenntnis: ganz ohne jede Handlung — ohne eine einfache Story, die sich in dieser Welt des Hochgebirges abspielt — gehe es auf die Dauer nicht.

Es hätte mich auch selbst nicht interessiert, nun etwa in immer neuen Filmen zu zeigen, wie Bergsteiger oder Skiläufer auf einen Gipfel steigen. Nein — nur der Mensch selbst, der diese Berge „erlebt“, der im Kampf gegen ihre Naturgewalten siegt oder heroisch untergeht, konnte in Zukunft das Thema des Bergfilms sein. Nur daß der Berg — die Natur — dabei stets der große Gegenspieler — der Hauptdarsteller — sein mußte. Und nicht etwa nur Kulisse, nur bloßer Hintergrund für einen sich abspielenden menschlichen Roman. Hier lag der Fehler fast aller von naturfremden Produzenten hergestellten Bergfilme der letzten 20 Jahre.

Es folgten nun in den Jahren 1921 bis 1939 meine Ski-, Berg- und Expeditionsfilme:

„Fuchsjagd im Engadin“ — „Der Berg des Schicksals“ — „Der heilige Berg“ — „Der große Sprung“ — „Das weiße Stadion“ — „Die weiße Hölle vom Big Palu“ — „Stürme über dem Montblanc“ — „Der weiße Rausch“ — „SOS Eisberg“ — „Der ewige Traum“ — „Die Tochter des Samuraj“ — „Ein Robinson“. Die Dramatik ihrer Handlung konnte ich fast von Film zu Film steigern, aber immer blieb sie echt und wurzelt in dieser Welt von Schnee und Eis, oder dann schließlich auch der japanischen

Vulkane. Und mein Millionenpublikum wuchs fast von Film zu Film — bis ich dann im Jahr 1939 durch Goebbels kaltgestellt wurde.

Damit war die Weiterentwicklung dieser Art von Naturspielfilmen jäh abgebrochen und auch nach dem Kriege konnte ich sie nicht weiterentwickeln, weil die deutschen Filmproduzenten diese tatsächlich riskierte und lange Drehzeiten verlangende Art von Naturfilmen, die so weitgehend durch die Gewalt ihrer Bildsprache wirken mußten, nicht mehr wagen wollten.

Wie diese obengenannten Filme aber seinerzeit entstanden und was dabei alles passierte, das müßte ein eigenes langes Kapitel abgeben, oder sogar mehrere.

Nun bin ich bald 70 Jahre alt und könnte die unheimlichen Strapazen solcher Hochgebirgs- und Expeditionsfilme natürlich schon seit langem nicht mehr auf mich nehmen. Die Negative meiner Filme aber sind bis auf drei alle im Krieg verlorengegangen. Und dazu möchte ich beinahe sagen: „Gottseidank!“ Denn bei der rasenden Entwicklung der Filmtechnik veralten ja unsere Werke in einem ganz anderen Tempo, als bei irgendeiner der anderen bildenden Künste. Was uns bleibt, ist die kleine Genugtuung, einst Pioniere gewesen zu sein auf dem Gebiete eines neuen künstlerischen Ausdrucksmittels, mit dem wir gleichsam das Entwicklungsstadium der „Kunst der Primitiven“ im Film zu vertreten hatten.

Was uns aber vor allem bleibt, ist das beglückende Bewußtsein, ungezählten Millionen Menschen eine so erhabene Natur unserer Erde in absoluter Echtheit gezeigt zu haben, wie sie nur relativ sehr wenige von ihnen mit eigenen Augen sehen dürfen, und ihnen dadurch vielleicht zu einem erhebenden Erlebnis verholfen zu haben.

Geblichen ist auch etwas von dem, was ich als Lehrer weitergeben konnte an alle diejenigen, die einst als junge Menschen aus meiner Schule hervorgingen und heute fast alle zur großen Klasse der deutschen Kameramänner zählen: nämlich die Kunst des filmischen „Sehens“ draußen in der Natur.

Ob nun der Hochgebirgsfilm noch einmal wiederkommen wird — in jeder Beziehung routinierter und auch technisch vollendeter, als es mir, der ich ihn einst begründete und leider nur bis zu einer gewissen Höhe entwickeln konnte, möglich war?

Ich hoffe es. Denn er ließe sich mit den heute zur Verfügung stehenden filmtechnischen Mitteln noch weit über meine einstigen Filme hinaus steigern. Möge der deutsche Film sich eines Tages wieder auf diese seine so schöne und wertvolle Mission besinnen!

## Wissenschaftliche Alpenvereins-Veröffentlichungen

Bereits erschienen sind:

### Ergänzungshefte zur Zeitschrift des DuDeAV

1. E. Finsterwalder, Der Vernagtferner. Seine Geschichte und seine Vermessung in den Jahren 1888 und 1889. 112 S., 1 Karte 1:10.000, 2 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1897.
2. M. Blumde und G. Heß, Untersuchungen am Hintereisferner. 87 S., 1 Karte 1:1000, 9 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1899.
3. M. Eder, Das Gottesackerplateau, ein Karrenfeld im Allgäu. 108 S., 1 Karte 1:7500, 20 Tafeln, 84 Textfiguren. 1902.
4. F. Frech, Über den Gebirgshau der Tiroler Zentralalpen. Mit besonderer Rücksicht auf den Brenner. 98 S., 1 Karte 1:75.000, 25 Tafeln, zahlreiche Textabbildungen. 1905.

### Wissenschaftliche Veröffentlichungen des DuDeAV

5. D. Stolz, Die Schwaihgöfe in Tirol. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgegeschichte der Hochalpentäler. 197 S., 1 Karte 1:800.000, 12 Tafeln. 1930.
6. A. Reifinger, Untersuchungen über den Niederjochhoferener See im Baverischen Allgäu. Versuch einer exakten Zeitbestimmung im postglazialen Zeitalter. 70 S., 2 Tafeln. 1930.
7. F. Trusheim, Die Mittenwalder Kartwendelmulde. Mit geologischer Karte 1:25.000 des bayerischen Kartwendelgebietes. 89 S., 8 Tafeln. 1930.
8. W. Schmitt, Über Föhnerscheinungen und Föhngebiete. 64 S., 1 Karte 1:80.000.000, 29 Diagramme und Abbildungen. 1930.
9. W. Weizenbach, Untersuchungen über die Stratigraphie der Schneeeablagerungen und die Mechanik der Schneebewegungen nebst Schlussfolgerungen auf die Methoden der Verbauung. 105 S., 85 Abbildungen. 1930.
10. E. W. Rodel, M. Richter und G. Steinmann, Geologie der bayerischen Berge zwischen Lech und Loisach. Mit geologischer Karte 1:25.000 und Profiltafel, 231 S., 17 Tafeln, 57 Textfiguren. 1931.
11. W. Erhardt, Der Stausen. Geologische Aufnahme der Berge zwischen Reichenhall und Inzell. Mit geologischer Karte 1:25.000, 52 S., 2 Kartenfzissen, 2 Profiltafeln, 8 Textabbildungen, 1 Photo. 1931.

### Wissenschaftliche Alpenvereinshefte

Gemeinsam herausgegeben von den Hauptauschüssen des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins.

12. A. v. Klebelsberg, Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935 bis 1945. 51 S. 1952. Preis für Mitglieder S 14.—
13. F. Angel und R. Staber f, Gesteinswelt und Bau der Hochalm-Ankogel-Gruppe. Preis für Mitglieder S 55.—
14. D. Festa, Berggewässer. Naturkundliche Wanderungen zur Untersuchung ostalpiner Lämpel und Seen im Hochgebirge. 46 S., 21 Zeichnungen, 3 photographische Aufnahmen. 1953. Preis für Mitglieder S 21.—  
112 S., 4 Abbildungen, 10 Profilblätter, 1 geologische Karte 1:50.000. 1952.
15. D. Garß, F. Kümelf und E. Spengler, Erläuterungen zur geologischen Karte der Dachsteingruppe, 82 S., 3 Profiltafeln, 3 Lichtdrucktafeln, 3 Abbildungen im Text, 1 geologische Karte 1:25.000. 1954. Preis für Mitglieder S 55.—
16. G. Friedel, Die alpine Vegetation des obersten Nölltales (Hohe Tauern). Erläuterung zur Vegetationskarte der Umgebung der Pasterze (Großglockner). 153 S., 18 Abbildungen im Text, 12 Bildtafeln, zahlreiche Tabellen, 1 Vegetationskarte 1:50.000. 1956. Preis für Mitglieder S 360.—

Die Reihe wird fortgesetzt.

